

Schwäbische Heimat

Wörter
... und
... mit
... -igant

Oktober-Dezember DM 12.00



1993/4

Schönbuch-Museum
in Dettenhausen
Gefährdete Bauten:
historische Kellern

Momentaufnahmen
aus der Nachkriegszeit
«Haus der vielen Brüste» –
Kultraum der Jungsteinzeit?

29.6.92

Schwäbische Heimat

44. Jahrgang
Heft 4
Oktober–Dezember 1993

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Postbank Stuttgart (BLZ 60010070) 3027701,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Telefon (07 11) 22 16 38
Telefax (07 11) 29 34 84

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad-Theiss-Verlags, des DRW-Verlags Weinbrenner, der Schwäbischen Bank und das «Reiseprogramm 1994» des Schwäbischen Heimatbundes bei.

Inhalt

MARTIN BLÜMCKE In eigener Sache: Sanierungsbeginn im Stuttgarter Leonhardsviertel	321
MANFRED STEINMETZ/REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Waldhufendorf Beinberg bei Bad Liebenzell	322
JÖRG HOLZWARTH Graue Zukunft für den Wald – Altpapierflut macht Waldpflege unrentabel	324
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Schönbuch-Museum in Dettenhausen	327
KLAUS THINIUS-HÜSER Historische Kelterhäuser in Baden- Württemberg	338
ROBERT FRITZ Die Arbeit im Jahreslauf eines Weingärtners in alter Zeit	352
DIETER ESSIG Die Bedeutung der Wasserkraftnutzung am Beispiel von Triebwerken im Raum Kirch- heim u. T. an der Lauter und ihren Zuflüssen	364
THOMAS KNUBBEN Im Labyrinth der Nachkriegszeit – Fotografische Momentaufnahmen von Hansel Mieth und Otto Hagel	371
DIETER KAPFF Das «Haus der vielen Brüste» – Ein Kultraum aus der Jungsteinzeit?	381
Buchbesprechungen	388
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	399
sh intern	400
Reiseprogramm 1994	409
sh aktuell	416
Personalien	432

Martin Blümcke In eigener Sache: Sanierungsbeginn im Stuttgarter Leonhardsviertel

Das alte Stuttgart, dessen bauliche und landschaftliche Schönheit, dessen trauliche Gemütlichkeit immer wieder gerühmt wurde, dieses Stuttgart ist im Hagel der Brand- und Sprengbomben des Zweiten Weltkrieges untergegangen. Rathaus, Stiftskirche, Leonhards- und Hospitalkirche, Altes und Neues Schloß waren getroffen und ausgebrannt, der Hauptbahnhof schwer beschädigt. Nur wenige Gebäude, wie das Große Haus der Württembergischen Landestheater, heute Staatstheater, hatten das Inferno überstanden. Auch einige Bürgerhäuser in der Stuttgarter Innenstadt, die jedoch in der Euphorie des Wiederaufbaus abgerissen oder bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden.

Dieser Rückblick war notwendig, um zu verstehen, daß nunmehr die Häuserzeile zwischen Weber- und Richtstraße jenseits der Hauptstätterstraße nahe beim Wilhelmsplatz die letzte Erinnerung an Alt-Stuttgart ist, daß diese Wohnstätten von Wengertern und Handwerkern aus der Zeit um 1700 die frühesten Zeugnisse für das bürgerliche Leben in der damaligen Residenzstadt sind. So unscheinbar heute diese Häuser am Rande des Rotlichtviertels wirken, so sympathisch ist der Gedanke, daß es Bauten der ärmeren Untertanen gewesen sind, die da am Rande der Leonhardsvorstadt überdauert haben und jetzt saniert werden sollen. Daß diese Sanierung auch eine Aufwertung bedeutet und einen Wandel des sozialen Umfeldes bewirken soll, ist von der Stadt Stuttgart beabsichtigt.

Die Stadtgruppe Stuttgart, und hier insbesondere die Historiker Klaus Sackenreuther und Harald Schukraft, haben auf diese Häuserzeile aufmerksam gemacht und deren Erhalt gefordert. Daß private Investoren ihr Kapital nicht ausreichend verzinst bekommen, war bereits durchgerechnet, der von der Stadt gestellte Abbruchantrag vom Landesdenkmalamt schon genehmigt. Da erklärte sich der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes auf Drängen seiner Stadtgruppe bereit, die Gebäude Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 zu sanieren und als Geschäftsstelle zu nutzen. Zugleich war auch der Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart

zu gewinnen, den finanziellen Husarenritt mitzutragen mit dem Einsatz von 850 000 DM bei veranschlagten Kosten von 2,3 Mio. DM.

Anfang Oktober haben nun nach entsprechenden Vorbereitungen und Absprachen mit Brandschutz, Denkmalpflege und den einschlägigen städtischen Ämtern die Sanierungsarbeiten begonnen, um die genannten Häuser zu erhalten und später als Geschäftsstelle zu nutzen. Die Eingriffe in die überkommene Bausubstanz werden behutsam vorgenommen, was an Türen, Balken und Decken weiterverwendet werden kann, das bleibt. Gerade die Stadtgruppe Stuttgart hat hier mit Anregungen beigetragen, möglichst viel Dokumentarisches zu belassen, auch wenn man vor der neuen Nutzung, z. B. als Versammlungsraum, und ihren Erfordernissen nicht die Augen verschließt.

Der finanzielle Husarenritt hat schon begonnen, wobei – um im Bild zu bleiben – Vorstand und Geschäftsführung die Zügel fest in der Hand halten. Für Planung und Voruntersuchungen sind bereits mehr als 150 000 DM ausgegeben worden, ohne daß ein Pfennig Kredit aufgenommen werden mußte. Bei der letzten Mitgliederversammlung in Heilbronn, als ein höherer Jahresbeitrag vorgeschlagen wurde, und bei der Mitgliederversammlung 1992 in Herrenberg, bei der der Sanierungsbeschluß gefaßt wurde, wie denn das Vorhaben zu finanzieren sei, beide Male hat der Vorstand auf die Spendenbereitschaft der Heimatbündler verwiesen. Statt einer Erhöhung des Jahresbeitrages, der einer zwangsweisen Bauumlage gleichgekommen wäre, setzten wir und setzen wir immer noch auf die Freiwilligkeit. Ganze 400 000 DM erhoffen Vorstand und Geschäftsführung, auf diese Weise zusammenzubekommen.

Mehr als die Hälfte dieser Summe ist schon auf unseren Konten eingegangen, darunter die Spenden von zwei Mitgliedern über 15 000 DM und 30 000 DM. Herzlichen Dank dafür. Doch die Masse der Überweisungen lautet über fünfzig oder hundert Mark, wofür wir nicht minder dankbar sind. Da die Sanierungsarbeiten gerade erst begonnen haben, da wir bisher eigentlich in dieser Zeitschrift nur Horribilder veröffentlichen konnten, die eher abschrecken als ermuntern, sind alle Verantwortlichen guten Mutes, daß aus dem Husarenritt ein sicheres Traben auf festem finanziellen Grund wird. Auf eigenem Grund sogar.

Das **Titelbild** zeigt einen Markttag vor einer zur Markthalle umgebauten Kelter auf dem Sieben-Keltern-Platz in Metzingen. Näheres über Keltern und ihre heutigen Nutzungen und Gefährdungen auf den Seiten 338 ff.

Im Vergleich zu den altbesiedelten Gäulandschaften sind die Buntsandsteinverebnungen des nordöstlichen Schwarzwaldes zwischen Pforzheim und Freudenstadt landwirtschaftlich im großen und ganzen kaum nutzbar. Lediglich dort, wo zwischen Nagold und Enz der Obere Buntsandstein ansteht, lohnten die Verwitterungsböden des feinkörnigen Plattensandsteins einst die Rodung von Inseln für Ackerbau und Weideland in den weiten Wäldern. Tonige, stellenweise sogar kalkhaltige Gesteinslagen stehen hier an der Oberfläche an. Die geologischen Bedingungen waren also eine wesentliche Voraussetzung für die Anlage einer Reihe typischer Rodesiedlungen der hochmittelalterlichen Landausbauphase, auch «innere Kolonisation» genannt. Unsere nach Nordwesten gerichtete Luftaufnahme läßt mehrere Rodungsinseln auf der Hochfläche westlich des Nagoldtales erkennen. Fast wie eine historische Urkunde hat sich die Plansiedlungsform im Bild der Ortschaft Beinberg und ihrer Markung erhalten, während die Anschaulichkeit des Ursprungs beim Nachbarort Maisenbach – oberer Bildrand – durch den Wegfall der Hecken und Baumreihen in der Feldflur bereits weitgehend verlorengegangen ist. Beinberg ist seit 1971 ein Ortsteil von Bad Liebenzell, dessen Stadtkern am Fuß des Steilabfalls außerhalb des rechten Bildrandes liegt. Der waldbedeckte Hang im Vordergrund fällt zur Nagold hin ab.

Weder die Kelten noch die Römer sahen sich veranlaßt, im Nordschwarzwald zu siedeln. Auch den Alamannen genügte nach Überwindung der Römerherrschaft generationenlang das Siedlungsland rechts und links des Neckars, in Oberschwaben, in der Nordschweiz und in der Oberrheinebene. Im Zusammenhang mit rascher Bevölkerungsvermehrung und mit dem zunehmenden Siedlungsausbau in den fruchtbareren und klimatisch begünstigten Muschelkalklandstrichen östlich des Schwarzwaldes gaben die Grafen von Calw vermutlich zu Beginn des 13. Jahrhunderts Teile ihrer Wälder zur Rodung frei. Natürlich versprachen sie sich davon Machtzuwachs und «Wirtschaftswachstum». Die landsuchenden Siedler – vermutlich Jungbauern aus dem Altsiedelland – erhielten rund 800 bis 1000 Meter lange Besitzstreifen, die mit der Schmalseite alle auf eine Hauptstraße stießen. Diese Landaufteilung hatte sich als praktisch erwiesen und wurde so – teilweise schon Jahrhunderte vorher – auch im

Odenwald, im Erzgebirge, im Bayerischen Wald und anderswo geübt. Auf diese Weise sind im Raum Calw 38 Orte entstanden, darunter zum Beispiel auch Schömberg, dem man die planmäßige, auf gräfliche Anordnung zurückzuführende regelmäßige Anlage inzwischen kaum mehr ansehen kann. Waldhufendörfer, so der Fachausdruck, vertragen durch die streifenförmige Hufenflur ihre planmäßige, im Kern gleichzeitige Anlage und zeichnen sich durch die ein- oder zweiseitige Aufreihung der bäuerlichen Anwesen entlang einer Durchgangsstraße aus. Die an den Hof anschließenden Besitzstreifen reichen in der Regel bis zum Wald, ja sie schließen diesen meist sogar bis zur Markungsgrenze mit ein. Die Grenzen zwischen Weideland, Wiesen und Wald dürften dabei fließend gewesen sein. So deutet in Beinberg der gestufte Waldrand immer noch die unterschiedliche Rode- oder Aufforstungstätigkeit der einzelnen Eigentümer an.

Die ursprünglich einseitige Reihung der Anwesen längs der Straße, mit den bis in den Wald reichenden Hufenstreifen, zeigt sich bis heute an der geringen Häuserzahl jenseits der Straße, während diesseits das ehemalige Weideland unter die Siedler aufgeteilt worden ist. In neuerer Zeit wurde es zum Bau zahlreicher neuer Anwesen benutzt. Der Wiesenstreifen im Bildvordergrund heißt Hardt, wobei der Name darauf hindeutet, daß das Gelände einst gemeinschaftliche Waldweide war und durch allmähliche Auflichtung in Wiesen überging; die Aufteilung dieses Teils der Markung in einzelne Besitzstreifen dürfte jünger als die Anlage des Dorfes sein, das ursprünglich 24 Hufen besaß. Es ist anzunehmen, daß die einzelnen Besitzer je nach Interessenlage und Arbeitskraft Teile ihres Waldes gerodet, einige Jahre als Acker oder Wiese bewirtschaftet haben und dann bei Nachlassen der natürlichen Bodenfruchtbarkeit wieder der natürlichen Bewaldung überließen. Erst seit ungefähr 1840 wurden die durch Beweidung, teilweise Rodung und mangelnde Pflege stark heruntergekommenen Wälder nach und nach in Hochwald überführt.

Lesesteinwälle mit Haselnußgebüsch, Weiden, Brombeeren, Ahorn und Eichen trennen die Besitzstreifen voneinander, auch Zwetschgen- und Kirschbäume gedeihen an den Trennlinien zwischen den 100 bis 130 Meter breiten Hufen. In den letzten Jahrzehnten ist allerdings auch hier – in Beinberg noch am wenigsten – manches den Neu-



bauten und den neuzeitlichen Bewirtschaftungstechniken zum Opfer gefallen. Der Niedergang dieser Wirtschaftsform war nicht aufzuhalten: Durch fortwährende Besitzteilung sanken die Bewirtschaftungsgrößen zum Teil weit unter fünf Hektar, so daß ein großer Teil der Erwerbspersonen in die Sägewerke oder in die Textilindustrie zur Arbeit ging. Nicht wenige Erwerbstätige pendeln heute nach Pforzheim oder gar nach Böblingen und Sindelfingen. Umgekehrt siedeln sich auch Erwerbstätige aus diesen Ballungsgebieten hier an, weil es sich billiger bauen und schöner leben läßt. Doch wer pflegt in Zukunft die Hecken, wer schlägt sie wie früher abschnittsweise «auf den Stock» und verwertet das Holz im Backhaus?

Heute ist der nahe Hauptort Bad Liebenzell zum modernen Kurort geworden; das hat seine Auswirkungen auf Beinberg. Hotels und Gaststätten, private Fremdenbeherbergung sind heute fast die Re-

gel, die Feldflur wird ausschließlich im Nebenerwerb bewirtschaftet. Zudem sind heute auch Liebenzell und seine Umgebung in den Sog des Verdichtungsraumes geraten: Von Stuttgart aus ist man in weniger als einer Stunde mit dem Auto hier, und so nimmt es nicht wunder, daß der Nordschwarzwald an schönen Wochenenden heute manchmal dem Verkehrskollaps nahe ist.

Hoffentlich gelingt es, durch pflegliche Behandlung der Hecken und durch Rücksichtnahme auf die historische Gesamtanlage das nunmehr fast tausend Jahre alte Waldhufendorf Beinberg in seinem typischen Gepräge ins nächste Jahrtausend zu retten! Ohne Schutz und Pflege, zwangsläufig verbunden mit Einschränkungen für die Eigentümer, würde sich auch Beinberg und seine Waldhufenflur zu einem Ort wandeln, wie es schon so viele gibt: gesichts- und geschichtslos, letztendlich untereinander verwechselbar.

Jörg Holzwarth Graue Zukunft für den Wald – Altpapierflut macht Waldpflege unrentabel

Sechs Millionen Tonnen Papiermüll im Jahr, die trotz hoher Recyclingquote zum großen Teil auf Halde liegen, sind Klaus Töpfer zu viel. Deshalb will der Bundesumweltminister im Winter die Papierhersteller dazu bringen, noch mehr Altpapier als bisher zu verwerten.

Für die Waldbesitzer ist das ein Schreckens-Szenario. Sie fürchten um den sogenannten Schwachholzmarkt: Holz, das für die Möbelindustrie und das Baugewerbe zwar uninteressant ist, aber in der Papierherstellung Verwendung finden könnte. Früher jedenfalls war das so. Jetzt geht der Preis für Stammholz zwar im allgemeinen wieder nach oben – seit den Sturmschäden des Jahres 1990 herrschte ein Überangebot auf dem Holzmarkt –, doch der Schwachholzmarkt steckt weiter in der Krise. *Industrieholz haben wir früher zwischen 150 und 180 Mark für den Festmeter verkauft, heute erhalten wir gerade noch 40 oder 50 Mark für den Festmeter*, klagt Erich Bamberger, Vizepräsident der Forstkammer Baden-Württemberg. Wer da nicht im Wald seine Holzstämme maschinell fällen, zersägen und entasten kann, erzielt kaum einen Gewinn. Im steilen Gelände ist Handarbeit immer noch die Regel. Der Grund für den Preisverfall ist nicht zuletzt das ausgeprägte Umweltbewußtsein der Deutschen. Seit 1987 sind die Gemeinden verpflichtet, Altpapiercontainer aufzustellen. Sechs Millionen Tonnen Papiermüll sammeln die Bürger auf diese Weise im Jahr. Den Waldbesitzern ist das zuviel. *Durch das große Potential an Altpapier wird das Frischholz nicht mehr gebraucht*, sagt Erich Bamberger.

Dabei muß das Schwachholz – egal ob es nun Abnehmer findet oder nicht – geschlagen werden, damit größere Bäume wachsen können. Jetzt schon verrotten kleine, armdicke Stämme im Wald, weil keiner sie haben will. Die Waldpflege wirft nichts mehr ab. Zwar gibt es noch einige Papierfabriken, die Schwachholz verarbeiten, doch sie zahlen nicht nur niedrige Preise, sondern sie bringen vor allem kleinere Waldbesitzer mit zusätzlichen Bedingungen unter Druck. *Landwirtschaft und Forstwirtschaft sind in unserer Gegend eng miteinander verflochten*, erzählt Josef Stockburger, Vorsitzender der Forstbetriebsgemeinschaft St. Georgen. *Die Landwirte wollen vorwiegend im Winter in den Wald, wenn auf den Feldern die Arbeit ruht. Doch nun gibt es im Jahr nur noch so wenige Ablieferungstermine bei den Papierfabriken, daß dieser Zeitplan völlig durcheinander kommt.*

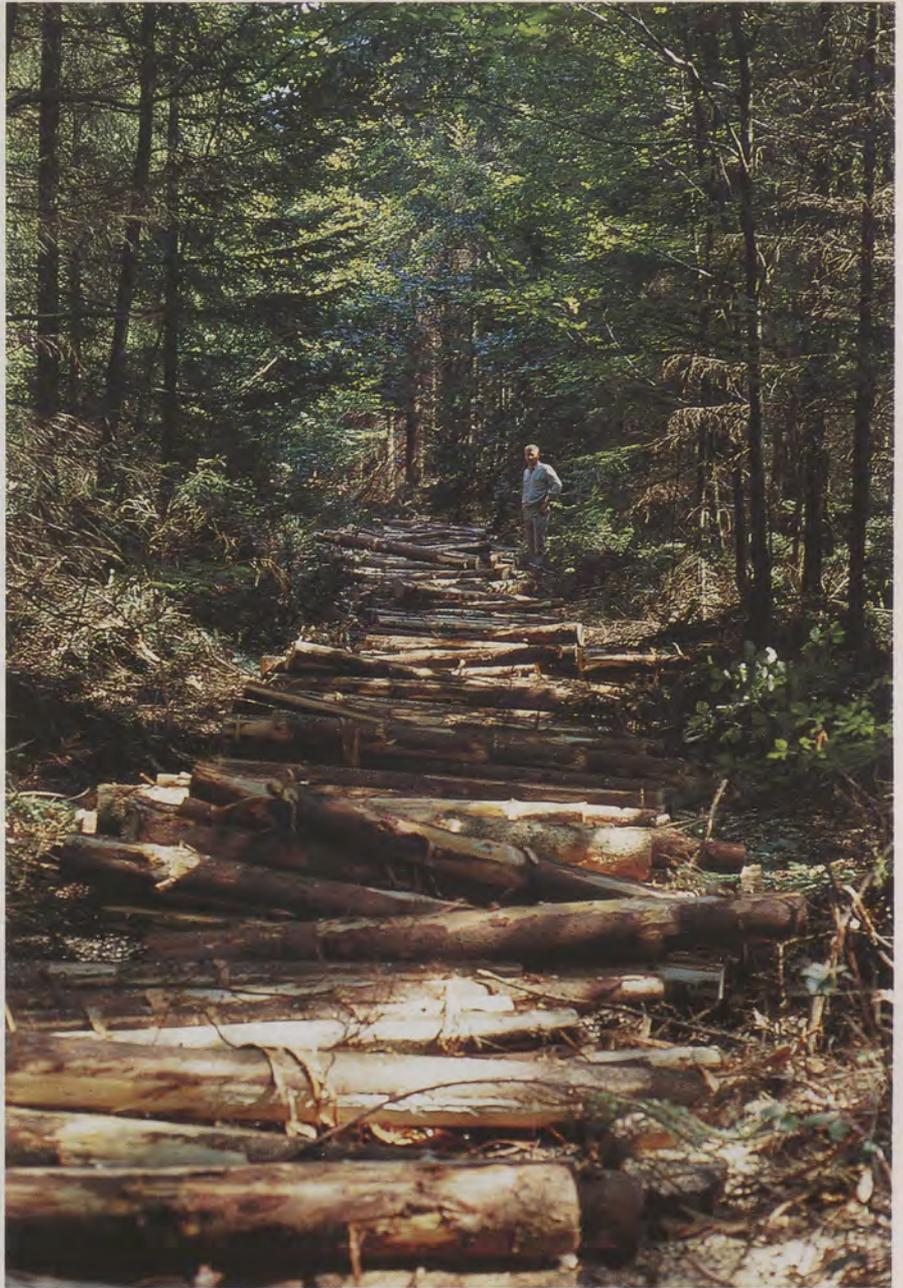
Papier: «Aus Altpapier hergestellt» – «Aus heimischer Waldpflege, chlorfrei gebleicht, hergestellt»

Besonders hart jedoch treffen Altpapierflut und Papierrecycling die Waldbesitzer in Bayern. Im weißblauen Freistaat hat nämlich Europas größter Zeitungspapierhersteller seine Basis. Die Firma Haindl in Schongau und Augsburg hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Konkurrenz mit ihrem Anteil an wiederverwertetem Altpapier zu überflügeln. *Im Werk Schongau wurden beispielsweise 1989 noch 400 000 Raummeter Frischholz eingesetzt, 1993 sind es nur noch 150 000 Raummeter*, weiß Franz Lehbacher, Waldreferent beim Bayerischen Bauernverband. Die Papierfabrik, führend bei der Herstellung von Recycling-Zeitungspapier, tut das freilich nicht nur, um den Papiermüll im Lande zu beseitigen. Hinter der hohen Recyclingquote stecken ausgeklügelte Marketingkonzepte, denn Großunternehmen, die heute bei ihren Kunden ankommen wollen, verwenden gerne Papiere mit einem hohen Altpapieranteil. *Große Versandhäuser, so Lehbacher, machen jetzt schon ihre Papierbestellungen für die kommenden Jahre davon abhängig, daß im frischen Papier viel altes steckt, weil sie damit werben wollen.* Neckermann, Quelle und IKEA wissen genau: Steht auf ihren Katalogen *Aus Altpapier hergestellt*, dann freuen sich die Verbraucher. Die waren sich zuvor ja nie ganz sicher, ob sich der Gang zum Altpapiercontainer wirklich lohnt.

Beim Bayerischen Bauernverband dagegen hat man das Ökopapier jetzt abgeschafft. Franz Lehbacher: *Unsere 80 Dienststellen dürfen jetzt nur noch Papier einsetzen, das aus heimischer Waldpflege, chlorfrei gebleicht, hergestellt ist.* Ein Signal, daß den bayerischen Waldbesitzern das Wasser bis zum Halse steht. Nachgezogen hat im Freistaat auch die Staatsforstverwaltung. Forstämter und Oberforstdirektionen wurden angewiesen, auf das graue Papier in Zukunft zu verzichten. In Baden-Württemberg druckt der Landesverband der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (SDW) folgendes auf seinen blütenweißen Briefbögen: *Dieses Papier (...) wurde aus Holz hergestellt. Holz hierzu wird im Rahmen der normalen Waldpflege geerntet. Mit der Abnahme von Schwachholz unterstützt die Papierproduktion die Waldbesitzer bei der Waldpflege.*

Dieses Papier, so ist beim SDW zu erfahren, stamme zu 70 Prozent aus mechanisch zermahlenem fri-

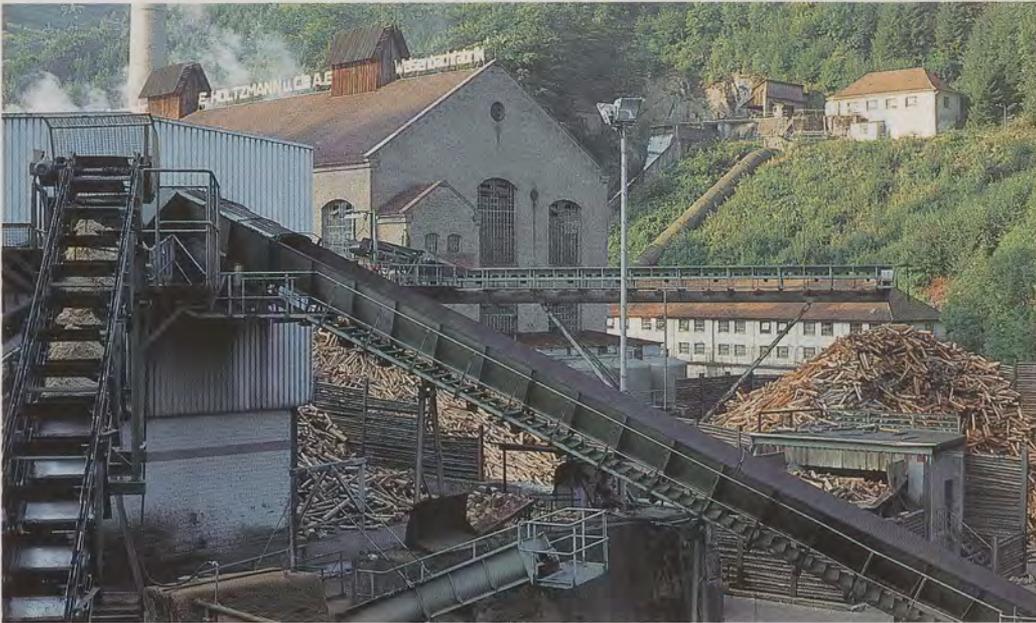
Warten auf den Abtransport: Im Wald bei Pfalzgrafenweiler wird Schwachholz maschinell gefällt, entastet und in handliche Stücke zersägt, um einen höheren Abnahmepreis zu erzielen.



schen Waldholz, «Holzschliff», und zu 30 Prozent aus heimischem Zellstoff. Importierter Zellstoff werde nicht eingesetzt. Dies ist jedoch sonst der Fall. 83 Prozent des in Deutschland verarbeiteten Zellstoffs werden importiert und dabei häufig – aus Kanada zum Beispiel – um den halben Globus gekarrt. Andererseits: Etwa die Hälfte der Papiermenge, die in Deutschland hergestellt wird, stammt heute schon aus wiederverwertetem Altpapier. *Wir sind weltweit Spitze*, sagt Volker Schulze, Pressesprecher beim Bundesverband deutscher Zeitungsverleger. Doch das war nicht immer so: Nach dem Zweiten Weltkrieg, als Rohstoffe äußerst knapp waren, konnte die deutsche Industrie nur 20 Prozent Altmaterial einsetzen. Schulze: *Heute sind es beim Zei-*

tungspapier 70 Prozent, und Marktführer Haindl schafft sogar 75 Prozent.

Dem nicht genug: *Die Verlage werden in Zukunft bei der Vertragsgestaltung mit den Lieferanten darauf Einfluß nehmen, daß der Grad des Altpapieranteils gesteigert wird.* Die Zeitungsverleger wollen ihren Papierlieferanten deshalb höhere Recyclingquoten vorschreiben, weil sie die drohende Altpapierverordnung fürchten, die zur Zeit noch in der Schublade des Bundesumweltministers schlummert. Sie soll – ähnlich wie die Verpackungsverordnung – alle an der Papierkette beteiligten Unternehmen zu einer Rücknahme des Papiermülls zwingen. Kommt aber dieser Zwang, dann fürchten die Verlage um die Qualität ihrer Produkte. Die Zeitungsverleger set-



Diese Papierfabrik bei Forbach im nördlichen Schwarzwald ist eine der letzten, die Papier noch ausschließlich aus Holz herstellt.

zen deshalb auf Freiwilligkeit. Das Ziel der Altpapierverordnung, so Verlegersprecher Volker Schulze, ist es, sukzessive den recycelten Altpapieranteil von 50 auf 60 Prozent zu steigern. Dagegen haben die Verlage nichts einzuwenden.

Bundesumweltminister plant Altpapierverordnung – Waldbesitzer: kein Markt mehr für Schwachhölzer

Nur über den Weg zu diesem Ziel seien sich Umweltminister und Verleger nicht einig. Der Umweltminister gehe allein vom Altpapiersammeln aus, doch alles Sammeln nütze nichts, wenn das gehortete Altpapier nicht wiederverwertet werde. Schulze: Man muß Märkte schaffen, und dazu gehört das sortenreine Sammeln. Fazit: Das Altpapier, so wie es die Gemeinden bisher in ihren Containern erfassen, hat keinen Wert. Es ist bunt gemischt und muß teuer von Hand sortiert werden. Da ist es für manche Papierfabriken billiger, wenn sie containerweise sortenreines Altpapier aus dem Ausland beziehen. 712000 Tonnen waren das 1992, ein Siebtel der Menge Papiermüll, welche die Deutschen jährlich sammeln. Ergebnis: Das schon zu über 70 Prozent recycelte deutsche Zeitungspapier stammt vielleicht gar nicht aus unserem Papiermüll, sondern aus sortenrein importierten alten Zeitungen aus den USA. Umgekehrt zahlen die zum Sammeln verpflichteten deutschen Gemeinden drauf, wenn sie ihren bunten Papiermüll an Händler weitergeben. Was die dann mit dem Mischmasch-Papier anstellen, läßt sich schwer nachvollziehen. Häufig wird es exportiert – 1992 waren es 1,9 Mio. Tonnen – und im Ausland verbrannt. Die geplante Altpapierverordnung verlangt jedoch nur: Die Hersteller sollen das von ih-

nen auf den Markt gebrachte Papier zurücknehmen. Ob es dann tatsächlich recycelt wird, bleibt der Industrie überlassen, die sich jetzt schon auf den höheren Altpapiereinsatz vorbereitet.

Für die Waldbesitzer ist die geplante Altpapierverordnung der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt, der – wie sie glauben – den Schwachholzmarkt endgültig zusammenbrechen läßt. Beim Bundesumweltministerium nimmt man diese Befürchtungen nicht sehr ernst: Schließlich spiele heimisches Holz, so Ministeriumssprecher Franz August Emde, in deutschen Papierfabriken nur noch eine untergeordnete Rolle. Außerdem kommt nun viel Papier aus dem Ausland; die Skandinavier konnten 1992 ihre Preise aufgrund drastischer Währungsabwertungen um 40 Prozent senken. Anstatt aber alte Märkte zu beanspruchen, empfiehlt man in Bonn den Waldbesitzern, Schwachholz nicht mehr in die Papierfabrik zu bringen, sondern zu verbrennen. Vorbilder dafür gibt es in Österreich und in der Schweiz, wo sogenannte Hackschnitzel-Anlagen ganze Wohngebiete beheizen. Ein Pilotprojekt dieser Art entsteht zur Zeit in Oberschwaben, finanziert von der baden-württembergischen Landesregierung.

Sicherlich ist das ein ehrenwerter Versuch, aber die Realität sieht leider anders aus. Beispiel: St. Georgen im Schwarzwald. Dort wurde erst vor kurzem ein geplantes Hackschnitzel-Heizkraftwerk, das 40 Wohnungen mit Wärme versorgen sollte, von der Gemeinde ad acta gelegt. Der Grund: Öl und Gas sind eben immer noch billiger als Holz. Und die Kassen der Kommunen sind viel zu leer, als daß man auch noch den Schwachholzmarkt durch Abnahmegarantien subventionieren könnte.

Raimund Waibel Museen des Landes: Das Schönbuch-Museum in Dettenhausen

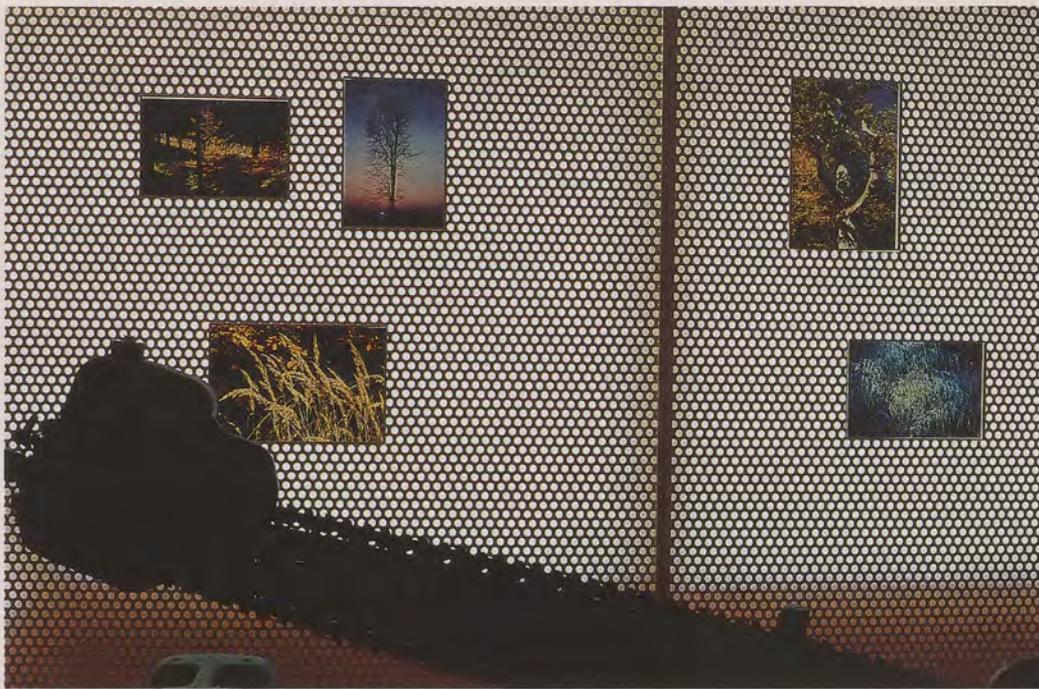
Die achtziger Jahre werden vielleicht einmal als das Jahrzehnt der Museen in Baden-Württemberg gelten. Wie mittlerweile allgemein bekannt, existieren in unserem Bundesland nunmehr über tausend museale Einrichtungen: von den Landesmuseen, über Stadt-, Gemeinde- und Firmenmuseen bis hin zu kleinsten Heimatstuben und ortsgeschichtlichen Ausstellungen. Die Ursachen für diesen Boom sind vielfältiger Natur. Sicherlich besteht in der Bevölkerung ein gesteigertes Interesse an der Vergangenheit, nicht zuletzt seit sich im Verlauf der letzten zwanzig Jahre erwiesen hat, daß materieller Fortschritt und die Errungenschaften der Technik nicht in allen Fällen der Weisheit letzter Schluß sind, zumindest wie ein Medikament auch unerwünschte Nebenwirkungen haben können. Daß immer größeren Kreisen immer mehr Freizeit zur Verfügung stand, tat ein übriges. Aber auch auf seiten der Träger, vor allem der Gemeinden und des Landes, kamen den Museen glückliche Umstände zugute. Die

öffentliche Hand zeigte sich ungemein ausgabenfreudig. In vielen Orten standen Sanierungsmaßnahmen an, in deren Vollzug oft auch die Frage beantwortet werden mußte, was man denn nun mit einem oder gar mehreren sanierten und renovierten Gebäuden anfangen soll?

Doch nun, wo die Beutel der Gemeinden leer sind, die Kommunen wie auch das Land unter akuter Finanznot leiden, stehen oftmals die Kultur und die Museen mit an erster Stelle auf der Liste möglicher Einsparungen. Ein Museum wurde eingerichtet, es besteht als Institution in der Gemeinde; muß man denn da jetzt noch weitere Gelder bereitstellen, gar eine Personalstelle unterhalten? Das Geld kann man doch sparen, ins Museum gehen die Besucher auch so! Aber, so könnte man gegenfragen, schüttet man dabei nicht das Kind mit dem Bade aus? Entwerten die Streichungen nicht die getätigte Investition, ja verhindern sie nicht, daß diese sich nun – sogar in klingender Münze – auszahlt? Fragen, die man sich



Der Eingang zum Schönbuch-Museum in Dettenhausen. Rechts ein Gerüst mit Hebevorrichtung aus einem örtlichen aufgelassenen Sandsteinbruch.



Museales Stilleben mit Säge, Lochstanzeblech und Fotografien zum Thema «Wald».

wohl auch in der Schönbuch-Gemeinde Dettenhausen stellen muß, wo – so viel sei vorausgeschickt – eines der lebendigsten Museen der letzten Jahre eingerichtet wurde; und dies mit verhältnismäßig geringen Mitteln.

Vom Weidewald zur «Holzfabrik»

Wer um 1800 durch den Schönbuch reiste, konnte sich nur mit Mühe vorstellen, daß er durch ein Waldgebiet fuhr. Der Wald war nicht zu sehen, und zwar nicht – wie das Sprichwort sagt – vor lauter Bäumen, sondern weil die Landschaft eher einer großen Wiese mit einzelnen Bäumen glich. Zwischen Waldenbuch und Dettenhausen, so notierte Goethe 1797, standen *einzelne Eichen hier und da auf der Trift* [Weidewiese], und man hatte die schöne Aussicht der nunmehr näheren Neckar-Berge sowie einen Blick ins mannigfache Neckartal.

Wie dem Schönbuch ging es damals vielen deutschen Waldgebieten: Sie waren durch jahrhundertelange Nutzung als Weide, als Rohstofflieferant für die Hochöfen und Glasbrennöfen – in Süddeutschland ausschließlich mit Holzkohle betrieben! –, aber auch für den Hausbrand und als Baumaterial ruiniert. Um den Wald, der Deutschen liebstes Kind, dessen Name vor allem im 19. Jahrhundert einen fast mystischen Klang erhielt, war es am Ende des alten Reiches sehr schlecht bestellt. In Württemberg ergriff Friedrich, der erste König, seit 1806 energische Maßnahmen zur Regeneration, ja Wiederauf-

forstung der Wälder seines Landes. Eine der ersten und wichtigsten Maßnahmen bestand in der Einrichtung einer zentralen staatlichen Forstbehörde: freilich weniger zum Schutz des Waldes als höherem Gut, als zur Erhöhung der Staatseinnahmen. Der Wald wurde nun als Wirtschaftsgut begriffen, das der Pflege bedurfte. Ferner sollte er dem Vergnügen des Hofes dienen, der Jagd.

Aber die Maßnahmen Friedrichs gingen zu Lasten der Bevölkerung, die seit Jahrhunderten bestimmte Rechte in den Wäldern besessen hatte. Friedrich widerrief auch die den Bauern im Zuge der Französischen Revolution erteilte Erlaubnis, Wild außerhalb der Gatter abzuschießen. Auch seinem Sohn und Nachfolger auf dem Thron, König Wilhelm I., war die Verbesserung der Forstwirtschaft ein Anliegen. So konnten seit 1817 «Waldverbote» erlassen werden. Personen, die sich trotz Verbot im Wald aufhielten, machten sich strafbar. Besonders hart war für die Bevölkerung das um 1820 erlassene Holzdiebstahl-Gesetz, das die sogenannten «Excesse» – vom Holzdiebstahl im größeren Umfang bis zum unerlaubten Laub- und Waldgrassammeln als Futter und Streu für das Vieh – mit detaillierten Strafen belegte.

Die staatlichen Maßnahmen zeigten im Laufe des 19. Jahrhunderts reiche Wirkung. Zuerst beim Volk, das jahrhundertalte Rechte verlor und sich in weiten Kreisen bald zum «Delinquenten» und zum Verbrecher abgestempelt sah. Aber die Erträge des Staates aus den Wäldern wuchsen, wenn diese auch

ihr Gesicht nachhaltig veränderten: Aus dem lockeren Baumbestand von Eichen und Buchen im Schönbuch wurde ein dichter Wald, der auf weiten Flächen auch mit schneller wachsendem und rascher Erträge abwerfendem Nadelholz bepflanzt wurde. Heute ist der Naturpark Schönbuch mit rund 15000 Hektar das größte geschlossene Waldgebiet im mittleren Neckarland und jedes Jahr Ausflugsziel von zigtausenden Erholungssuchenden und Wochenendausflüglern aus dem Großraum Stuttgart.

*In der Dettenhäuser Pfarrscheuer:
Planen und Sammeln für das Schönbuch-Museum*

Mitten im Schönbuch liegt die Gemeinde Dettenhausen. Der Ort war einst eine arme Gemeinde. Der Boden gab nur wenig her, der Verlust des Rechtes, den Wald in vielerlei Hinsicht zu nutzen, traf die Bauern hier wie in vielen Schönbuch-Gemeinden hart. Doch der Boden unter Dettenhausen birgt einen Rohstoff, der im 19. Jahrhundert vielen Familien das Überleben sichern sollte: Der dort anstehende Sandstein war wegen seiner speziellen Eigenschaften ein gesuchtes Material für Mühlsteine und als Baustoff. Nicht zuletzt bei der Vollendung des Ulmer Münsters und des Kölner Doms wurde Dettenhäuser Sandstein verwendet und die Mühlsteine gingen bis weit nach Bayern und Österreich, in die Schweiz und angeblich sogar bis in die Türkei. Auch als Scheuermittel gebrauchte man den Stubensandstein, der nach dieser Verwendung seinen Namen erhielt.

Als Anfang der 80er Jahre im Zuge der Dettenhäuser Ortssanierung die alte, aus dem 18. Jahrhundert stammende Pfarrscheuer zur Renovierung anstand, stellte sich wie vielerorts die Frage, wie man den Hausveteranen in Zukunft nutzen sollte. Glückliche Umstände führten seinerzeit dazu, daß die Gemeinde und die in Bebenhausen ansässige Forstdirektion zueinander fanden und sich darauf einigten, in der Pfarrscheuer ein gemeinsames Museum einzurichten. Der Tübinger Kulturwissenschaftler Ralf Beckmann richtete dann in den Jahren 1985 bis 1988 in wechselnden Räumlichkeiten in Dettenhausen – die Pfarrscheuer war noch nicht renoviert – mehrere Ausstellungen ein. Vor allem aber legte er ein Archiv zu den Themen des heutigen Schönbuch-Museums an, leistete also wichtige Vorarbeiten, auf die Ulrich Hägele, ebenfalls Kulturwissenschaftler aus Tübingen, bei seinem Amtsantritt 1989 zurückgreifen konnte.

Sonst aber, so erinnert sich Ulrich Hägele, war die

Situation 1989 eher entmutigend: Das Innere der Pfarrscheuer präsentierte sich als nackter Rohbau, und es herrschte akuter Mangel an Objekten für das geplante Museum, obgleich sein Vorgänger bereits fleißig gesammelt hatte. Doch unter den Exponaten in spe befand sich – wie in vielen Sammlungen der Heimatmuseen landauf, landab – hauptsächlich bäuerliches Arbeitsgerät, das in der geplanten Ausstellung kaum Verwendung finden konnte. Sollte nach Hägeles Konzeption doch im Museum vor allem die Themen «Wald» und «Jagd» – in Zusammenarbeit mit der Forstdirektion – und als typisch Dettenhäuser Thema die Arbeit in den Sandsteinbrüchen Platz finden. Also machte sich Hägele erneut ans Sammeln, wandte sich vor allem an die Forstdirektion, um aus deren Arbeitsfeld Exponate zu erhalten. Auch auf dem Antiquitätenmarkt wurden Gegenstände erworben, wieder kräftig unterstützt durch die Forstleute. Forstpräsident Peter Stoll hatte sich nämlich zur Feier seines 60. Geburtstages von den Gratulanten anstelle von Präsenten Spenden für das Schönbuch-Museum erbeten. Aus der Gemeinde kamen durch gezieltes Suchen die verschiedensten Utensilien aus der Arbeits- und Lebenswelt der Steinbrucharbeiter und der Steinhauer hinzu. Vieles davon wurde gestiftet durch einen Nachfahren des 1975 geschlossenen letzten Sandstein gewinnenden Unternehmens, der Firma Zimmermann, nachdem bei deren Erlöschen in den 70er Jahren vieles einfach weggeworfen oder verschrotet worden war.

Wie von Ulrich Hägele vorgesehen, präsentiert sich das Dettenhäuser Schönbuch-Museum heute, nach Eröffnung der dritten und letzten Abteilung im Herbst 1991, dreigeteilt: je Stockwerk ein Themenkreis. Beginnend mit dem «Sandstein» im Erdgeschoß, wo der Besucher ganz stilecht über einen Sandsteinboden schreitet und als auflockernde Attraktion Einblick in die Dettenhäuser Unterwelt erhält: Die Pfarrscheuer besitzt keinen Keller, das Haus ist direkt auf einer Sandsteinbank errichtet, die dort nur wenige Zentimeter unter dem Straßenniveau ansteht. Die Ausstellung findet ihre Fortsetzung im ersten Stock. Der Besucher schreitet hier über einen Holzboden, ist der erste Stock doch dem «Wald» gewidmet. Im zweiten Stock schließlich haben die Exponate und Texte zur «Jagd» ihren Platz gefunden, wenn sich auch Ulrich Hägele gerade noch verkneifen konnte, den Boden dort mit Fellen auszulegen. Im spitzwinkeligen Dach-Juchhe befindet sich schließlich noch ein kleiner, einfacher Vorführraum für eine Dia-Schau und Filmvorführungen sowie ein kleiner, sehr bescheidener Arbeitsraum für den Museumsleiter.



Anlässlich einer Feier posiert im Jahre 1905 die Belegschaft eines Dettenhäuser Steinbruchbetriebs vor der Kamera eines Wanderfotografen.

Harte Arbeit im Steinbruch – früher Tod durch Steinstaublunge

Doch zurück ins Erdgeschoß, zum harten Alltag der Steinhauer und Steinbrucharbeiter. Der Abbau des wertvollen Rohstoffes in Dettenhausen ist beileibe keine Erfindung des vorigen Jahrhunderts und nicht nur aus Not geboren. Bereits Heinrich Schickhardt wies 1624 darauf hin, daß es für den Bau des neuen Brunnens im Schloß Hohentübingen zu *Tübingen in den Gruben nicht solche große Stückh* gab, wie er sie benötigte, und er ließ daraufhin das Baumaterial aus Dettenhausen heranschaffen. Man wird also davon ausgehen dürfen, daß der Abbau von Sandstein in Dettenhausen eine noch viel längere Tradition hat, vielleicht bis ins Mittelalter zurückreicht. Zum Abbau im großen Maßstab kam es aber erst im vergangenen Jahrhundert. Ursache dafür dürfte zum einen die nackte Not der Bauern gewesen sein, die sich nach dem Verlust ihrer Rechte im Wald nach zusätzlichen Erwerbsquellen umsahen, aber auch die Tatsache der raschen Bevöl-

kerungszunahme im allgemeinen und der erhöhte Bedarf an Baumaterial im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Waren die Lebensbedingungen vieler Bauern mehr als ärmlich und damit hart, so war dies die Arbeit im Steinbruch nicht minder. Zuerst mußte teilweise meterhoch Erde und Geröll weggeschaufelt werden, bis man die Standsteinbänke freilegen konnte, dann wurde der Stein in Schwerstarbeit mit Hammer, Meißel und Stemmeisen herausgebrochen. Die Ausstellung im Schönbuch-Museum legt gerade auf die Darstellung der Arbeitswelt, auf die sozialgeschichtliche Komponente der Dorfgeschichte besonderen Wert, unterstützt durch eine große Anzahl historischer Fotos. Diese reichen teilweise bis in das letzte Jahrhundert zurück und lassen selbst in jenen Fällen, wo Steinbrucharbeiter mit einem Glas Bier in der Hand feiernd vor dem Fotografen posieren, keinen Zweifel darüber aufkommen, daß das Leben im Steinbruch alles andere als ein Idyll war. Wer das auf zirka zwei Quadratmeter vergrößerte, 1905 aufgenommene Bild der Belegschaft eines Stein-

bruchbetriebs genauer ansieht, wird sich über diese Tatsache angesichts der schwerfälligen Gestalten und der ernsten Gesichter – auch der Kinder! – kaum hinwegtäuschen können. Erfährt man auf einer Texttafel zudem noch, daß die im Bild Dargestellten, wie viele Steinbrucharbeiter, wohl das fünfzigste Lebensjahr nicht erreicht haben werden – die Silikose, die Steinstaublunge, raffte viele dieser Männer im besten Alter dahin, Zwölf- bis Vierzehnstundentage in Wind und Wetter sowie katastrophale Arbeitsbedingungen taten ein übriges –, so wird sich beim Besucher Nachdenklichkeit breit machen. Der Hinweis, daß von den dreizehn Steinhauer-Lehrlingen, die 1879 am Ulmer Münster arbeiteten, neun ihren zwanzigsten Geburtstag nicht mehr erlebten, wird vom medizinisch umsorgten Zeitgenossen des letzten Jahrzehnts vor der Jahrtausendwende mit Schauern vernommen.

Umrahmt und vergegenständlicht werden Informationen dieser Art durch die bereits erwähnten, historisch ungemein wertvollen Fotos sowie durch Exponate aus der Arbeitswelt der Sandsteingewinnung, nämlich Werkzeuge – darunter eine Absauganlage für Steinstaub, die in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts endlich installiert wurde, um die Silikose zu bekämpfen –, aber auch durch mancherlei fertige Produkte aus Dettenhäuser Produktion: Mahlsteine, Maßwerk vom Ulmer Münster und vom Kölner Dom, eine Steinschnecke vom Stiftsfruchtkasten in Stuttgart. Wiederum durch Fotos wird der Besucher noch auf weitere Bereiche verwiesen, in denen Dettenhäuser Stein Verwendung fand, etwa bei den Säulenbasen am Stuttgarter Königsbau, in Gebäuden in Tübingen und Reutlingen oder auch als Werkstoff für pompöse Kunst aus der Zeit der Nazi-Diktatur. Und damit der Besucher auch etwas zum Anfassen hat, kann er in einen mit einem schwarzen Tuch verhängten Kasten greifen, um darin die Beschaffenheit verschiedener Steinsorten zu erfüllen.

Wer das Erdgeschoß im Schönbuch-Museum verläßt, wird dies im Gefühl tun, sich rundum – und fast kurzweilig – über den Dettenhäuser Sandstein informiert zu haben. Das Gewicht und die Schwerfälligkeit vieler Exponate hat Ulrich Hägele durch kühne moderne Eisen- und Blechkonstruktionen, die die erklärenden Tafeln, aber auch teilweise Exponate tragen, kontrastiert. Diese sehr gelungene, ästhetisch befriedigende Variante musealer Innendekoration hat Hägele übrigens ohne Unterstützung eines Innenarchitekten entworfen. Hergestellt wurde sie von einer in der Gemeinde ansässigen Metallbaufirma. Ein Glücksfall gewiß, aber ein Beweis auch dafür, daß mit verhältnismäßig einfachen

Mitteln sehr ansprechende Ergebnisse erzielt werden können. Eine der bestechendsten Ideen, an die man sich gerne zurückerinnern wird, ist die Darstellung verschiedenster Steinhauer-Werkzeuge sowie der Spuren, die sie im Stein hinterlassen: Ulrich Hägele hat die meist mehrere Kilo schweren Exponate auf schmalen Regalbrettern hinter einer weißlackierten Baustahlmatte drapiert. So sind die Exponate gesichert – weniger gegen Diebstahl, als dagegen, durch unsachgemäßes Hantieren jemandem auf den Fuß zu fallen. Das Ganze wirkt ästhetisch und leicht und ist dabei doch praktisch.

Die Nutzung des Schönbuchs im Verlauf von vier Jahrhunderten

Im ersten Stock des Museums erwartet den Besucher eine ganz andere Welt: der Wald. Diese Ausstellung ist nicht mehr in dem Maße wie im Erdgeschoß an die besonderen Verhältnisse in Dettenhausen gebunden, kommt hier doch die Geschichte des Schönbuchs im allgemeinen zur Sprache. Und doch bestehen Bezüge zum bereits Gesehenen, denn wieder liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf der sozialgeschichtlichen Information, also auf der Frage «Wozu diente und dient der Wald?», «Wie lebten die Bewohner in den Schönbuch-Gemeinden mit und vom Wald?».

Rund vierhundert Jahre umfaßt der Überblick über die wechselnde Nutzung des Waldes, also über die Geschichte der Waldwirtschaft, einsetzend mit großen farbigen Reproduktionen der bekannten Karte Georg Gadners und einer höchst interessanten Zusammenstellung der im Schönbuch vorkom-



Blick durch ein Maßwerk vom Kölner Dom auf die bei Ausräumungsarbeiten in einem Steinbruch gefundene Vorlage zu einem Gefallenendenkmal.



*Schönbuch-Museum
Dettenhausen.
Zwischen Laubhaufen
und symbolisch unter
Wasser gesetzten
Büroordnern: die
Geschichte des Waldes
im Forst Schönbuch
seit 500 Jahren.*

menden Marksteine aus dem Atelier des Andreas Kieser im 17. Jahrhundert. Damals wohl schon, und dann bis in das erste Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, diente der Schönbuch der herzoglichen Jagd, insbesondere aber auch der auf jahrhundertalten Rechten beruhenden wirtschaftlichen Nutzung durch die Bewohner des Schönbuchs. Er diente als Weide für das Vieh, als Mast für die Schweine während des «Äckerichs», wenn die Eicheln reif waren; man holte sich aus dem Wald Laub, Moos, Gras und Nadelreis als Stallstreu – und dies seit der Zunahme des Kartoffel- und Kleeanbaus und damit dem Rückgang des Strohertrags seit dem 18. Jahrhundert immer mehr – und besorgte sich seinen Brennholzbedarf in Form von Lesehholz.

Mit den von Friedrich und Wilhelm I. erlassenen Gesetzen war es dann um 1820 vorbei mit der kostenlosen Versorgung aus dem Wald. Dieser wurde nun von Förstern und ihren Gehilfen bewacht, ein neuer, die Obrigkeit repräsentierender Beruf war, wenn nicht entstanden, so doch nun vermehrt präsent, allgegenwärtig. Daß damit weite Kreise der Bevölkerung, die einfach nicht verstehen konnte, warum althergebrachte Rechte nun plötzlich nicht mehr gelten sollten, kriminalisiert wurden, das nahm man in Kauf: Allein für 1820 sind sage und schreibe 10 057 «Wald-Excesse» im Schönbuch abgeurteilt worden. Forstpersonal und Schönbuchbewohner waren zu Feinden geworden, standen sich unversöhnlich gegenüber. Der anzeigende Beamte kassierte ein Drittel der Strafe als Belohnung für

seine Aufmerksamkeit. Der Haß der Bevölkerung konnte bis zum Mord gehen, wie bei dem bis heute unaufgeklärten Verbrechen an dem 16jährigen Forstassistenten Pfeifer im Wald bei Bebenhausen 1822. Noch heute erinnert auf dem Kirnberg ein



Symbolhafte Darstellung des Verhältnisses «Mensch und Wild» im Wald.

Mit Schaffschurz und Hacke: die Arbeit der «Kulturfrauen». Im Hintergrund eine Gruppenaufnahme von Waldarbeiterinnen aus Rohrau, um 1910.



Seegrass sammelnde Frauen im Schönbuch, Foto aus der Zeit um 1920.



Steinkreuz bei der sogenannten «Pfeifereiche» an die Bluttat.

Durch die intensive Nutzung des Waldes eröffneten sich aber der Bevölkerung auch neue Verdienstquellen: Der Beruf des Waldarbeiters entstand. Allerdings zunächst als Saisonarbeit, oft im Taglohn, miserabel bezahlt bei härtesten Bedingungen. Ein Walddorfer Förster schrieb 1846: *Über die Dauer der Holzfüllungsgeschäfte sind manche Holzhauer oft so*

schwach geworden, daß sie abends kaum mehr nach Hause laufen konnten. Nicht viel besser erging es den Waldarbeitern, als zu Ende des Jahrhunderts hin die Säge im Wald eingeführt, die Arbeit mit der Axt untersagt wurde. Da die Bäume nur wenige Zentimeter über dem Boden zu fällen waren, mußten die Männer stundenlang gebückt arbeiten und litten oft an schmerzhaften Rückenerkrankungen, wie sie aus der Zeit, als die Arbeit mit der Axt eine vergleichs-



Ein Schilderwald im Wald: alte Tafeln mit Gewinn-Namen aus dem Schönbuch.

weise natürliche Haltung und einen harmonischen Bewegungsablauf ermöglichte, nicht bekannt waren.

Seit 1850 setzten die Forstbehörden im Schönbuch auch regelmäßig Frauen und Mädchen als Arbeiterinnen im Wald ein: bei der Saat im Frühjahr oder bei Setzarbeiten in den Baumschulen. Die «Kulturfrau» war geboren. Sonst aber blieben der Wald und die Arbeit in ihm eine männliche Domäne. Bis heute gibt es in den 23 Schönbuch-Revieren keine Försterin, wohl weil der Beruf des Försters mit dem Klischee eines männlichen Berufs, insbesondere durch die Aufgaben der Jagd, befrachtet ist. Auch dieser Umstand kommt im Schönbuch-Museum zur Sprache.

Ohnehin erschöpfen sich die in dem Museum angesprochenen Themen nicht in der Historie. Auch die Probleme des Waldes heute, die Gegenwart wird

angesprochen. So das Problem des Waldsterbens, die Zerstörungen durch den Orkan «Wiebke» oder auch die von drohenden Eingriffen in den Wald ausgehenden Gefahren. Zwei durch einen optischen Trick symbolisch unter Wasser gesetzte Leitzordner mit den einst gesammelten 18006 Unterschriften gegen Staudämme im Goldersbachtal sowie ein Flugblatt gegen den Anfang der 70er Jahre allen Ernstes geplanten Bau des Flughafens «Stuttgart II» im Schönbuch erinnern daran, daß keine Maßnahme so unsinnig sein kann, daß sie nicht zu Ungunsten der Natur durch fortschrittsgläubige Technokraten propagiert werden könnte.

Die Jagd: Vergnügen der Oberschicht – provozierend in Wort und Darstellung

Die Vergangenheit kennenlernen und verstehen, um daraus für die Gegenwart Schlüsse zu ziehen, so könnte man das pädagogische Ziel des Schönbuch-Museums bezeichnen. Daß mit der einen oder anderen Aussage nicht alle Besucher einverstanden sind, erhöht den Reiz des Museums. Entstehen doch Wissenschaft und Fortschritt aus dem Zweifel, resultieren neue Wege und Ideen aus der Diskussion, nicht aus Gewißheit und Althergebrachtem. In diesem Sinne wird auch manche Aussage im zweiten Geschloß, wo die Geschichte der Jagd im Schönbuch angesprochen ist, bei manchem Betrachter auf Widerspruch stoßen.

Der Rundgang beginnt zunächst ganz moderat mit der historischen Darstellung der Jagd und den teils verheerenden Folgen für die Bauern, denen nicht nur der jagende Fürst und seine Beute in den Getreidefeldern, sondern das viel zu zahlreiche Wild insgesamt, das immer wieder futtersuchend aus dem Wald in die bebauten Fluren austrat, unendlich großen Schaden zufügte, ja die Bauern in wahre Not bis zum bitteren Hungerleiden stürzen konnte. Die Jagdfronen, der Zwang, dem Herzog die Hunde zu halten und zu verpflegen, belastete die Bauern zusätzlich: *Sklaverei bleibt stets ein bitterer, bitterer Trank* steht unter einem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer aus dem Jahr 1815, auf dem Bauern Jagdhunde führen.

Der Widerstand der Bevölkerung äußerte sich in mannigfachem Gewand: Im besten Falle verjagten die Bauern trotz Verbotes das Wild aus ihren Feldern oder erlegten es dort sogar. Standen auf diesem nur allzu verständlichen Selbstschutz schon harte Strafen, so wurden Wilderer, die dem Wild im Wald nachstellten – das Niederwild verzehrte man selbst, das Großwild verkaufte man unter der Hand – härtest bestraft: Das Herzogtum Württemberg hatte

ein Abkommen mit Venedig getroffen, um unter anderem Wilderer lebenslänglich auf die Galeeren zu senden. Die Strafe, den Wilderer auf den Hirsch zu binden, wo er dann grausam zu Tode kam, wird man schlicht barbarisch nennen müssen. Doch für den Fürsten waren diese Strafen nur konsequent: War doch das Jagdrecht Herrenrecht, machten die Delinquenten sich gleichsam des Aufruhrs schuldig. Noch bis 1848 bezahlte der Landesherr für jeden erschossenen Wilderer eine «Abschußprämie», wie die Ausstellung provokativ formuliert.

Wird der jagdbegeisterte Besucher diese Ausführungen mit Anteilnahme verfolgen, so revoltiert das Herz des Waidmannes, je näher sich die Präsentation des Themas der Gegenwart nähert. Doch läßt sich nicht wegdiskutieren, daß gerade im sogenannten Dritten Reich die Jagd in den Dienst der herrschenden Ideologie gestellt wurde – keinesfalls immer widersprochen durch die deutschen Jäger. Nur wenige Jahre nach 1933 waren die Forstleute zum erstenmal seit dem 19. Jahrhundert wieder mit dem Problem überhöhter Wildbestände konfrontiert. Im Schönbuch wuchs der Rotwildbestand rasch auf über 500 Stück. Das Geweih wurde zum wahren Kultobjekt erhoben. Die Bilder von der *Internationalen Jagdausstellung 1937* in Berlin sprechen Bände, paßte doch die Verachtung der Tiere mit kleineren Geweihen in das Bild der herrschenden Ideologie, wurden diese als *Artverderber* bezeichnet. Dieses *Raubzeug* sollte als *Schädlinge vernichtet werden, das ist das eherne Gesetz, das wir auch gegen Volksschädlinge rücksichtslos anwenden*. So ein Zitat aus der *Deutschen Jagd 53/1939*.

Vielleicht wird sich mancher Jägersmann von diesen Hinweisen in der Ausstellung angegriffen, sein Hobby, seine Passion verunglimpft sehen. Doch das Anliegen im zweiten Stock des Museums ist ein anderes. Die durchaus provokante Art der Darstellung und einzelner Zitate möchte zum Nachdenken anregen: So soll es sich laut einem Frankfurter Wissenschaftler beim Geweihkult um eine magische Machtübertragung handeln, der Jäger hoffe insgeheim, daß sich die Stärke des Tieres auf ihn übertrage; ja im Nachmessen der Sprossen will der Wissenschaftler einen «Potenzvergleich» erkennen, das Geweih entspreche der *mythologischen Vorstellung vom Mehrfachphallus*. Die Jagd und die hinter ihr stehenden Wünsche und Vorstellungen sollen ebenso in Frage gestellt werden, wie im Erdgeschoß die Vorstellung einer angeblich harmonischen «guten alten Zeit» konterkariert wird. Mögen dabei dem einen die Zornesadern auf der Stirn schwellen, die anderen aber amüsiert lächeln, stets ist dabei auf einen in Gang zu bringenden Denk- und Bewußt-



Provokation im Bild: ein ausgestopftes Hirschkalb hängt an einem Fleischerhaken. In Augenhöhe des Museumsbesuchers blutig-rote Fotografien.

seinsprozeß gesetzt. Somit haben Informationen dieser Art, die niemanden direkt angreifen, nichts Ehrenrühriges, sondern dienen zur Information ebenso wie jene Inszenierung, mit der der Besucher gleich zu Beginn der Abteilung «Jagd» konfrontiert wird: Ein präparierter Hirschkopf mit schönem Geweih steht da auf einem umzäunten Sockel, den Kopf mit Stacheldraht umwickelt, das Geweih hat eine Dose aufgespießt. Was damit gemeint ist, wird sofort klar, nämlich die Tatsache, daß das Tier im Wald durch die Eingriffe des Menschen – bis hin zu den harmlosen Spaziergängern, die ihren Abfall nicht wieder mit nach Hause nehmen – in vielfältiger Art und Weise betroffen ist und sein Lebensraum beschnitten wird. Und dieser Aussage können die Nimrods ebenso wie militante Tierschützer und Gegner der Jagd zustimmen.



Das Ende der Hatz: Fuchsbalg am Anfang des Rundgangs zum Thema «Jagd».

Das Schönbuch-Museum – lebhaft präsentiert – ist zum Anhängsel der Verwaltung degradiert

Wer vor der alten Pfarrscheuer in Dettenhausen steht, die vielleicht ein wenig übersaniert wirkt, der etwas das Flair des «Unser Dorf soll schöner werden!» anhaftet, wird kaum vermuten, welch lebendiges, im guten Sinne unruhiges, spritzig formuliertes und lebhaft präsentiertes Museum sich hinter diesen Mauern verbirgt. Ein Museum, dem aber auch gar nichts Museales und Verstaubtes anhaftet, dessen Besuch nicht ermüdet, sondern Spaß macht. Und das hat sich offensichtlich bereits herumgesprochen. Immerhin zweitausend Besucher jährlich stehen auf der Habenseite der Pfarrscheuer. Das ist bemerkenswert viel, zieht man in Betracht, daß das Museum nur wenige Stunden in der Woche geöffnet ist; jüngst nicht mehr in den Wintermonaten, was sehr zu bedauern ist. Das Schönbuch-Museum kann damit etwa halb so viel Besucher pro Jahr verzeichnen wie etwa das doch viel größere und reichere Stadtmuseum in Esslingen. Das ist außergewöhnlich.

Allerdings zeigen die Besucherzahlen eine sinkende Tendenz. Das läßt aufhorchen, entspricht dies doch keineswegs dem Trend im Lande. Könnte es sein, daß sich die Entscheidung, nach dem Abschluß der

Einrichtung des Museums keine weitere – nicht einmal mehr eine halbe – Stelle im Schönbuch-Museum zu unterhalten, sondern es von der Gemeindeverwaltung betreuen zu lassen, bereits negativ auswirkt? Eine der ersten Maßnahmen bestand denn auch darin, das Museum nicht mehr wie bisher auch mittwochs zu öffnen, das «bringe» ja nichts!

Bei aller Begeisterung und bei allem Interesse und Engagement, die seitens der Verwaltung für das Schönbuch-Museum bestehen, von dieser Seite aus kann ein Museum eben nur verwaltet, nicht aber mit der Einrichtung gearbeitet oder in der Gemeinde gestalterisch gewirkt werden. Wenn der einen Besuch im Museum planende Interessent bei der telefonischen Anfrage nach einem Prospekt zu hören bekommt, er möge dann doch bitte für das Werbematerial und Porto zwei Mark überweisen, wird die Skepsis gegenüber der Verwaltung bestätigt. Die Tübinger Forstdirektion, der das Schönbuch-Museum sehr am Herzen liegt, erreichte vom Land die Zusage über jährlich DM 15 000,- für weitere Ausstellungen im Museum, wenn die Gemeinde ihrerseits ihr Schärflin beisteuere. In diesem und im vergangenen Jahr hat die Gemeinde Dettenhausen den Zuschuß nicht abgerufen, nicht abrufen können, hatte sie doch gar keine Ausstellung in Aussicht.

Ulrich Hägele hatte noch vor seinem Ausscheiden fünf bis sechs Veranstaltungen für die nächsten Jahre geplant, darunter eine Ausstellung von Skulpturen aus Stubensandstein aus der Werkstatt des Bildhauers Eugen Frey. Hägele hatte sogar bereits die Zusage für Arbeiten aus dem Nachlaß des Künstlers. Auch diese, sicher nicht unumstrittene Ausstellung – Frey war unter den Nazis ein sehr geschätzter Künstler – wäre sicherlich weit über den Großraum Stuttgart hinaus auf Interesse gestoßen: kostenlose Werbung für Dettenhausen.



Kapitaler Hirsch auf der Haube eines alten VW; waidmännisch erlegt, stolz präsentiert.

Doch von solchen Plänen ist derzeit nicht mehr die Rede, allenfalls von der Übernahme einer Foto- oder Gemäldeausstellung zum Thema Wald, Verlegenheitslösungen also. Das Land wird wohl seine Zuschüsse auch in Zukunft anders verwenden können.

Diese Umstände sind den Personen, die derzeit das Museum verwalten, nicht vorzuwerfen, sie haben anderes zu tun, sie sind auch nicht vom Fach. Ein Museum kann man nicht nebenher erledigen, wenn das vielleicht auch der eine oder andere Politiker – nicht nur auf dem Lande – gerne so hätte. Ein nur verwaltetes Museum ist bald tot, bald nur noch eine Immobilie. Damit wäre es schade um das Geld für dessen Einrichtung. Wer soll denn neue Anregungen geben, neue Themen suchen, finden und gestalten, wer soll denn die ehrenamtlichen Mitarbeiter schulen, die Führungen machen? Wer soll die Veranstaltungen rund um das Museum planen? Wer soll gar inhaltliche Veränderungen vornehmen? Museen veralten, der Zeitgeschmack ändert sich, neue Zeiten verlangen eine veränderte Präsentation – durchaus auch inhaltsgleicher Aussagen. Wer's nicht glaubt, der gehe in ein Ende der siebziger Jahre eingerichtetes und seither nicht mehr verändertes Museum und erfahre am eigenen Leib, wie verstaubt wir das alles schon nach nur eineinhalb Jahrzehnten empfinden.

Kulturarbeit im Museum stiftet Identität in der Gemeinde

Aber das ist es ja nicht allein. Museumsarbeit ist Kulturarbeit, aber auch Sozialarbeit. Wenn Museumsarbeit – wie dies etwa in Pliezhausen geschieht – aktiv, unter Einbeziehung der Bevölkerung geleistet wird, dann ist diese Einrichtung ein wichtigerer Integrationspunkt in der Gemeinde als so manche Hocketse oder lautstarkes Schunkeln im Festzelt, ohne daß man solche Veranstaltungen missen wollte. Kulturarbeit in diesem Sinne vermag der Gemeinde an anderer Stelle viel Geld zu sparen, vermag Identität in der Gemeinde stiften, auch auf dem Dorf, wo das alte Zusammengehörigkeitsgefühl durch das Anwachsen der Bevölkerung ebenfalls mehr und mehr schwindet. Man denke nur an die Neubürger in der Gemeinde, denen die alten Strukturen fremd sind. Ein Museum ist kein Luxusgegenstand, der in der Krise einfach zu teuer kommt und im Grund unnötig ist. Die Dettenhäuser Gastronomie hätte zudem vermutlich nichts dagegen einzuwenden, wenn das Schönbuch-Museum – und Ausstellungen in ihm – in Stadt und Land bekannt würden. Das Image einer kulturbe-

flissenen Gemeinde käme auch der Dettenhäuser Industrie zugute.

«Jetzt schdohts, jetzt isch gnuag Geld ausgea», das ist nicht nur provinziell, sondern auch kurzsichtig gedacht. Wenn man schon die Bürger in den kommenden Jahren stärker über die kommunalen Gebühren an den Kosten seines Gemeinwesens zu beteiligen gedenkt, so wird dieser um so lieber bezahlen, je mehr er seinen Wohnort auch als seine Heimat empfindet, nämlich als Platz, wo er sich zu Hause und wohl fühlt. Es wäre durchaus angebracht, einmal darüber nachzudenken, ob das viel geschmähte, angeblich ins uferlose gewachsene «Anspruchsdenken» der Bürger nicht damit zusammenhängt, daß diese sich immer weniger als ein Teil der Gemeinde empfinden. Neben den privaten Vereinigungen, den Sport-, Gesangs- und anderen Vereinen, können gerade kulturelle Einrichtungen wie Museen, die sich mit dem «Woher?» – und damit auch dem «Wohin?» – beschäftigen, in dieser Hinsicht sinnstiftend und integrativ wirken. Die freie Marktwirtschaft vermag vieles, aber doch nicht alles. Die aktuelle ökonomische Krise, die ja auch eine gesellschaftliche Krise ist, verlangt nach Kreativität, nicht nach wirtschaftlichen Knüppelmethoden, wie jener Vorschlag eines Dettenhäuser Gemeinderats aus den Reihen der Freien Wähler in einer Sitzung Ende August, der es für das beste hielt, die Pfarrscheuer an eine Wohnbaugesellschaft zu verkaufen, damit diese dort Eigentumswohnungen einrichte.

Die Gemeinde sollte mit dem in besseren Jahren erworbenen Pfund «Schönbuch-Museum» wuchern, nicht es meistbietend verscherbeln und andere den Reibach machen lassen. Man kann etwas auch zu Tode sparen. Etwas Schlimmeres könnte unserer Gesellschaft gar nicht passieren.

Schönbuch-Museum

Ringstraße 3, Postfach 100

72135 Dettenhausen

Telefon (0 71 57) 1260 (Rathaus).

*Öffnungszeiten: Samstags und sonntags,
14.00 bis 18.00 Uhr und nach Vereinbarung.*

*Das gilt bis Ende Dezember,
dann tritt eine Winterpause ein.*

Eintritt: DM 3,- (ermäßig DM 2,-, Kinder DM 1,-).

Führungen (DM 45,-)

für Gruppen nach Voranmeldung:

Rathaus Dettenhausen,

Telefon (0 71 57) 126-31 (Frau Zientz),

*Forstdirektion Tübingen, 70274 Tübingen-Bebenhausen,
Telefon (0 70 71) 602-142 (Herr Pflieger).*



Baumkeller in der Horheimer Kelter am Stromberg, heute Weinmuseum.

Klaus Thinius-Hüser Historische Kelterhäuser in Baden-Württemberg

Die Auseinandersetzung mit alten Gebäuden ist ohne den geschichtlichen Hintergrund unvollständig. Das gilt besonders für die historischen Kelterhäuser, da sie als Gemeinschaftseinrichtungen in einer besonderen gesellschaftlichen Abhängigkeit stehen. Sie sind in der Regel Bannkeltern und spiegeln das Feudalsystem mit Herrschaft und Abhängigkeit, Frohdienst und Zehntabgaben.

Hier spielt weniger die Grenze zwischen Baden und Württemberg eine Rolle als die Aufteilung der großen Weinbaugebiete in kleine und kleinste Herrschaftsbereiche. Diese Herrschaftsbereiche stehen natürlich in einer größeren politischen Abhängigkeit, in der sich Gemeinsamkeiten und Veränderungen ergeben. Für die einzelnen Keltern sind jedoch in der Regel die lokalen und regionalen Veränderungen, der Wechsel der Herrschaft durch Verkauf, Verpfändung oder Schenkung, von größerer Bedeutung.

Als Wahl-Baden-Württemberger, das seit mehr als dreißig Jahren, habe ich mich wenig um die alte Landesgrenze zwischen Baden und Württemberg gekümmert. Ich bin allerdings gelegentlich über die alten Grenzsteine gestolpert und mußte mich immer wieder belehren lassen, daß ich entweder das Badische gerade verlassen oder das Württembergische noch nicht erreicht hätte. Bei der Auseinandersetzung mit den Kelterhäusern konnte ich da auch keine Unterschiede feststellen. Denn ich habe mich, angelehnt an Karl Heinz Stockers Dissertation *Der Kelterbau im Stromgebiet des Neckars*, an klimatischen und topografischen Vorgaben orientiert. Die sind ebenso wie die Nutzung der Kelterhäuser, die geschichtlichen Konstruktionen und die Handwerks-techniken grenzüberschreitend. So beziehen sich in der Folge die allgemeinen Angaben zu den Kelterhäusern gleichermaßen auf Baden und Württemberg. Es muß allerdings gleich hinzugefügt werden,

daß sich die Mehrzahl der erfaßten Kelterhäuser auf altwürttembergischem Gebiet befindet. Da Baden aber Weinbauflächen mindestens in der gleichen Größe hat wie Württemberg, ist das Ungleichgewicht bei den Kelterhäusern entweder auf die mangelnde Erforschung Südbadens oder aber auf eine andere gesellschaftliche Entwicklung mit geringerer Abhängigkeit der Weinbauern zurückzuführen.

Geschichte und Verbreitung der Kelterhäuser

Kelterhäuser hat wohl es überall gegeben, wo Weinbau in größerem Umfang betrieben wurde. Mir sind

Kelterhäuser aus dem Burgenland, aus dem Thurgau, aus Burgund und von der Mosel bekannt. Dazu liegen mir aber keine grundlegenden Forschungsergebnisse vor, so daß keine differenzierten Aussagen möglich sind. Für Baden-Württemberg liegt zwar auch noch keine vollständige Dokumentation der Kelterhäuser vor. Es gibt erhebliche Lücken für den Kaiserstuhl, das Markgräfler Land und den Bodenseebereich. Die übrigen Weinbaugebiete Baden-Württembergs, im «Stromgebiet des Neckars», sind aber so gut erforscht, daß sich daraus grundlegende Erkenntnisse gewinnen lassen. Die Vielzahl der Kelterhäuser verweist auf eine sehr



Kelterhalle der Schloßkeller in Lauffen am Neckar.



Kelter in Bodman am Bodensee. Dachgauben und Ladezwerchhaus verweisen auf die Nutzung des Dachraumes als Speicher.

lange Weinbautradition sowie auf ein ausgeprägtes Herrschaftssystem. Der Weinbau wurde zu Beginn unserer Zeitrechnung von den Römern ins Land gebracht. Im Mittelalter sorgten die Klöster für die Pflege der Weinkultur und die Ausbreitung des Weinbaues. Er verbreitete sich besonders an den Kalkufeln der Flüsse, an Jagst, Kocher, Neckar, Rems und Enz.

Wein war im Mittelalter so gut wie bares Geld, ein wohlgefüllter Weinkeller eine wahre Schatzkammer. Etliche große und größte Weinfässer, etwa das im hohenlohischen Herrenkeller der Pfedelbacher Kelter oder das im Heidelberger Schloß, zeugen davon. So war es nicht verwunderlich, daß neben den Klöstern auch weltliche Mächte an den Weinbergen interessiert waren und um die besten Lagen intrigierte und gerungen wurde.

Der Weg vom Rebberg in den Pokal war allerdings weit. Die erste Station nach der Lese war die Presse. Schon in römischer Zeit wurden zum Pressen der Trauben sogenannte Baumkeltern, mächtige hölzerne Maschinen, verwendet. Mit den großen Bäumen, bis zu vierzehn Meter langen Hebeln, konnte eine große Kraft auf das Preßgut aufgebracht, gleichzeitig aber ein sehr gleichmäßiger und schonender Preßvorgang erzeugt werden.

Die großen Baumkeltern, nur während weniger Wochen im Jahr genutzt, lohnten nur bei entsprechenden Traubenmengen, also bei größeren Einzugsgebieten. Der herrschaftliche Kelterbann zwang die abhängigen Weinbauern zur gemeinschaftlichen Nutzung der Keltern; von der Herrschaft bestellte Kelterknechte überwachten den Keltervorgang und die Ablieferung des Weinzehnten. Landadelige oder weniger wohlhabende Klöster waren beschränkt auf eng begrenzte Weinbaugebiete. Dafür reichte eine Baumkelter und zum Schutz der Baumkelter und des Keltervorganges ein kleines Kelterhaus. Für weitere Einzugsgebiete reichte eine Baumkelter nicht; zwei Baumkeltern waren häufig und drei oder vier nicht ungewöhnlich. Die schützenden Kelterhäuser wurden entsprechend größer und auffälliger. Bedeutende Herrschaften, geistliche und weltliche, hatten Besitzungen in vielen Weinbaugemeinden. Die Herrschaftsansprüche einflußreicher Klöster wie Schöntal oder Maulbronn spiegeln sich in vielen Urkunden und Kelterhäusern. Das Herzogtum Württemberg hatte Rechte im ganzen Land. Die königliche Hofdomänenkammer verwaltete im Jahre 1820 von Ilsfeld bei Heilbronn bis Kayh bei Herrenberg in dreiunddreißig Orten dreiundfünfzig Kelterhäuser.

Urkundliche Erwähnungen von Kelterhäusern reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die Kelter lag ursprünglich unmittelbar in den Weinbergen und waren klein. In der folgenden Entwicklung wurden sie, zur besseren Kontrolle, in die Ortschaften verlegt oder den Herrschaftssitzen – Klöstern, Schlössern und Amtshöfen – direkt angegliedert. Mit den wachsenden Einzugsbereichen wurden auch die Kelterhäuser größer. Diese Gebäude waren in einer dörflichen oder kleinstädtischen Bebauung nicht zu übersehen; in Größe und Bauqualität waren sie eindeutige Herrschaftssymbole, gleichzeitig aber Orte gemeinschaftlichen Handelns und Duldens; sie waren wichtig für das Gemeinwesen.

In den ehemals freien Reichsstädten – etwa Ravensburg, Reutlingen, Esslingen oder Heilbronn – spielte der Weinbau ebenfalls eine große Rolle. In allen diesen Städten muß es in der Blütezeit des Weinbaues vierzig oder mehr Kelterhäuser gegeben haben. Ihre Vielzahl verweist auf eher private Nutzung in begrenzten Weingärten. Sie waren in der Regel klein und hatten nicht die Bedeutung der Herrschaftskelter; über sie ist wenig bekannt.

Die Funktion der Kelterhäuser

Auf die Schutzfunktion der Kelterhäuser für die Baumkeltern und den Keltervorgang wurde schon

hingewiesen. Die riesigen Baumkeltern brauchten große Stellflächen, und für das Keltern war um die Baumkeltern weitere Stellfläche für Bütten und Standen sowie für allerlei Zubehör nötig. Wagen mußten ein- und ausfahren können, um die Trauben anzuliefern bzw. die Maische oder die Preßkuchen abzufahren.

Als Witterungsschutz genügte ein großes Dach auf einer offenen Stützkonstruktion. Da konnte man die Bottiche und Standen auch um das Kelterhaus aufstellen und durch die offenen Wände bedienen. Um allerlei Unfug und mutwilliger Beschädigung von Baumkeltern und Keltergeschirr vorzubeugen, wurden in der Weiterentwicklung die Wände geschlossen. In solchen Fällen mußte dem Verkehrsfluß besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden durch die Anordnung von Toren für Quer- und/oder Längsdurchfahrt.

Nur während weniger Herbstwochen war in der Kelter reger Betrieb: Arbeitende Weinbauern, befehlende und kontrollierende Kelterknechte, Tiere und Fuhrwerke, unzählige Bütten und Standen, der Geruch von Most und Angegorenem, Geschrei und Durcheinander. Im übrigen Jahr war sie nur Abstellraum für die Pressen und das Keltergeschirr. Die Kelterhallen waren meist bis unter das Dach offen. Der große Luftraum war nötig, um die beim beginnenden Gärprozeß freiwerdenden Gase gut zu

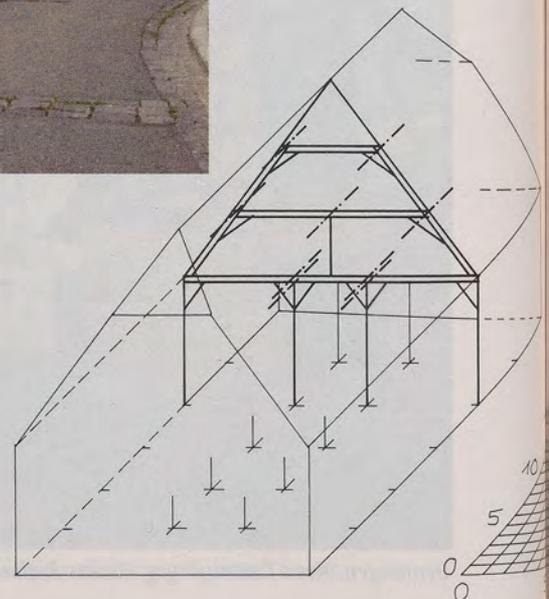


Benningen, Kreis Ludwigsburg. Rechts Rathaus, daneben die Kelter mit zwei Anbauten, rechts die Kelterstube, links das Backhaus.



Giebelsicht der Kelter in Ötisheim, Enzkreis, mit zwei Dachspeichergeschossen. Eine Sanierung des Gebäudes ist vonnöten.

Schemadarstellung der Kelter in Ötisheim.



verteilen. Es gab wenig Licht unter den tief heruntergezogenen Dächern. Zur Verbesserung der Belichtung brannten in der Halle offene Feuer. Bei herbstlicher Witterung war es zugig und kalt. Zum Aufwärmen für die Weinbauern und zum Aufenthalt für die Kelterknechte wurden später sogenannte Kelterstuben, kleine beheizbare Räume mit Sichtkontakt zur Kelterhalle, von der Halle abgegrenzt, aufgestellt, von der Dachkonstruktion ab-

gehängt oder außen angebaut. Die angefügten Kelterstuben sind als spätere Zutaten deutlich erkennbar.

In der Mehrzahl waren die Kelterhäuser nicht unterkellert. Der ausgepreßte Traubensaft wurde zum Ausbau des Weins meist mit Ochsen- oder Pferdefuhrwerken in die herrschaftlichen Weinkeller in den Amtshöfen, Klöstern oder Schlössern gebracht. Es gibt jedoch heute noch einige Kelterhäuser mit großen Gewölbekellern. Diese erkennt man an Kelterhälsen, den meist sehr steilen Treppenabgängen, und an Lüftungsschächten.

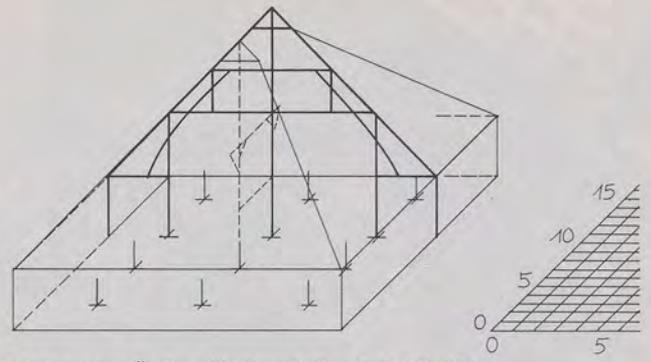
Die reinen Kelterhallen, Einfunktionshäuser, haben meist Vollwalmdächer. Sie bestehen durch ihre großen, ungestörten Dachflächen. Steilgiebel mit Lüftungs- und Ladeöffnungen sowie Dachgaupen und Zwerchhäuser verweisen auf eine Doppelnutzung: Kelterhalle und Kornspeicher. In Gebieten, in denen einer Herrschaft neben dem Weinzehnten auch der Kornzehnt zustand, war neben dem Kelterhaus auch eine Zehntscheuer notwendig. Dann lag es nahe, das große Dachvolumen, bedingt durch die steile Dachneigung infolge Biberschwanzdeckung, als Kornspeicher auszunutzen. In großen Kellern konnten da zwei oder drei Speicherböden untergebracht werden; bei größerem Raumbedarf wurde zwischen Kelterhalle und Dachspeicher ein zusätzlicher Speicherstock eingeschoben.

Es gab auch andere Doppelnutzungen mit Sinn für die Gemeinschaft. Einige Beispiele vereinen Kelter und Rathaus, entweder in zwei Hausteilen unter dem gemeinsamen Dach oder in Stockwerken übereinander. In der Kelter in Haberschlacht sind im Erdgeschoß Pfarrstall, Kelterhalle und Spritzenhaus, im Obergeschoß Karzer, Rathaus und Schule und im Dach ein Speicherboden zusammengefaßt.

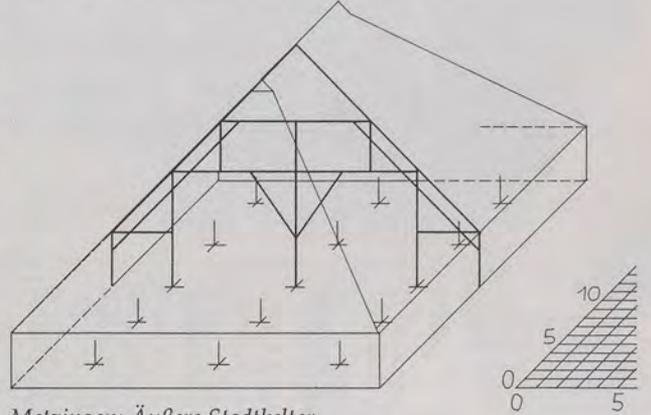
Vier Grundtypen der Kellern

Auch wenn kaum ein Kelterhaus dem anderen gleicht, lassen sich doch vier Grundtypen ableiten. Die Kellern stellen entweder diese Grundtypen eindeutig dar oder lassen sich als deren Varianten erklären. Durch Größe und Bauweise wird die Vielfalt beträchtlich erweitert.

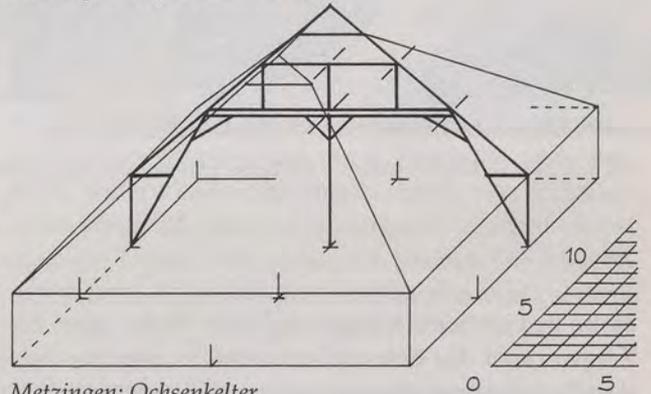
Wie schon erwähnt waren die ersten Kelterhäuser nichts anderes als große Schutzdächer auf Stützengerüsten. Die älteste erhaltene Kelter, die Äußere Heiligenkelter auf dem Platz der sieben Kellern in Metzingen, zeigt den Typ 1 klar. Er entspricht dem mittelalterlichen Bauernhaus, Vollwalmdach mit Eulenlöchern auf einer engmaschigen Ständerstellung mit der Besonderheit von zwei die Firstpfette tragenden Ständen. Das Ständergerüst teilt die



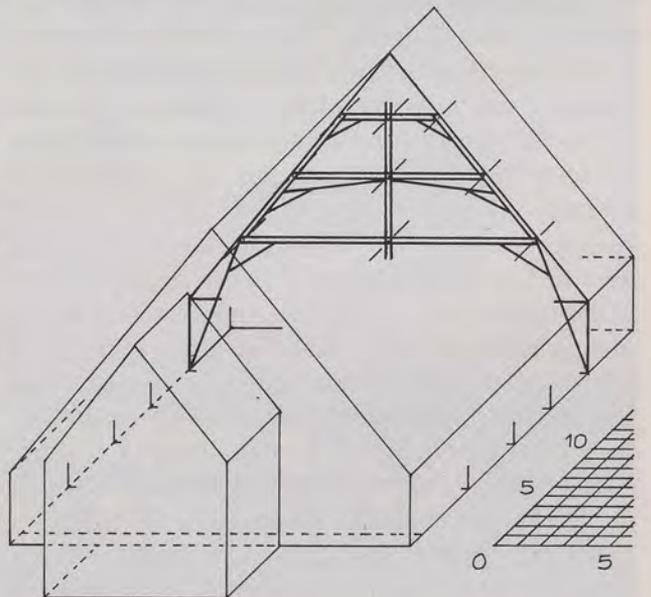
Metzingen: Äußere Heiligenkelter (Markthalle)



Metzingen: Äußere Stadtkelter



Metzingen: Ochsenkelter



Metzingen: Große Stadtkelter



Blick in die Dachkonstruktion – doppeltes Hängewerk – der Kelter in Pfedelbach-Heuholz im Hohenlohekreis.

Halle in vier Schiffe längs und fünf Fache quer. Im Tragwerk ist das hohe «Kernhaus», in dem die beiden Baumkellern standen, gegenüber den niedrigeren Nebenraumzonen unter dem weit heruntergezogenen Dach auffällig. Diese Kelterkonstruktion war um die Baumkellern wie maßgeschneidert. Die Nutzung war festgelegt, kaum variierbar; und das dürfte der Anlaß für Veränderungen dieses Typs, für seine Weiterentwicklung sein, die insbesondere im Tragwerk liegt.

Auf dem Kelterplatz in Metzingen stehen vier andere Kelterhäuser, die der Äußeren Heiligenkelter in der Gestalt fast entsprechen. Ihre Konstruktionen unterscheiden sich aber stark. Das erkennt man erst bei einem genaueren Hinschauen unter dem Dach. Die Äußere Stadtkelter zeigt zwar ebenfalls die enge Ständerstellung mit vier Schiffen. Die Mittelständer gehen aber nicht mehr bis unter den First, die Dachkonstruktion ist stockwerksweise übereinander gebaut. Die Firstständer der Äußeren Heiligenkelter gehen aber in einem Stück vom Boden bis unter den First durch. Es besteht eine deutliche Ver-

wandtschaft; die Konstruktion der Äußeren Stadtkelter ist eine Variante des Typs 1.

Die Innere Heiligenkelter, die Ochsenkelter und die Herrschaftskelter in Metzingen zeigen eine andere Konstruktion. Es sind zwar noch drei innere Stützen vorhanden, die Zwischenstützen sind aber schräg gegen die Außenwände gestellt, so daß die Halle nur noch zweischiffig ist und durch weniger Stützen besser genutzt werden kann. Dies ist der Typ 2. Die Kalebskelter hat zwar die gleiche Konstruktion. Durch Teilwalme und Fachwerkwände darunter bekommt sie aber eine ganz andere äußere Gestalt. Sie ist also eine Gestaltvariante des Typs 2. Die Große Metzinger Stadtkelter fällt durch ihre Steilgiebel und den zweistöckigen Kelterstubenanbau besonders auf. Trotz Steilgiebel gab es hier ursprünglich keine separate Dachraumnutzung, die Kelterhalle ging vom Boden bis unter den First. In der Konstruktion fallen die schrägen Zwischenstützen auf. Es gibt jedoch keine Mittelstütze mehr. Die Dachlast wird über Sprengwerke im Dachraum nebst Hängestange über die freie Mitte nach außen

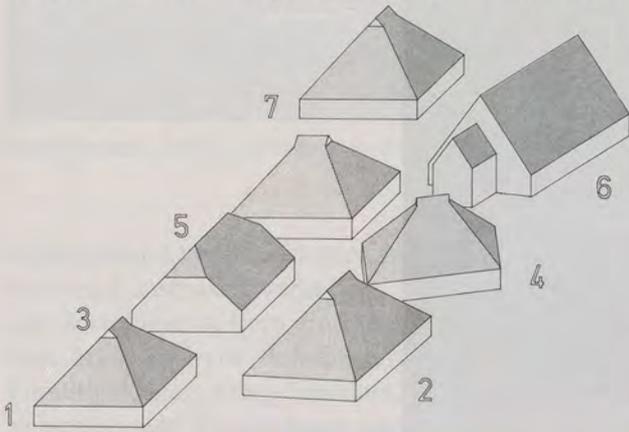
geleitet. Das ist eine Konstruktionsvariante des Typs 2 bei deutlich abweichender äußerer Erscheinung. Durch den Verzicht auf die schrägen Zwischenstützen muß das gesamte Tragwerk für das Dach in den Dachraum verlegt werden. Das geschieht mit Hängesprengwerken, die die Lasten nur auf die Außenwände abgeben. Das ist der Typ 3, der in Metzingen nicht vorhanden ist. Bei diesem Typ treten häufig umlaufende Mauerwerkswände auf, die Wandpartien sind meist deutlich höher als die der Typen 1 und 2. Das führt auch bei den häufig vorkommenden Vollwalmdächern zu einer anderen äußeren Gestalt. Alle drei bisher vorgestellten Typen sind Einfunktionshäuser mit bis unter das Dach offenen Kelterhallen. Die Innenräume werden von der Dachkonstruktion wesentlich bestimmt.

Der Typ 4 kennzeichnet die Mischfunktion Kelter und Kornspeicher. Die Kelterhalle wird dabei durch den darüber befindlichen Schüttboden horizontal abgeschlossen. Die schweren Lasten aus dem aufgeschütteten Korn zwingen aber zu einer engmaschi-

gen Stützenstellung wie beim Typ 1. Auch hier entstehen mehrschiffige Kelterhallen, bei denen die Stützen die Nutzung beeinträchtigen. Die Kelterhalle wird geprägt durch die horizontale Balkendecke mit den Längs- und Querunterzügen und den mit Kopfbändern in beiden Richtungen versehenen Stützen. Es sind eindrucksvolle, fast sakrale Räume. Das setzt sich in die Dachspeicherräume bzw., wenn vorhanden, in den zusätzlichen Speicherstöcken fort. Auch hier gibt es wieder zusätzliche Varianten durch die Bauweise, Ganzholz-, umfassender Mauermantel oder stockwerksweiser Wechsel von Mauerwerk und Fachwerk. Als letzte konstruktive Möglichkeit wird sogar in der Kelterhalle auf die Stützen verzichtet, und die gesamten Lasten aus dem Speicherstock und den Dachspeichern werden durch ein doppeltes Hängesprengwerk abgetragen.

Dieses Beispiel ist die sogenannte Herzogskelter in Güglingen, die zu den größten Kelterhäusern überhaupt gehört. Bei einer Grundrißfläche von fünfzehn auf achtundvierzig Metern und einer Firsthöhe von achtzehnneinhalb Metern erreicht sie ein Volumen von etwa zehntausend Kubikmetern.

Auch unter den Kelterhallen gibt es große Exemplare, etwa die Kelter in Hohenhaslach, die bei einer Grundrißabmessung von fünfzehn auf zweiundvierzig Metern und einer Firsthöhe von vierzehn Metern einen umbauten Raum von sechstausend-undachthundert Kubikmetern erreicht. Sonst sind die Typen 1 bis 3 deutlich kleiner. Die Metzinger Kelter liegen bei Grundrißmaßen von ca. fünf-



Siebenkelternplatz in Metzingen:

- 1 Äußere Heiligenkelter (Markthalle)
- 2 Äußere Stadtkelter (Stadthalle)
- 3 Kalebskelter (Stadtbücherei)
- 4 Herrschaftskelter (Weinbaumuseum)
- 5 Ochsenkelter
- 6 Große Stadtkelter (Weingärtnergenossenschaft)
- 7 Innere Heiligenkelter



Äußere Heiligenkelter in Metzingen, heute Markthalle.

zehn auf achtzehn Metern (Kalebskelter) bis achtzehn auf vierundzwanzig Meter (Äußere Stadtkelter) und Firsthöhen von etwas mehr als zehn Metern (Ochsenkelter) bis vierzehn Meter (Große Stadtkelter) bei einem umbauten Raum von eintausenddreihundert (Äußere Heiligenkelter) bis dreitausendundeinhundert Kubikmeter (Große Stadtkelter). Auch daran ist wieder die vorhandene Vielfalt ablesbar.

Umnutzungen und Erhaltungszustand

Schon in der weit zurückliegenden Geschichte hat es an den Kelterhäusern kleine und große Verände-

rungen gegeben. Es wird gelegentlich davon berichtet, daß eine Kelter abgebaut und an einem anderen Platz wieder aufgebaut wurde. Das war bei den Ganzholzbauten im Mittelalter durchaus üblich. Die Holzverbindungen waren mit Holznägeln gesichert und deshalb lösbar. In den schriftlichen Darstellungen wird immer wieder darauf hingewiesen, daß Kelterhäuser durch natürliche Abnutzung, gelegentlich wahrscheinlich auch durch mangelnde Pflege, baufällig geworden sind und abgerissen werden mußten. Auf dem einen oder anderen Platz sind bis zu drei Kelterhäuser hintereinander belegt. Die Nachfolgebauten konnten den alten weitgehend entsprechen oder wurden den Anforderungen



Das ehemalige Kelterhaus in Reusten, Gemeinde Ammerbuch im Kreis Tübingen, dient seit dem vorigen Jahrhundert als evangelisches Gotteshaus.



Hohenhaslach, Stadt Sachsenheim im Kreis Ludwigsburg. Die Halle der renovierten Kelter dient dem Strombergdorf als Halle.

entsprechend vergrößert oder gemäß der Typendarstellung konstruktiv verändert.

Die Metzinger Keltern sind dafür wieder beispielhaft. Hier wird von Bränden und Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg berichtet. Die Baudaten der verschiedenen Kelterhäuser reichen vom Jahr 1512 (Äußere Heiligenkelter) bis zum Jahr 1700 (Ochsenkelter). Das bezeugt die ständigen Veränderungen. Mißernten, anhaltende Schädlingsplagen und Besitzveränderungen haben zu allen Zeiten zu Veränderungen an Kelterhäusern geführt, von der Umnutzung bis hin zum Abriss. Viele der urkundlich belegten Kelterhäuser sind verschwunden. Aber eine beachtliche Zahl ist auch nach Ablösung der Feudallasten erhalten geblieben. In der Mitte des letzten Jahrhunderts sind viele Kelterhäuser in den Besitz der Gemeinden übergegangen; sie wurden auf genossenschaftlicher Basis in der alten Nutzung weitergeführt. Baumkeltern waren bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts in Betrieb. Erst mit den technischen Errungenschaften der Neuzeit ergaben sich auch für die Kelterhäuser grundlegende Veränderungen. Viele mußten sich größere Umbaumaßnahmen gefallen lassen, andere wurden zugunsten von Neubauten ganz aufgegeben, als Lagerhallen für die Gemeinde umgenutzt und mehr schlecht als

recht unterhalten, oft in der Folge ohne vorherige Dokumentation abgerissen. Aufwendige Umnutzungen waren selten. Die Kelter in Reusten im Ammertal ist schon seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Dorfkirche, und die Tübinger Herrschaftskelter ist seit Jahrzehnten Schulhaus.

Im Zweiten Weltkrieg sind etliche Kelterhäuser zerstört worden, und in der anschließenden Aufbaueuphorie ist so manches Kelterhaus einem modernen Gebäude oder einer neuen Verkehrsführung geopfert worden. Es ist aber eine ganze Reihe bemerkenswerter Kelterhäuser erhalten, teilweise über vierhundert Jahre alt. Die Bauten befinden sich allerdings in einem sehr unterschiedlichen Zustand.

Hier muß zunächst noch einmal betont werden, daß die Kelterhäuser reine Wirtschaftsbauten waren, zwar meist in hervorragender handwerklicher Ausführung, aber ohne jeden Komfort. Sie waren also für kurzfristige, höherwertige Umnutzungen ungeeignet, und so konnten viele die Zeiten als Gemeindebauhöfe oder Gerümpelkammern überdauern und viel ursprüngliche Substanz bis heute überliefern. Bei den sehr alten Konstruktionen sind da aber in der Regel nicht nur die üblichen Alterserscheinungen zu sehen, sondern stärkere Schädigungen des hölzernen Tragwerks durch mutwillige Zer-



Die Kelter in Hohenacker bei Waiblingen ist zum Feuerwehrmagazin umgebaut worden.

störung, Wassereinwirkung oder Insektenfraß. Hier sind fehlende Bauteile, offene Bauteilverbindungen, starke Verformungen der Haupttragglieder und unsachgemäße Reparaturen besonders hervorzuheben. Trotzdem ist bei diesen Beispielen meist das alte Kelterhaus im Tragwerk, in den Materialien, dem Innenraum und der äußeren Gestalt weitgehend erhalten. Das sieht bei den meisten Objekten anders aus, die einer höherwertigen Nutzung zugeführt wurden.

Schon in der äußeren Erscheinung fallen die Kelter-Feuerwehrmagazine auf: Neben den modernen Anpassungs- und Verschönerungsarbeiten hinsichtlich Dachdeckung und Fassaden einschließlich Befensterung sind es vor allem die großen Tore, die das Bild der alten Kelter beeinträchtigen. Dazu kommen aber meist gravierende Veränderungen im Inneren, vom Ausbau von Stützen über den Einbau von Sozialräumen bis zur feuersicheren Ausbildung von Decken und Wänden. Da hier oft Eigen-



So präsentiert sich die Kelter in Jagsthausen, Kreis Heilbronn, nach dem Umbau zum Wohnhaus.



Kalebskeller, eine der sieben Kellern in Metzingen. Vorbildliche Nutzung als Stadtbücherei ohne gravierende Eingriffe in die überkommene Konstruktion.

leistung im Spiel war, ist bei dieser Umnutzung mehr zerstört worden, als unbedingt notwendig war.

Die neueste Umnutzung von Kelterhäusern bezog sich aber auf mehr Komfort. Die Umwandlung eines alten Wirtschaftsbaues in eine Stadthalle, ein Kulturhaus oder ein Gemeindezentrum war ohne Experten und moderne Bautechnik nicht möglich. So ist denn auch häufig nach den zeitgemäßen Verschönerungen, den notwendigen Verkleidungen für Vollwärmeschutz, Feuerschutz und Schalldämmung, der technischen Gebäudeausrüstung sowie den konstruktiven Veränderungen infolge Überforderung wenig vom alten Kelterhaus übrig geblieben. Die Gebäude sind total übernutzt und damit oft unwiderruflich zerstört worden.

Erfreulicherweise gibt es eine ganze Reihe von positiven Beispielen. Auch hier ist wieder Metzingen zu nennen. Fünf der sieben Kelterhäuser sind dank intensiver Arbeit einer Bürgerinitiative nach und nach saniert und verträglich umgenutzt worden. Die Äußere Heiligenkeller ist offene Markthalle und präsentiert sich ganz in der alten Form. Die Herrschaftskeller ist Weinbaumuseum und als Museumshülle gleichermaßen Ausstellungsobjekt; sie beherbergt eine alte Baumkeller und viele Informa-

tionen zum Metzinger Weinbau. Die Äußere Stadtkeller ist Stadthalle, zeigt weitgehend die alten Merkmale, hat jedoch einige statisch-konstruktive Veränderungen im Tragwerk, so den Einbau von Stahlträgern in die Holzkonstruktion, hinnehmen müssen.

Die Große Stadtkeller wird einschließlich des darunter liegenden Kellers von der Weingärtnergenossenschaft genutzt, allerdings nicht mehr als Kelter. In der Halle ist teilweise eine Zwischenebene eingezogen, so daß der alte Raumeindruck insgesamt nicht mehr vorhanden, wohl aber erkennbar ist. Die Kalebskeller ist die jüngste Umnutzung: Sie ist zur Metzinger Stadtbücherei umgebaut und in ihrer alten Substanz weitgehend erhalten. Der Architekt hat die notwendigen Veränderungen mit viel Gespür eingepaßt. An die Stelle der Baumkellern sind die begehbaren Bücherregale getreten. Sie sind konstruktiv und farblich deutlich vom alten Bestand abgesetzt. Man kann auf ihnen, Bücher suchend oder lesend, die Konstruktion aus verschiedenen Blickwinkeln erfahren.

Die zwei anderen Kelterhäuser stehen zur Sanierung an. Ihr Zustand zeigt deutlich die vorher beschriebenen Mängel. Geld ist allerdings momentan nicht vorhanden; und das ist für diese und andere



Bretzfelder Kelter unweit von Öhringen am Fuße der Weinberge. Hier wird zwar weiterhin die Rebe gepflegt, doch das Gebäude dient heute als Bauhof der Gemeinde.

Keltern, die nach vieljähriger Nutzung als Gemeindebauhof oder Feuerwehmagazin frei geworden sind, eine Chance. Hier kann in der notwendigen intensiven Auseinandersetzung mit den Objekten eine sinnvolle und substanzverträgliche Umnutzung gefunden werden. Und zu dieser Auseinandersetzung soll meine Arbeit an den historischen Keltern beitragen.

Wünsche und Erfordernisse für den weiteren Umgang mit den alten Keltern

Aus den Fehlern der Vergangenheit kann man lernen. Diese Fehler entspringen auch nicht unbedingt der Böswilligkeit, sondern überwiegend der Unkenntnis über die Kelterhäuser. Es mangelte an einer umfassenden Forschung, an Entscheidungs- und Planungshilfen sowie an Hilfestellungen für die praktische Umsetzung. Baugeschichtsforschung und Denkmalpflege waren traditionell ausgelastet mit den Objekten der Repräsentationsarchitektur, mit Schlössern, Kirchen, Klosteranlagen, hervorragenden Bürgerhäusern. Da reichte die personelle Kapazität oft nicht aus, die Denkmalswürdigkeit eines Kelterhauses überhaupt festzustellen. Man rannte den praktischen Gegebenheiten, den Umnut-

zungswünschen und Substanzveränderungen, immer nur hinterher.

Hier muß sich Grundlegendes ändern: Die Kelterhäuser sind hervorragende kulturhistorische Denkmäler, Zeugnisse einer Jahrhunderte alten Weinbautradition, hervorragende bauhistorische Denkmäler und Zeugnisse einer hohen Zimmermannskunst. Dieses Bewußtsein ist oft nicht vorhanden, weil die Verbindung zur Geschichte allgemein und zur Geschichte der Keltern insbesondere abgerissen ist oder zumindest ein großer Abstand dazu besteht. Der Bezug muß wieder hergestellt werden. Die Qualitäten der alten Kelterhäuser müssen systematisch herausgearbeitet und verdeutlicht werden. Es geht um eine neue Wertsetzung und eine neue Wertschätzung. Die verordnete Denkmalpflege reicht für ein echtes Engagement nicht aus! Hier müssen Emotionen, Erfahrungen und Fähigkeiten von Bürgern, Kommunalpolitikern und Baufachleuten zusammengefaßt werden. Für persönliche Eitelkeiten und falschen Ehrgeiz ist dabei kein Platz. Der lange Weg vom Planungsbeginn bis zum allgemein akzeptierten Ergebnis kann nur gemeinschaftlich bewältigt werden. Dann wird «das Werk auch keinen Meister loben», sondern als Bestandteil eines lebendigen Gemeinwesens für dieses sprechen.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Alle historischen Bauten haben ihren Wert in der geschichtlichen Bindung. Darüber hinaus können sie städtebauliche Akzente setzen. Sie haben räumliche, konstruktive und gestalterische Qualitäten, die ursprünglich auch einer bestimmten Nutzung zugeordnet waren. Grundsätzlich haben wir es bei den alten Kelterhäusern mit den gleichen Problemen zu tun wie bei allen historischen Bauten, die ihre alte Funktion verloren haben. Deshalb muß man sich zunächst die Bedeutung dieser Bauten für das heutige Gemeinwesen bewußt machen, erst dann läßt sich eine überzeugende Lösung entwickeln und durchsetzen.

Bei den Kelterhäusern, wie bei vielen anderen Gebrauchsbauten, stand immer der Zweck vor der Gestalt. Und dieser Zweck wurde mit den bauhandwerklichen (technischen) Mitteln der Zeit sehr konstruktiv erreicht. Die Konstruktion spielt also bei diesen Gebäuden eine entscheidende Rolle, sie bestimmt die Innenräume ebenso wie die äußere Gestalt. Innenräume, äußere Gestalt und Konstruktion bilden eine Einheit, die nicht zerstört werden darf. Und dazu gehört auch das Tragverhalten der Konstruktion. Hier steht man in der Erforschung leider erst am Anfang. Es bedarf aber besonderer Hilfe-

stellungen, denn es kann nicht um die richtige Anwendung der gültigen Regeln und Normen gehen, sondern eher um deren Abwendung von dem überkommenen Tragwerk. Man muß hier neue Wege suchen, um die alten Konstruktionen nicht zu Dekorationen in modernen Tragwerken verkümmern zu lassen; und dann bedarf es natürlich in der Ausführung erfahrener Zimmerleute, die das Metier ihrer Vorgänger perfekt beherrschen.

Da der Erhalt der alten Kelterhäuser auch ein finanzielles Problem ist, sind Überlegungen zur sinnvollen Nutzung selbstverständlich notwendig. Übernutzungen, d.h. Wünsche nach hohem Komfort, sind den alten Wirtschaftsbauten aber absolut unverträglich. Deshalb ist es in manchen Fällen vielleicht richtiger, ein überliefertes Kelterhaus zunächst so zu reparieren, daß keine weiteren Schäden auftreten können, als es in einer Hauruck-Aktion unwiderruflich zu zerstören. Nach der notwendigen Sicherung sollte man sich viel Zeit nehmen, um eine substanzverträgliche und für die Gemeinschaft sinnvolle Lösung zu entwickeln. Das sollte bei einer zwei- oder dreihundert Jahre alten Kelter möglich sein.

In diesem Sinne wünsche ich mir viele Gleichgesinnte!



Die Kelter in Linsenhofen bei Nürtingen harret nach langjähriger Nutzung als Bauhof der Gemeinde einer dringend notwendigen Sanierung.

Robert Fritz Die Arbeit im Jahreslauf eines Weingärtners in alter Zeit¹

In Neuhausen an der Erms, das hier als Beispiel dienen soll, hat der Weinbau eine über 900jährige Tradition². Im Jahr 1089 kam der größte Teil des Ortes mit einem Weinberg als Stiftung der Grafen von Achalm an das neugegründete Benediktinerkloster Zwiefalten. Um die Rebflächen zu bestellen, wurden eigens Mönche und Laienbrüder nach *Niuwinhusin* entsandt, wodurch der Weinbau quantitativ und qualitativ große Fortschritte machte. Schon von Anfang an dürfte eine Kelter mitten in den Weinbergen gestanden haben, die «Alte Kelter» *under dem Negelin* mit zwei Kelterbäumen. Noch während des Mittelalters ließ das Kloster Zwiefalten eine weitere Kelter in den Weinbergen mit drei Bäumen errichten. Auf Wunsch der Gemeinde wurde diese «Neue Kelter» 1376 an eine Straßen-

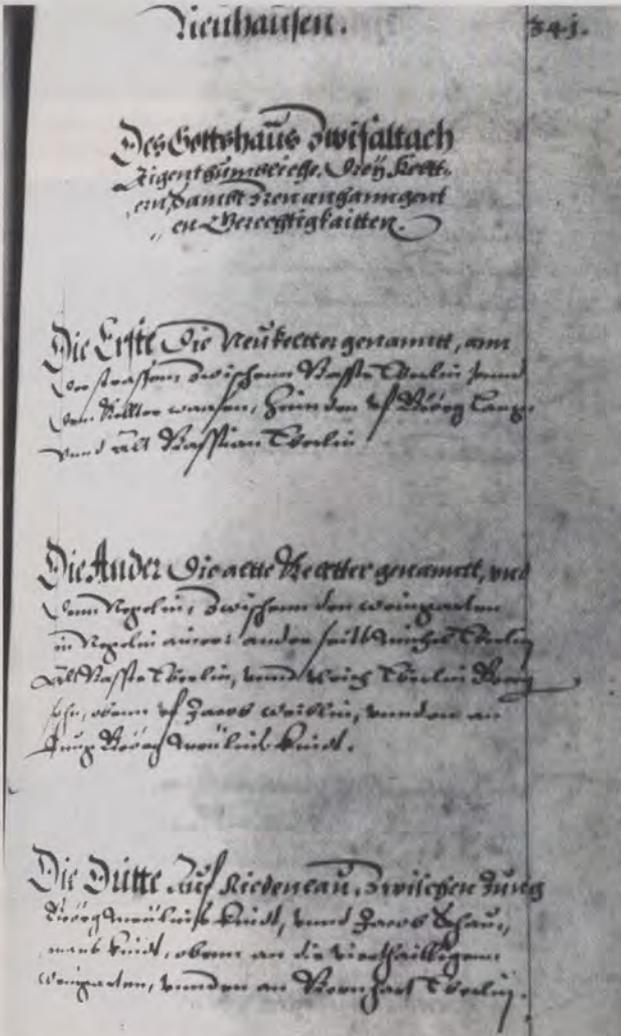
kreuzung zum Ort hin versetzt, wo sie heute noch steht als «Innere» oder «Straßkelter». Schließlich entstand 1479 eine dritte Kelter mit zwei Bäumen im Weinberggewann «Rietenlau»; auch sie wurde 1735 in eine Reihe mit den zwei anderen Keltern versetzt. In dieser «Mittleren Kelter» ist noch heute einer von ursprünglich sieben Kelterbäumen erhalten, dessen älteste Eichen wohl auf die Erbauungszeit zurückgehen dürften.

Mit sehr wenigen Ausnahmen befanden sich sämtliche Weinberge in Neuhausen im klösterlichen Besitz. Für Zwiefalten waren sie besonders wertvoll, weil es auf der Schwäbischen Alb keinen Weinbau gab. Aus ihren Lehenweinbergen mußten die Bauern sehr hohe Abgaben leisten. In den besten Lagen an der südlichen Sonnenseite des Hofbühls war der vierte Teil des Ertrags als Grundabgabe zu entrichten, dazu der Zehnte an die Kirche und der siebzehnte Teil des Weins als Lohn für das Pressen. Im Gegensatz zu den übrigen Lehen bestand aber zwischen Grundherrschaft und Lehennnehmer ein zweiseitiges Verhältnis: Viele Weinberginhaber bekamen vom Kloster jährlich eine festgesetzte Abgabe an Bohnen oder Erbsen sowie Dungfuhren. Die Unterhaltungskosten für die Weinbergmauern trug ebenfalls die Herrschaft, ebenso stellte sie für die Weinlese Scheren bereit und unterhielt die Kelter. Zur Lagerung seiner reichen Einkünfte ließ das Kloster Zwiefalten um 1560 einen Bindhof mit einem riesigen Keller neben der Kirche errichten.

*Herzog Karl Eugen von Württemberg
kauft das Dorf vom Kloster Zwiefalten*

Vor dem Dreißigjährigen Krieg betrug die Rebfläche in Neuhausen an der Erms etwa 80 Hektar, heute sind es 19,5 Hektar; viele Weinberge befanden sich freilich in ungeeigneten, frostgefährdeten Lagen. Der lange Krieg führte zu einer starken Verminderung sowie zu einem bedeutenden Qualitätsverlust des Weinbaus. Als die Bevölkerung allmählich wieder anstieg, setzte aufgrund der in Neuhausen üblichen Realteilung eine starke Besitzersplitterung ein. Mancher Weinberginhaber besaß zahlreiche sehr kleine Rebflächen, was die Bearbeitung sehr erschwerte.

Im Frühjahr 1750 kaufte Herzog Karl Eugen von Württemberg Neuhausen vom Kloster Zwiefalten. Bis in unser Jahrhundert hinein bildete der Weinbau



Beschreibung der drei Neuhäuser Kelter im Lagerbuch des Klosters Zwiefalten von 1612.



Der Neuhäuser Weinberg, der Hofbühl, aufgenommen ca. 1962 vor der Rebflurbereinigung. Die starke Besitzersplitterung ist noch deutlich zu erkennen.

mit seinem kapital- und arbeitsintensiven, bevölkerungsverdichtenden Charakter die Leitkultur für das Dorf. Fehlherbste, die keineswegs selten auftraten, beeinträchtigten die Existenzgrundlage vieler Familien. Schon 1799 gestattete der spätere König Friedrich von Württemberg die Ablösung der höchstbelasteten vierteiligen Weinberge, aus denen der vierte Teil des Ertrags an die Herrschaft abzuliefern war. Während des 19. Jahrhunderts wirkten sich die Bemühungen zur Verbesserung der Weinqualität auch in Neuhausen aus. Die Ablösung der Weinabgaben aufgrund des Gesetzes vom 14. April 1848 bedeutete einen wesentlichen Fortschritt für den Weinbau; für die Ablösungspflichtigen stellten die hohen Raten vor allem in den ersten, wirtschaftlich schlechten Jahren eine gewaltige Belastung dar. Erst 1875 endete die Ablösung mit der Entrichtung der letzten Rate. Die Abgabepflicht war aber schon mit dem Abschluß der Ablösungsverträge erloschen. Nun verstärkte sich der Weinhandel, der im Herbst direkt zwischen Erzeuger (Weingärtner) und Verbraucher (Wirt oder Weinhändler) abgewickelt wurde. Als Folge der Industrialisierung schrumpfte die Rebfläche jedoch kontinuierlich. Bis ins 20. Jahrhundert hinein sahen die Neuhäuser Weingärtner eher auf hohe Erträge als auf Qualität, weil sie dadurch höhere Erlöse erzielten. Trauben der verschiedensten Sorten standen in den Weinbergen und wurden zusammen gelesen.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg ergaben sich wieder wesentliche Veränderungen. Durch die Einführung hydraulischer Pressen wurden die eiche-

nen Kelterbäume überflüssig, so daß sechs von ihnen abgebrochen wurden; der letzte Baum konnte mit der «Mittleren Kelter» nur durch die Bemühungen einer Bürgerinitiative vor dem Abbruch bewahrt werden. Ein Teil der Weingärtner trat in die Weingärtnergenossenschaft Metzingen ein, die sich darauf in Weingärtnergenossenschaft Metzingen-Neuhausen eG umbenannte. In den Jahren 1963 bis 1967 endete die jahrhundertealte Bearbeitungsweise mit einer Rebflurbereinigung am Hofbühl. Seitdem wird ausschließlich sortenreiner Wein erzeugt. Die Umstellung auf moderne Drahtanlagen brachte eine große Arbeiterleichterung, so daß die Weinbergfläche seither nicht mehr abnahm. In ökologischer Hinsicht büßten die Weinberge jedoch sehr viel von ihrer biologischen Vielfalt ein – zahlreiche Tier- und Pflanzenarten verschwanden. Heute wird der Wein von der Weingärtnerzentralgenossenschaft Möglingen ausgebaut und unter dem Namen «Metzinger Hofsteige» vertrieben.

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich damit, welche Arbeiten bis nach dem Zweiten Weltkrieg das Jahr über im Weinberg anfielen. Ein Neuhäuser Wengerter schildert, wie er in seiner Kindheit und Jugend den Jahreslauf im Weinberg erlebte. Diese Erinnerungen gehen bis in die Zeit um 1930 zurück, in Wirklichkeit aber in noch frühere Zeiten, denn unter der Zwiefalter Herrschaft wurde der Weinbau nicht grundlegend anders betrieben als hier dargestellt. Bis zur Rebflurbereinigung am Hofbrühl in den 60er Jahren arbeitete man im Weinberg nach der jahrhundertealten

Weise; lediglich bei der Kelterung und im Weinverkauf ergaben sich wesentliche Veränderungen. Durch die Umstellung der Bearbeitungsmethoden infolge der Rebflurbereinigung sind viele alte, zum großen Teil mundartliche Ausdrücke heute fast verlorengegangen³. Deshalb wurden sie hier aufgeschrieben; daß es nicht leicht war, eine angemessene Schreibweise für diese Mundartausdrücke zu finden, versteht sich von selbst.

*Der Neuhäuser Weinberg:
Braunjura über Vulkangestein*

An den Hängen des Hofbühls, früher Kolberg genannt, wächst seit mindestens neun Jahrhunderten der Neuhäuser Wein. Geologisch handelt es sich um einen der Schwäbischen Alb vorgelagerten Vulkanschlot. Das Vulkangestein im Inneren des Berges ist an der Oberfläche mit Braunjura bis zu einer Mächtigkeit von 20 Metern überdeckt. An vielen Stellen, sogar in den oberen Lagen, tritt im Weinberggebiet Wasser aus, das früher in Furchen und Gräben ins Tal abgeleitet wurde.

Auf einer Höhe von 370 bis 450 Metern über dem Meer liegt die Weinberghalde. Die besten Weinberge befanden sich an der Südseite des Hofbühls, doch wurden früher auch in ungeeigneteren Flachlagen oder Nordhängen Rebflächen angelegt. Neuhäuser liegt am Rande des Weinbaugebiets Mittlerer Neckar und verfügte deshalb über ein großes Hinterland als Absatzmarkt.

Die Wasserfurchen mit einer Tiefe von 0,50 bis 1,50 Metern verliefen senkrecht zum Hang. Um Rutschungen zu verhindern, schichtete man Mauern aus rohen Feldsteinen ohne Mörtel auf; die Steine brach man im Gewann «Steuchen». Die Mauern dienten gleichzeitig als Grundstücksgrenze, gehörten aber noch zum Weinberg. Deshalb oblag ihre Unterhaltung zunächst der Herrschaft, nach der Grundlastenablösung aber dem Weinbergbesitzer. Da eine Wasserfurcher die Unkrautbekämpfung erschwerte, bedeutete sie eine Wertminderung für den Weinberg.

Auch der untere Abschluß des Weinbergs war in der Regel durch eine Mauer begrenzt, an der häufig ein Wassergraben verlief. In den Hohlräumen oder Rohren dieser vorderen Mauer konnte man Reben, die Mauerreben, pflanzen. Die Wasserfurchen und -gräben boten vielen Tieren Lebensraum: Wasserläufern, Libellen, Fröschen, Salamandern, Eidechsen, Blindschleichen, ja sogar Kreuzottern und Ringelnattern.

Als unbefestigte Erdwege waren die Weinbergsteigen so schmal, daß nur ein Fuhrwerk darin Platz hatte. Durch Rutschungen waren viele davon im Lauf der Zeit recht steil geworden. Nicht jeder Weinberg grenzte an eine Steige; viele davon konnte man nur durch *Lauffurchen* erreichen. Diese Furchen verliefen auf der Grenze zwischen zwei Weinbergen und durften von beiden Anliegern benutzt werden. Deshalb war die Lücke größer als bei den Grenzfurchen. Überdies gab es noch vier *Stäffe*-



Ein Weinberg im Herbst. Vor der Mauer links Mauerreben, rechts eine Trockenmauer aus unterschiedlich großen Steinen.



Die Rebflurbereinigung im Neuhäuser Weinberg in den Jahren 1963 bis 1967 brachte für die Weingärtner eine erhebliche Arbeits-
erleichterung, bedeutete aber in ökologischer Sicht einen starken Verlust bei Flora und Fauna.

lesfurchen: die Seitenrenkerfurch, die Nägelesfurch, die Hüttenfurch und die Rietenlaufurch. Diese waren aus Sandsteinritten aufgesetzt und mit Mauern eingefaßt. Mit 651 Stufen war die *Nägelesfurch* die längste von ihnen.

Als öffentliche Schutzhütten unterhielt die Gemeinde Neuhausen vier Weinberghäuschen im «Bergholz», im «Nägele», in der «Glore» und auf «Rietenlau». Das Rietenlauhäuschen hatte ursprünglich als Kelterstüble für die Rietenlaukelter gedient, bis die Kelter 1735 in die Reihe der übrigen zwei Kelter versetzt worden war. Private Weinberghäuschen gab es nur wenige.

*Die Arbeit im Weinberg früher:
«Schenkelziehung» bei 7000 Rebstöcken pro Morgen*

Wie schon das alte, seit dem 16. Jahrhundert nachgewiesene Neuhäuser Ortssiegel zeigt, wurden im Ermstal von alters her Schenkelstöcke mit Doppelböden gezogen. Dabei bleibt der Stamm des Rebstocks, der Schenkel, kahl, gabelt sich dann aber in zwei fruchttragende Reben, die in seitlichen Bögen zum Schenkel hinunterführen. Jeder Stock trägt

außerdem schon die Bögen für das nächste Jahr, die sogenannten Hölzer⁴.

Diese Art der Schenkelziehung ermöglichte eine sehr enge Bestockung der Weinberge mit bis zu 7000 Rebstöcken auf dem Morgen (1 Morgen = 0,315 Hektar). Durch den hohen Ertrag konnten die Neuhäuser Weingärtner trotz minderer Qualität des Weines über die Menge höhere Gewinne erzielen als andere Weinbaugemeinden, in denen die Zahl der Rebstöcke geringer war.

Bei günstiger Witterung wurden Ende Februar oder Anfang März die auf dem Boden liegenden Rebstöcke aufgelassen. Dazu hackte man an verschiedenen Stellen in den Gassen – zwischen den Reihen der Rebstöcke – ein kleines Stück Boden, etwa einen Quadratmeter. Darauf setzte man die auf dem Boden liegenden Steine als *Stoischöchle*, um dann die Rebstöcke zu schneiden. Dabei schnitt man die alten Bögen und Fruchtruten so, daß nur noch die zwei oder drei unmittelbar am Schenkel ausgewachsenen Hölzer stehen blieben, die Trauben tragen sollten. War ein Stock kaputtgegangen, so ließ man am nächsten Stock ein weiteres Holz stehen und grub es später in den Boden ein, damit es an-



*Oben: Bei der Weinlese herrschte vor den Keltern Hochbetrieb. Aufnahmen aus den dreißiger Jahren.
Unten: Beiderseits der Gasse vor den Keltern besaß jede Familie ihren festen Platz für das Keltergeschirr.*



wachsen konnte. Das abgeschnittene Holz wurde zusammengelesen und in Büscheln (*Reaba*) gebunden; zum Zusammenbinden verwendete man Weiden. Die *Reaba* dienten zum Anfeuern und im Backhaus zum Heizen der Öfen.

Da der Wuchs der Reben jedes Jahr große Unterschiede aufwies, waren nicht immer an jedem Stock zwei oder gar drei starke Hölzer vorhanden. In diesem Fall schnitt man die am Schenkel austretenden Triebe auf etwa sechs *Augen* – sogenannte *Stefzg* – zurück. Nach dem Schneiden folgte das Hacken mit dem *Karsch* (Karst) mit einer Tiefe von 10 bis 15 Zentimetern; nach Möglichkeit hackte man dabei Stallmist unter, den man zuvor mit *Mist-* oder *Erdbutten* in den Weinberg getragen hatte. Da nicht alle Weinberge an einen Weg grenzten, aber auch wegen der engen Reihen, konnte man nicht überall mit dem *Trüchle* oder dem Schubkarren hineinfahren. Während des Hackens lagerte man die Pfähle in *Schrägen*.

In der Zwischenzeit war der Saft in die Stöcke und Hölzer aufgestiegen, so daß sie tropften (*heulat*). Es folgte das Niederziehen, indem man die Hölzer zu zwei Bögen formte und mit einem *Niederziehbündle* festband. Mit einem *Pfahleisen* am rechten Schuh stieß der Weingärtner die Pfähle bei jedem Stock 30 bis 40 Zentimeter tief in den Boden. Dann wurde der Stock zwei- bis dreimal mit einem Anbindband am Pfahl befestigt. Damit fanden die Frühjahrsarbeiten ihren Abschluß, man sagte: *D'Wengert send en dr Ruah*.

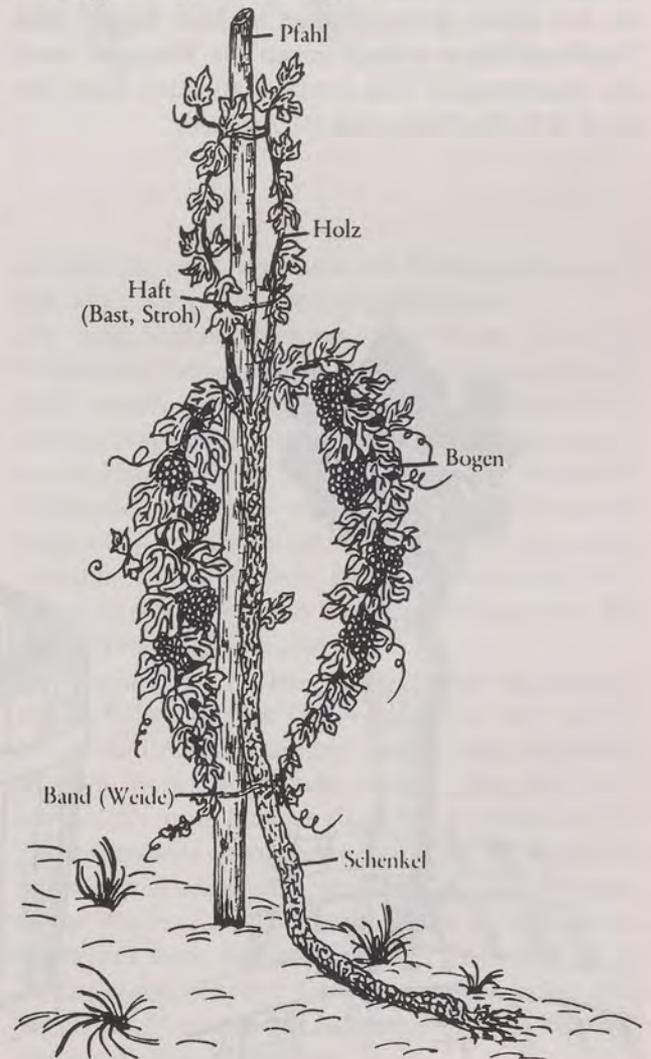
«Laubarbeit» an den Rebstöcken und Spritzen

Mit Beginn der Vegetation, je nach Jahrgang Ende April bis Mitte Mai, begann die «Laubarbeit» mit dem «Schenkelputzen». Man entfernte die am Schenkel austretenden Triebe. Damit die Triebe an den Bögen, die *Aberzeh*, dem fruchttragenden Trieb keinen Saft wegnahmen, brach man sie aus. Die am Bogenanfang austretenden Triebe wurden als Holz ausgebrochen und am Pfahl mit *Sarich*, einem Waldgras, Binsen, *Bandhauten* oder Haferstroh festgebunden (*geheftet*). Diese Hölzer konnte man dann im nächsten Jahr zu Bögen niederziehen und erhielt damit einen neuen Rebstock.

Die anderen Triebe brachten *Gescheine*. So oft wie nötig, normalerweise alle zwei Wochen, war das *Verbrechen* erforderlich. Damit sollte der Saffthaushalt der Reben so gesteuert werden, daß sich keine unnötigen Triebe am Stock befanden und mit Saft versorgt wurden. Außerdem gewährleistete das *Verbrechen* eine gute Durchlüftung des Weinbergs. Bei schlechtem Wetter trockneten die Blätter und



Frühjahr: Ein Weingärtner geht mit dem Karst zum Hacken. Die Rebpfähle liegen auf «Schrägen».



Trauben rasch ab, so daß sie weniger anfällig für Fäulnis und Pilzkrankheiten waren. Beim Spritzen wurde in einem Weinberg mit guter Laubarbeit der Stock gleichmäßig benetzt. Während längerer schwülwarmer Wetterperioden breiteten sich die Pilzkrankheiten wie Mehltau (Oidium) oder falscher Mehltau (Peronospora) sehr stark aus. Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts bekämpfte man diese Krankheiten durch Spritzungen mit in Wasser gelöstem Kupfervitriol und Kalkmilch oder durch Bestäuben mit Schwefelpulver. Als letzter Teil der Laubarbeit erfolgte im August kurz vor dem Weichwerden der Trauben das Abbrechen oder Abschneiden der Hölzer (*Awedla*).

Wenn dann der neue Jahrgang seiner Reife nahe war und die Traubenbeeren ihre volle Größe erreicht hatten, kam im *Wengert* die schönste Zeit des Jahres, der Herbst. In guten Jahren setzt die Traubenreife um die Zeit der Neuhäuser *Kirbe*, dem dritten Sonntag im August ein, in schlechten Jahrgängen kann sie sich bis Mitte September verzögern. Nun werden die Trauben weich, die blauen Trauben färben sich. Am besten für sie ist jetzt warmes Wetter mit einem gelegentlichen leichten Regen, dem *Traubawoichnerle*. Früher zogen die *Wengerter* auch die Bauernregeln und Lostage zu Rate, zum Beispiel zu St. Bartholomäus (24. August):

*Bartlamai, sprengt dr Hirsch en Klai,
sprengt 'r truckna nei, geit's an gueta Wei,
sprengt 'r nassa raus, geit's an guata Säetaus*
(Herbstaat).

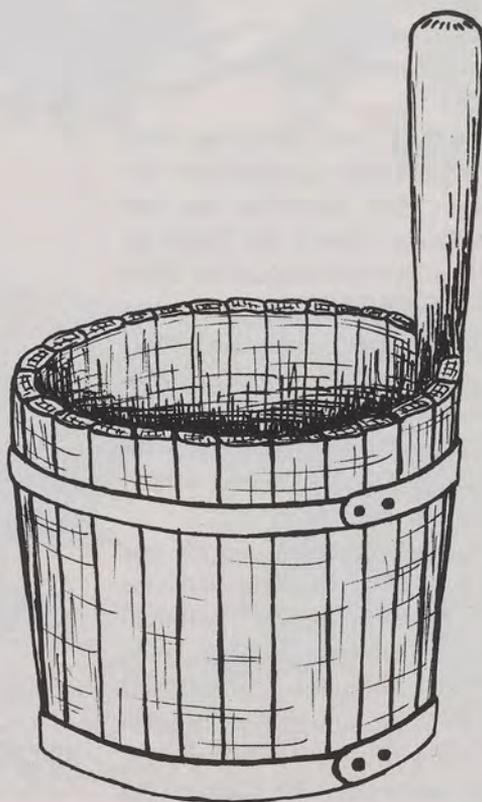
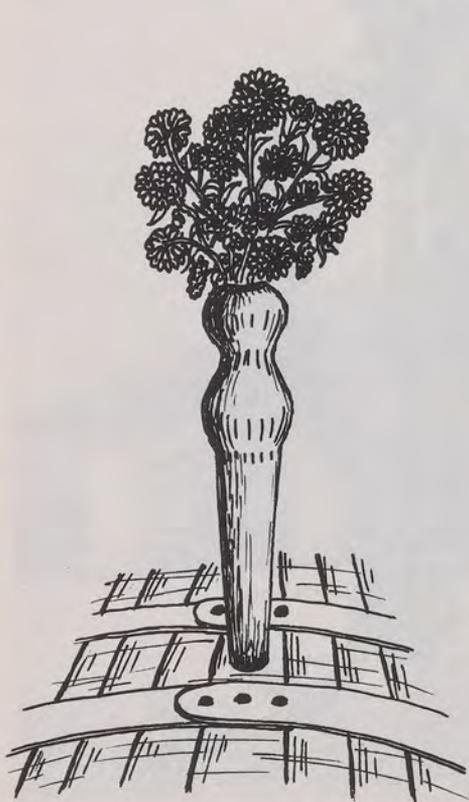
*Was dr Auguscht et kochat, ko dr September et brota
Wenn dr Auguscht et kochat d'Traube,
geit's koin guata Wei, des därfscht mr glauba!*

Wenn der größte Teil der Trauben weich war, begann nach einer Anordnung durch die Gemeindeverwaltung die Weinberghut. Nun war die Weinberghalde geschlossen; nur die *Wengerter* selbst durften zu bestimmten Tageszeiten die Weinberge betreten.

*Weinbergschützen bewachen die Weinberghalde,
die Wengerter richten ihr Keltergeschirr*

Auf dem Hofbühl in Neuhausen richtete der Fronmeister zusammen mit den Gemeindearbeitern einen weit sichtbaren großen Besen auf; aufgrund eines alten Gewohnheitsrechtes holten sie das erforderliche Material aus dem Hofwald⁵. An den Fuß- und Fahrwegen, die in den Weinberg führten, standen Verbotstafeln.

Als Wächter bestellte die Gemeinde zwei Weinbergschützen, um die Weinberghalde zu bewachen⁶. Sie

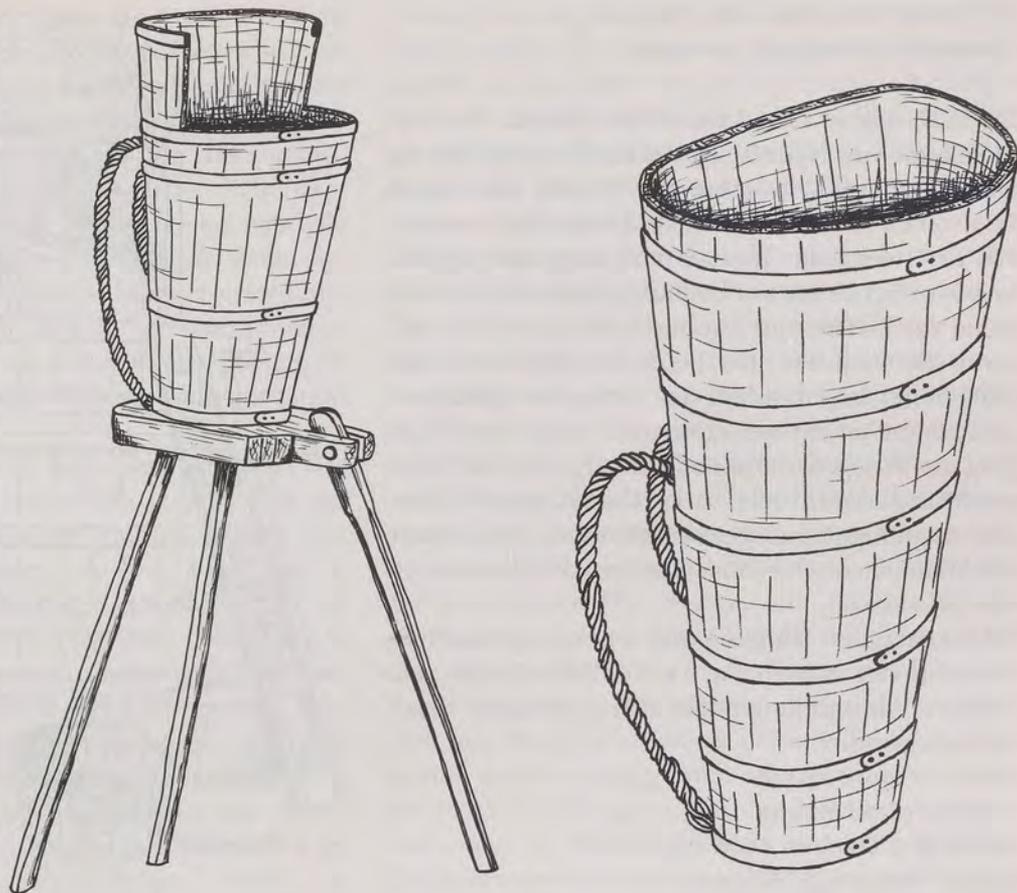


*Links außen:
Beim Transport des
süßen Weines ver-
schloß man das Faß
mit einer Gärfpeife,
die nach altem
Brauch mit Blumen
geschmückt wurde.*

*Schöpfkübele für den
Wein*

Erdbutten (Aierbutta) zum Tragen von Erde, auf einen Erdstuhl (Aierdstuel) gesetzt, damit man leichter aufschultern konnte.

Ganz rechts: Weinbutten, wie er im Herbst verwendet wurde, gefüllt 40 bis 45 kg schwer.



waren mit Stock, Räsche und Pulverpistole ausgerüstet. Die aus Holz gefertigte Räsche erzeugt ein schnarrendes Geräusch und diente zum Verscheuchen der Vögel. Bis zum Ende der Weinlese (*Leasat*) mußten die beiden Wengertschützen ihren Dienst versehen. Während der Lese wurden sie überall herzlich empfangen und zum Essen und Trinken eingeladen. Die Kinder riefen ihnen Spottverse zu:

*Wengertschütz, Wengertschütz,
ei, wia bischt so bodaknitz!
Laufscht dia Stäffala auf ond a,
zupfscht de scheeschde Beerla a.
Komm herbei, no kriagschd du Wei,
wird dir liaber wia Trauba sei!*

Kurz nach der Anordnung der Weinberghut gab der Büttel im Dorf bekannt, an welchem Tag unter der Aufsicht des Fronmeisters die Keltern ausgeräumt würden. Alle Wengerter kamen dann in die Keltern, um ihre Keltergeschirre auszuräumen. Jeder hatte um die Keltern herum oder über den Keltergräben entlang der Straße seinen bestimmten Ort, wohin er seinen Zuber stellte. Diese Orte wa-

ren erblich; beim Verkauf eines Keltergeschirrs war der Standplatz immer mit eingeschlossen.

Die aufgestellten Keltergeschirre füllte man mit Wasser und verschwellte sie, damit sie zur Weinlese dicht waren. Dann richtete man die Fuhrgeschirre her; im Gegensatz zu den großen schweren, eichenen Keltergeschirren waren sie aus dem leichteren Fichtenholz gefertigt. Am Tag vor Lesebeginn reinigte man das übrige benötigte Geschirr gründlich – Butten, Kübel, Raspeln, Gölten, Schöpfkübel usw. Die Fuhrwerke wurden hergerichtet und zum Teil in den Weinberg gebracht.

Der *Dennazapfa* mit dem *Dennabiüschele* steckte man in das Keltergeschirr. Dabei handelt es sich um einen etwa 1½ Meter langen runden Stab mit einem unteren konischen Ende. Dieser verschloß das Spundloch und konnte dann zum Ablassen des Traubenmostes gezogen werden. Das *Dennabiüschele* aus zweimal zusammengebundenem Schwarzdornreisig diente als Sieb, damit Stiele und Traubenhäute mit dem Traubenmost aus dem Spundloch herauslaufen konnten. Den *Dennazapfa* steckte man durch das *Dennabiüschele*, so daß dieses auf dem Boden des Keltergeschirrs lag.

*Der Herbst: Schwerarbeit für Buttenträger,
Trauben mit der «Raspe» gemahlen*

Bis 1822 setzten Gericht und Rat, danach der Gemeinderat von Neuhausen die Lesetermine fest. Je nach Jahrgang schwankte der Beginn der *Leasat* sehr stark von Mitte September bis Anfang November. Erst wenn die Trauben voll ausgereift waren, sich womöglich etwas Edelfäule gebildet hatte oder wenn die Gefahr der Fäulnisbildung bestand, begann die Weinlese. Bis heute ist der *Leasat* der Höhepunkt im Jahreslauf des *Wengerters* geblieben und kommt einem Fest gleich. Mit seiner Leseschar ging der *Wengert* in seine Weinberge. Bei der Lese mußte man darauf achten, daß die sauerfaulen Beeren sorgfältig herausgelesen wurden, von denen der Wein einen schlechten Geschmack bekommt; er *meuchelet* dann.

Bei einem guten Jahrgang und schönem Lesewetter herrschte den ganzen Tag ein fröhliches Treiben im *Wengert*. Alt und jung riefen sich gegenseitig Verse zu, zum Beispiel:

*Ihr Leaser leasat sauber,
ond essat et viel Trauba
ond leasat d'Beerla en Kübel nei,
no will i mit uich z'frieda sei!*

Versuchte ein Mädchen einmal, einen Butten zu tragen, wurde sie mit Hallo begleitet, indem alle riefen:

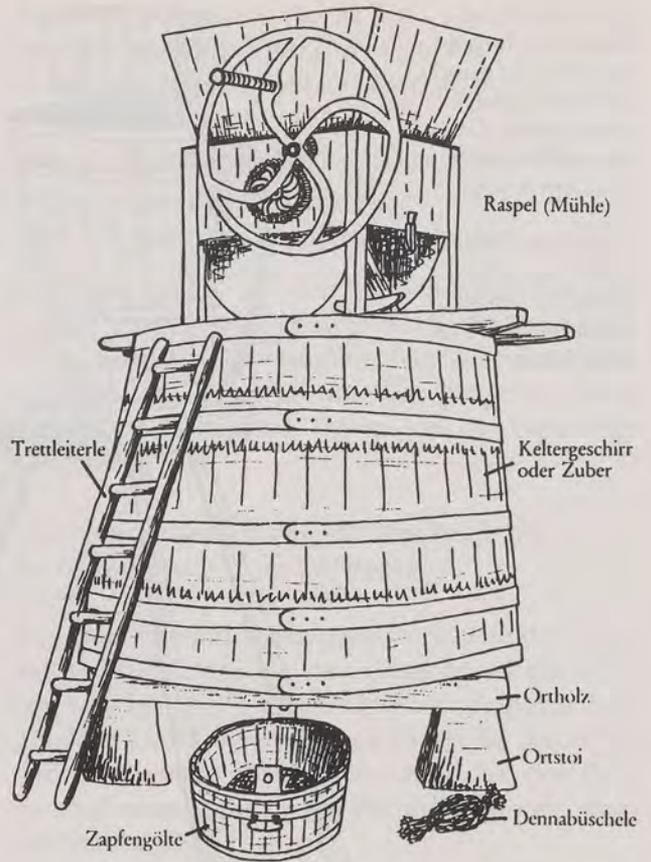
Ho-aho, a Buddaweib hot a glozigs Hoor, ha-ho!

Junge Männer oder der *Wengert* selbst trugen die vollen Butten zur Kelter oder zum Wagen. Da ein voller Butten 40 bis 45 Kilogramm wiegt, bedeutete das Schwerarbeit auf dem weiten Weg zur Kelter, zumal dann, wenn das Gewann weit entfernt lag.

Bei der Kelter wurden die Trauben gleich mit der *Raspe* gemahlen, deren *Dremmel* (Trichter) gerade einen Butten faßte. Der Buttenträger mußte aufpassen, daß er alle Trauben in den *Dremmel* hineinschüttete und keine in die Maische oder auf den Boden warf. Dann raspelte er die Trauben.

Manche *Wengert* schütteten die Trauben am Weinberg in einen Wagen, um sie dann erst abends zur Kelter zu bringen. Vor allem Neulingen drohte die Gefahr, mitsamt dem Butten in den Zuber zu fallen. Wenn es kurz vor der Weinlese noch geregnet hatte, war das Buttentragen durch den aufgeweichten Boden beträchtlich erschwert. Für jeden vollen Butten schnitt der Träger eine Kerbe in den Buttenpfahl, den Stock zum Stützen des Buttens und als Hilfsmittel beim Tragen.

Vor dem Aufkommen der Raspeln schüttete man



die Trauben in den *Saifzger*, wo sie von größeren Buben zertreten wurden (*Traubaträppla*). Auch hier gab es Verse:

*Ho-a-ho, dr Saifzger rennt,
holat au dr Kiafer gschwend,
daß er 'n wieder zemabend, a-ho!
Bruder luschtig, Bruder durschtig,
hait isch dr letschte Dag,
Kolraba hau i traga
ond Kolraba send schwer;
Soldat wär i wora,
wenn e et so klei wär?*

Nachts bedeckte man die Zuber, in denen sich die Maische befand, mit einem hölzernen Deckel. Zwei Weinhüter bewachten das Lesegut, damit kein Unfug vorkam .

*Mit sieben eichenen Kelterbäumen wurde gepreßt –
der «Vorlaß» erzielte den höchsten Preis*

Nach abgeschlossener Weinlese begann in den Kelter das Pressen. Zuvor wurde aus den Keltergeschirren der Vorlaß abgelassen; man zog den *Dennazapfa* aus dem Spundloch, so daß der Traubensaft ablaufen konnte, um ihn im *Zapfengöltle*, einem kleinen ovalen Holzzuber, aufzufangen. Beim Vorlaß

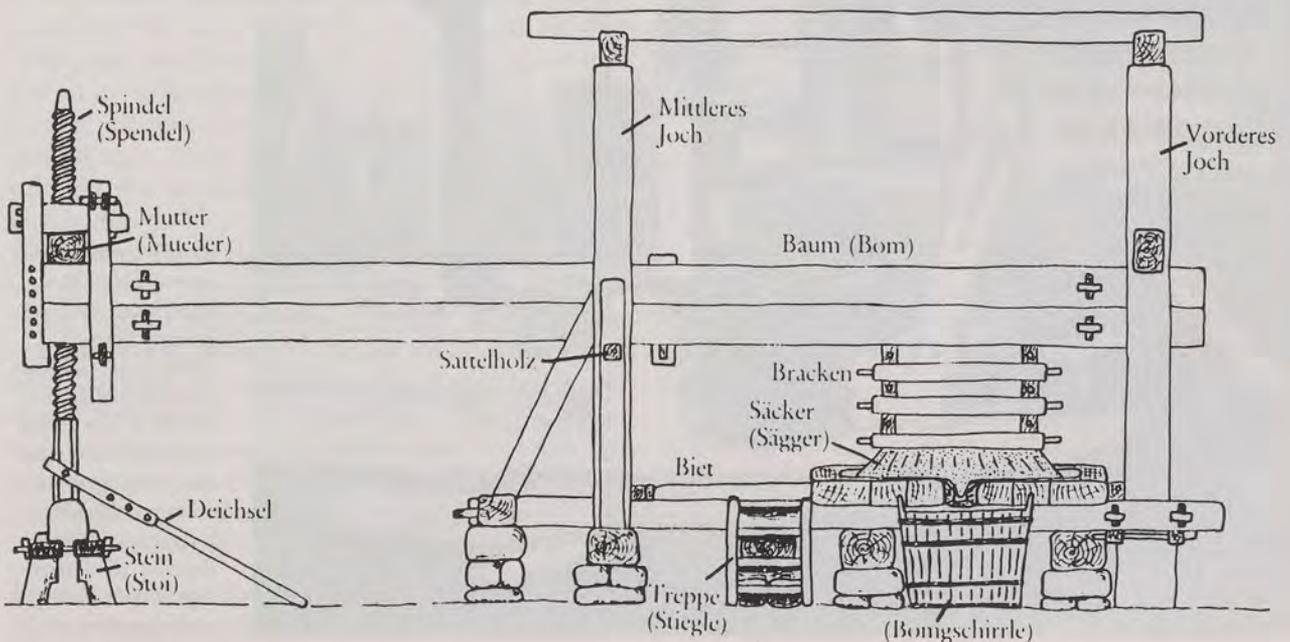
handelte es sich um den besten Wein, der die höchsten Preise erzielte; nicht umsonst sicherten sich bis zur Grundlastenablösung im 19. Jahrhundert die Grundherrschaften in einigen Fällen ausdrücklich den Vorlaß als Abgabe. Dann begann das eigentliche Pressen oder *Klemma* an den sieben Kelterbäumen in den drei Neuhäuser Keltern. Dabei handelte es sich um riesige eichene Holzpressen, deren Bedienung zwei bis drei kräftige Männer erforderte. Zwei Faktoren verhelfen dem Kelterbaum zu einer starken Preßwirkung: das Gewicht der oberen Eichen, wenn der Stein in die Höhe gedreht wird, und die Hebelwirkung.

Den Rückstand, der sich nach dem Ablassen des Vorlasses noch im Keltergeschirr befand, also die zertretenen oder gemahlene Trauben, nannte man Sacker. Zum *Klemma* trug man den Sacker mit einem *Aierdbutten* auf das *Biet* des Kelterbaums, einen begeharen Preßtisch. Nachdem der Sacker in der Form eines Pyramidenstumpfes aufgeschichtet war, legte man zwei Pfähle und fünf bis sechs Dielen aus Buchenholz darauf; dann folgten vier *Hond* (eichene Balken mit Handgriffen auf beiden Seiten) und *Bracka* (Balken aus Buchenholz mit einem Handgriff) kreuzweise bis unter den Baum. Der erfahrenste unter den Kelterknechten leitete als Sackermeister den Preßvorgang. Wenn alles in Ordnung war, rief dieser laut «Om!». Auf diesen Ruf hin drehten die Kelterknechte die Spindel so, daß sich der Baum auf der Seite der Spindel hob und auf der anderen Seite senkte; so verstärkte sich der Druck auf den Sacker. Nun mußte das Joch mit *Bracken* und *Schübla* (halbe, dünne *Bracken*) unterlegt und das Sattelholz in der Mitte des Baumes

herausgezogen werden. Auf den zweiten Ruf «Om!» wurde die Spindel in die andere Richtung gedreht, bis der Stein mindestens einen halben Meter hoch freischwebend hing. Damit drückte die ganze Last des Baumes auf den Sacker. Über einen Auslauf am *Biet* rann der ausgepreßte Wein in ein kleines Keltergeschirr, das *Bomgschirrle*; man schöpfte ihn mit einem Kübel in einen Eimer, um ihn dann in das Faß oder Fuhrgeschirr zu leeren. Dieser Wein, als *Druck* oder *Druckwein* bezeichnet, diente als Hausgetränk zum eigenen Verbrauch.

Den Sacker ließ man etwa eine Stunde lang vertriefen. Wenn kein Saft mehr auslief, öffnete man den Kelterbaum in der umgekehrten Reihenfolge wie beim *Klemma*. Nun lag der Sacker als plattgedrückter, runder Kuchen auf dem *Biet*. Innen war er fast trocken, außen aber noch recht feucht, da man weder Kasten noch Tuch verwendete, um den Druck gleichmäßig zu verteilen. Deshalb wurde der Kuchen mit dem *Breiteisen* in der Form eines Vierecks *b'haua* und das feuchte Material in der Mitte aufgesetzt, um ihn wiederholt zu pressen. In schlechten Jahren, wenn es wenig Wein gab, folgte sogar noch ein dritter Preßvorgang. Für den Hastrunk schütteten manche Weinbergbesitzer den ausgepreßten Traubentrest wieder in das Keltergeschirr, fügten gemahlene Kernobst oder Wasser hinzu und ließen diese *Maische* (*Mischling* oder *Moscht* genannt) nach einigen Tagen noch einmal auspressen.

Bei der Berechnung des Lohns für die Kelterknechte diente der *Butten* als Maß. Der *Wengarter* rechnete zum Beispiel: Zehn *Butten* Trauben geben einen Eimer, etwa 300 Liter Wein; dafür war dann der Lohn fällig.



*Die Verjüngung des Weinbergs:
frische Erde sowie Wurzelreben und Schnittlinge*

Nach einem besonderen Verfahren wurde der Weinberg verjüngt. Alle drei bis fünf Jahre hob man nach der Weinlese, im November oder Dezember, zwei oder drei Gruben (*Aierdlöcher*) aus. Durch die Verteilung des daraus gewonnenen Bodens mit dem *Aierdbutta* ersetzte man den abgeschwemmten Boden und bedeckte den ganzen Weinberg mit einer etwa 20 Zentimeter dicken Schicht frischer Erde. In diesen lockeren Böden konnten die Rebstöcke wieder neue Haarwurzeln schlagen, die Bearbeitung wurde zwei Jahre lang erleichtert. Am unteren Ende wiesen die Gruben eine Tiefe von drei Spatenstichen (etwa 80 cm) auf, oben betrug die Tiefe etwa 1,50 Meter.

Dem Aufstellen der Butten dienten die *Sitze*, je nach der Größe des Wengerters angelegte Erdkegel von

60 bis 80 Zentimetern Höhe. Sie ermöglichten das Aufnehmen der Erdbutten ohne fremde Hilfe, weil der Weinbergbesitzer sich gegen den Sitz lehnen konnte, um die Tragegurte des Buttens überzustreifen. Über Tritte an beiden Furchen verließ man das *Aierdloch*.

Von Januar bis März, bei Schnee und frostfreiem Wetter, wurden die *Aierdlöcher* *ingeritten*. Dazu verwendete man die *Reithau*, eine solide Schlaghaxe mit einfachen oder doppelten Beschlägen, mit der man auch starke Wurzeln abhacken konnte. Von der oberen Seite des *Aierdloches*, dem *Aierdschlag*, losgehackte Erde diente der Auffüllung des Loches um etwa 80 Zentimeter.

Im April folgte das *B'setza* der *Aierdlöcher*. Man pflanzte Rebstöcke aus dem eigenen Weinberg oder aus einer Baumschule an. Schon im Herbst waren die besten Rebstöcke gekennzeichnet worden. Zur Aufbewahrung im Keller legte man beim Schneiden der Reben während des Frühjahrs die besten Höl-



Der Kelterbaum in einer der drei Neuhäuser Kellern in Betrieb. Damals waren diese Gebäude noch nach allen Seiten offen. Der Druck des Kelterbaums aus vier mächtigen und schweren Eichenbalken wird über die Bracken, die Balkenlage, auf das Lesegut weitergegeben.



Die Kelterknechte mußten während des Herbstes tage- und nächtelang eine schwere Arbeit verrichten. Mit der Deichsel drückte das Gewinde der Spindel den Kelterbaum herunter.

zer, auf etwa 50 Zentimeter abgeschnitten, beiseite. Zum Einpflanzen wurden mit der Hacke 30 Zentimeter tiefe und 40 bis 50 Zentimeter lange *Stuafa* (Gruben) ausgehoben und die Wurzelreben oder Schnittlinge hineingelegt, mit feinem Boden oder Komposterde bedeckt und ein kleiner Pfahl dazugestoßen. Im Lauf des Sommers bildete sich ein Trieb, der am Pfahl festgebunden (*geheftet*) wurde. Schon im folgenden Jahr konnte man einen kleinen Bogen niederziehen; war dies nicht möglich, so schnitt man einen *Stefzg* an. Ab dem zweiten Jahr erfolgte die Bearbeitung der jungen Rebstöcke mit den anderen.

Eine ältere Form der Bodenverbesserung, das *Wasen*, ist schon für die Weinberge des Klosters Zwiefalten im 16. Jahrhundert bezeugt. Mit Gras bewachsene Bodenstücke wurden in die Weinberge gebracht und die auf dem Boden liegenden Stücke damit beschwert. Die Grasstücke (*Wasen*) kamen von der Kuppe des Weinbergs oder von den Allmanden der Gemeinde, den Egerten. An diese alte Methode der Bodenbearbeitung erinnert der Neuhäuser Spruch:

*Der Köber und der Kuder, die brauchen keinen Zuber.
Wenn andre Leute lesen, dann tragen sie schon Wäsen*⁸.

ANMERKUNGEN:

- 1 Überarbeiteter Nachdruck des Aufsatzes «S'Wengertgeschäft (Die Arbeit im Weinberg)» aus dem Buch von Eberhard Fritz: Neuhausen unter der Herrschaft des Klosters Zwiefalten. Metzinger Heimatblätter 2, Metzingen 1984. Mit freundlicher Genehmigung des Arbeitskreises Stadtgeschichte Metzingen.
- 2 Für die historische Einleitung danke ich meinem Sohn Eberhard Fritz. Eine ausführliche historische Darstellung des Neuhäuser Weinbaus von den Anfängen bis zur Gegenwart findet sich in oben genanntem Buch sowie im Fortsetzungsband von Eberhard Fritz: Neuhausen im 18. und 19. Jahrhundert. Metzinger Heimatblätter 5, Metzingen 1990.
- 3 Mit Bedacht wurden die im Neuhäuser Dialekt gebrauchten Ausdrücke auch für diese Veröffentlichung beibehalten, stellen sie doch eine kulturelle Eigenart dar, die in wenigen Jahrzehnten in Vergessenheit geraten sein wird.
- 4 Den ältesten Beleg findet man auf einem Siegel der Gemeinde an einer Urkunde aus dem Jahre 1529. Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 551 U 861.
- 5 In Neuhausen gibt es zwei Genossenschaftswälder, die auf das Kloster Zwiefalten zurückgehen. Aus dem Hofwald kam das Holz für die Keltern, der Äußere Wald mußte Bauholz für Brücken, Wege und Stege liefern.
- 6 Noch heute übernehmen die Weinbergbesitzer im Auftrag der Gemeinde umlaufend die Weinbergguth.
- 7 Dieser Vers spielt sicher auf die schwere Arbeit des Buttentragens an.
- 8 Köber: Koseform von Jakob; Kuder: Familienname in Neuhausen

Dieter Essig Die Bedeutung der Wasserkraftnutzung am Beispiel von Triebwerken im Raum Kirchheim u. T. an der Lauter und ihren Zuflüssen

Die Lauter mit ihren Zuflüssen hat ein Wassereinzugsgebiet von 191,5 km². Bei einer Niederschlagsmenge von 750 mm im Jahr sind das 140 Millionen Kubikmeter Wasser, die insgesamt auf dieses Gebiet fallen. Die Gutenberger Lauterquelle liegt 563 m über N.N. und hat eine Schüttung von durchschnittlich 180 l/s.

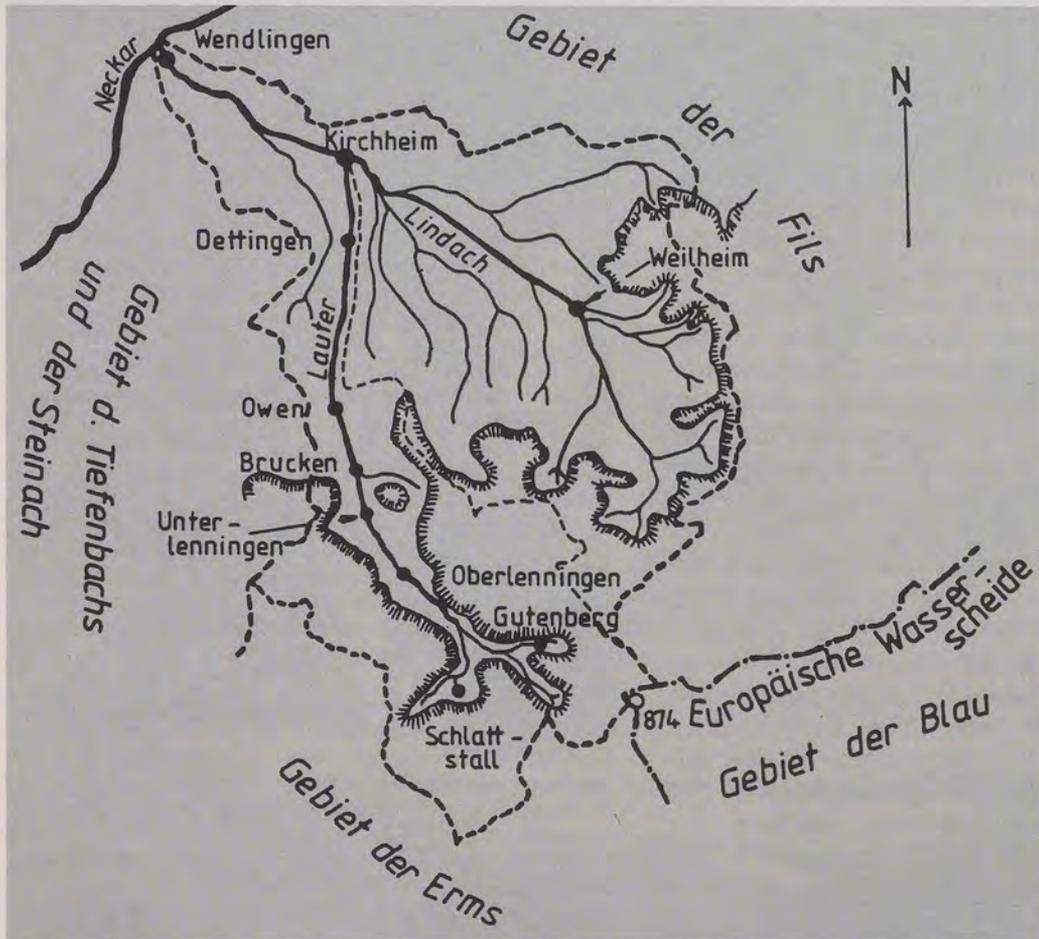
Von der Quelle bis zur Einmündung in den Neckar bei Wendlingen hat die Lauter eine Länge von ca. 25 km. Die Einmündung der Lauter liegt 255,5 m über N.N., sie bringt dort im Jahresmittel etwa 3000 l/s Wasser in den Neckar, das sind 95 Millionen Kubikmeter im Jahr.

Durch die Erdanziehung wird das Wasser mit $g = 9,81 \frac{m}{s^2}$ (= Erdbeschleunigung) zum Erdmittelpunkt hin beschleunigt; dadurch fließt das Wasser bis zum tiefst möglichen Punkt. Die Leistung, die das Wasser verrichtet, läßt sich nach folgender Gleichung berechnen, wobei ρ die Dichte ist, diese ist bei Was-

ser 1 kg pro Liter: $P [W] = Q [l/s] \cdot H [m] \cdot \rho [\frac{kg}{l}] \cdot g [\frac{m}{s^2}]$. Fließt z. B. eine Wassermenge von $Q = 100 \text{ l/s}$ um $H = 1 \text{ m}$ tiefer, so ist die Leistung $P = 100 \cdot 1 \cdot 1 \cdot 9,81 \frac{kg \cdot m \cdot m}{s \cdot l \cdot s^2} = \frac{m \cdot N}{s} = W = 981 \text{ W} = 0,981 \text{ kW} \approx 1 \text{ kW}$.

Um dieses Naturgesetz zu nutzen, bauten die Menschen anfangs Wasserräder und später Turbinen, um die früher mühsam von Hand betriebenen Maschinen einfacher und schneller anzutreiben. Dem Direktantrieb dieser Maschinen – Mühlen, Sägewerke, Hammerwerke – folgte die Stromerzeugung. Wohnungen, Arbeitsstätten und Straßen konnten über Glühlampen beleuchtet werden und die Maschinen indirekt über elektrischen Strom durch Elektromotoren angetrieben werden.

Um die Voraussetzung für eine Nutzung der Wasserkraft zu schaffen, mußten in mühevoller Arbeit Kanäle, Wehre und Triebwerksanlagen gebaut werden. Relativ viel Arbeit mußte auch damals noch in die Bedienung und den Unterhalt dieser Anlagen



Das Flußgebiet der Kirchheimer Lauter mit seinen Wasserscheiden. Maßstab 1 : 200 000. (Entnommen dem Verwaltungsbericht der Königlichen Ministerialabteilung, 1914).



Stillgelegtes mittelschlächtiges Wasserrad in Kirchheim-Ötlingen.

gesteckt werden. Welche Bedeutung die Wasserkraftnutzung früher hatte, zeigt eine Aufstellung der Triebwerksbesitzer mit Lageplan aus dem Jahre 1950.

Energie aus der Lauter und ihren Zuflüssen im Gegenwert von 3500 Tonnen Kohle

Es gab insgesamt 81 Triebwerke an der Lauter und ihren Zuflüssen. Zusammen konnten diese eine Arbeit von 10000000 kWh im Jahr verrichten. Dies entspricht dem heutigen Jahresverbrauch der Stadt Owen mit 3100 Einwohnern einschließlich ihrer Industriebetriebe, die Firmen Leuze ausgenommen. Setzt man den heutigen Haushaltstarif von 0,25 DM pro kWh an, so hat diese Arbeit einen Wert von 2,5 Millionen DM. Würde diese Leistung in einem Kohlekraftwerk erzeugt, so müssten hierfür 3500



Francisturbine mit 70 kW, Baujahr 1963. Standort: Owen/Teck.

Tonnen Kohlen verbrannt werden. Dabei würden 10000 Tonnen Kohlendioxydgas, 10 Tonnen Schwefeldioxydgas und 10 Tonnen Stickoxydgas die Atmosphäre belasten.

Der Grund, warum in den Jahren nach 1950 das Sterben der Kleinwasserkraft-Triebwerke einsetzte, war der rasch gestiegene Bedarf an elektrischer Energie. Anfangs war die Verquickung von eigenerzeugter und dazugekaufter Energie nicht machbar, später nur ohne die Möglichkeit, überschüssige Energie zurückzuspeisen. Als es dann machbar war, Energie ins Netz des Stromversorgungsunternehmens zurückzuspeisen, wurde nur sehr wenig dafür bezahlt.

Man konnte verfolgen, wie das Triebwerkssterben vom Unterlauf der Lauter nach oben zur Quelle hin ablief. Unten in Wendlingen sind alle fünf Triebwerke einschließlich Kanal mit einer möglichen Jah-



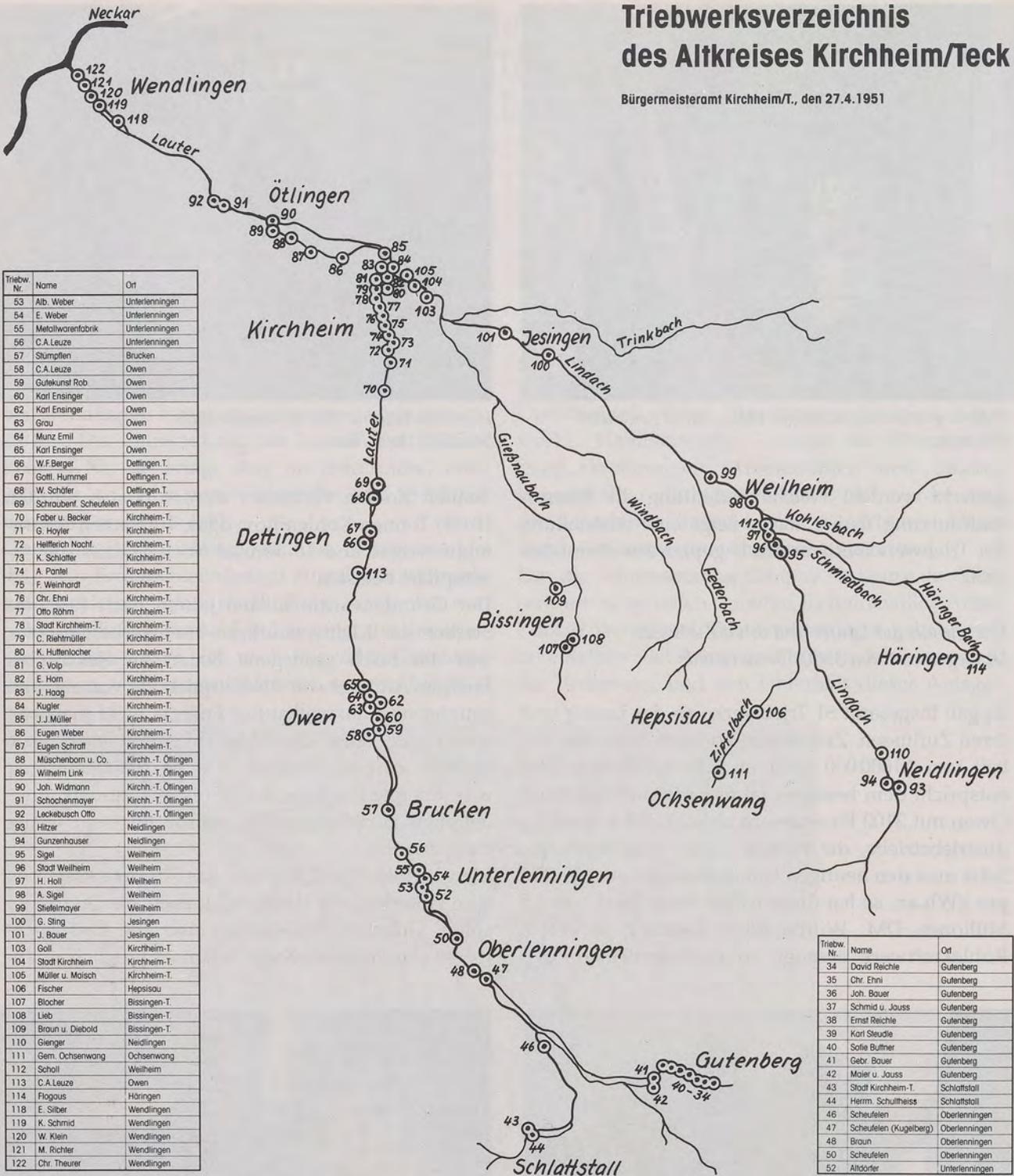
In Ötlingen hat der Mühlkanal neue Anwohner bekommen. Sowohl die alten als auch die neuen wollen ihn nicht verlieren.



Die Stadt Weilheim hat entschieden, dieses obereschlächtige Wasserrad an der Oberen Mühle zu erhalten.

Triebwerksverzeichnis des Altkreises Kirchheim/Teck

Bürgermeisteramt Kirchheim/T., den 27.4.1951



Triebw. Nr.	Name	Ort
53	Alb. Weber	Unterlenningen
54	E. Weber	Unterlenningen
55	Metallwarenfabrik	Unterlenningen
56	C.A. Leuze	Unterlenningen
57	Stümpflen	Brucken
58	C.A. Leuze	Owen
59	Gufekunst Rob.	Owen
60	Karl Ensinger	Owen
62	Karl Ensinger	Owen
63	Grau	Owen
64	Munz Emil	Owen
65	Karl Ensinger	Owen
66	W.F. Berger	Dettingen T.
67	Gottl. Hummel	Dettingen T.
68	W. Schäfer	Dettingen T.
69	Schraubentf. Scheufelen	Dettingen T.
70	Faber u. Becker	Kirchheim-T.
71	G. Hoyler	Kirchheim-T.
72	Heilferich Nachf.	Kirchheim-T.
73	K. Schäfer	Kirchheim-T.
74	A. Pantel	Kirchheim-T.
75	F. Weinhardt	Kirchheim-T.
76	Chr. Ehni	Kirchheim-T.
77	Otto Röhm	Kirchheim-T.
78	Stadt Kirchheim-T.	Kirchheim-T.
79	C. Riehmüller	Kirchheim-T.
80	K. Huttenlocher	Kirchheim-T.
81	G. Volp	Kirchheim-T.
82	E. Horn	Kirchheim-T.
83	J. Haag	Kirchheim-T.
84	Kugler	Kirchheim-T.
85	J.J. Müller	Kirchheim-T.
86	Eugen Weber	Kirchheim-T.
87	Eugen Schraff	Kirchheim-T.
88	Müschentorn u. Co.	Kirchh.-T. Ötlingen
89	Wilhelm Link	Kirchh.-T. Ötlingen
90	Joh. Widmann	Kirchh.-T. Ötlingen
91	Schochenmayer	Kirchh.-T. Ötlingen
92	Lockebusch Otto	Kirchh.-T. Ötlingen
93	Hitzer	Neidlingen
94	Gunzenhauser	Neidlingen
95	Sigel	Weilheim
96	Stadt Weilheim	Weilheim
97	H. Hall	Weilheim
98	A. Sigel	Weilheim
99	Steltemayer	Weilheim
100	G. Sling	Jesingen
101	J. Bauer	Jesingen
103	Goll	Kirchheim-T.
104	Stadt Kirchheim	Kirchheim-T.
105	Müller u. Maisch	Kirchheim-T.
106	Fischer	Hepsisau
107	Blocher	Bissingen-T.
108	Lieb	Bissingen-T.
109	Braun u. Diebold	Bissingen-T.
110	Gienger	Neidlingen
111	Gem. Ochsenwang	Ochsenwang
112	Schall	Weilheim
113	C.A. Leuze	Owen
114	Flogaus	Höringen
118	E. Silber	Wendingen
119	K. Schmid	Wendingen
120	W. Klein	Wendingen
121	M. Richter	Wendingen
122	Chr. Theurer	Wendingen

Triebw. Nr.	Name	Ort
34	David Reichle	Gutenberg
35	Chr. Ehni	Gutenberg
36	Joh. Bauer	Gutenberg
37	Schmid u. Jaus	Gutenberg
38	Ernst Reichle	Gutenberg
39	Karl Steudle	Gutenberg
40	Sofie Buttner	Gutenberg
41	Gebr. Bauer	Gutenberg
42	Moier u. Jaus	Gutenberg
43	Stadt Kirchheim-T.	Schlattstall
44	Herrn. Schultheiss	Schlattstall
46	Scheufelen	Oberlenningen
47	Scheufelen (Kugelberg)	Oberlenningen
48	Braun	Oberlenningen
50	Scheufelen	Oberlenningen
52	Altdorfer	Unterlenningen

resarbeit von insgesamt 580 000 kWh verschwunden; Gesamtgefälle 9,4 m, durchschnittliche Wassermenge 900 l/s. Oben in Gutenberg fehlen von den möglichen 365 000 kWh nur 15 000 kWh; Gesamtgefälle 35,6 m, durchschnittliche Wassermenge 150 l/s. Der Grund für diesen Trend dürfte darin zu suchen sein, daß die Bauplatzpreise am Unterlauf der Lauter wesentlich höher waren als am Oberlauf.

Mühle und Mühlkanal: ein Stück Heimat

45 mit Wasserkraft betriebene Triebwerke sind seit 1950 im Raum Kirchheim verschwunden und mit ihnen eine Jahresarbeit von 3,4 Millionen kWh. Dadurch wurden auch über zehn Triebwerkskanäle überflüssig, zugeschüttet und größtenteils überbaut. Mit dem Verlust dieser Kanäle gingen auch



In dieser Mühle in Brucken wurde die Wasserkraft seit Jahrzehnten nicht mehr genutzt. Mögliche Jahresenergie 76 000 kWh

Atmosphäre und Heimat verloren. Im Heimatbuch von Dettingen/Teck wurde es wie folgt beschrieben: Mit dem Ende der Unteren Mühle hatte auch der Mühlkanal seinen Sinn verloren. Er wurde bis hinauf zur Oberen Mühle aufgeschüttet. Das war wohl einer der schwersten Eingriffe in das Bild des Dorfes. Mühle und

Mühlkanal waren die ältesten Zeugnisse aus der Vergangenheit des Dorfes. Mehr als tausend Jahre sind sie ein unentbehrlicher Bestandteil des bäuerlichen Lebens in Dettingen gewesen.

Dreizehn Triebwerke mit einem möglichen Energiegewinnungspotential von 1 Million kWh sind der-



Auch dieser Triebwerkskanal prägt das Ortsbild der Stadt Owen.

zeit stillgelegt. Diese Triebwerksbesitzer, die noch die Möglichkeit haben, ihre Anlagen zu modernisieren und sie wieder in Betrieb zu nehmen, sollten dies tun. Ich meine, daß es sich in den meisten Fällen rechnet, da man bei Eigennutzung entweder den Haushaltstarif von 0,25 DM/kWh, den Gewer-

betarif I von 0,29 DM/kWh oder den Gewerbetarif II von 0,36 DM/kWh und beim Rückspeisen ins Netz 0,138 DM/kWh ansetzen kann.

Durch den Einbau einer automatischen Netz-/Anlagenfrequenz-Synchronisation beim Anfahren der Anlage, einer vereinfachten Durchflußregulierung

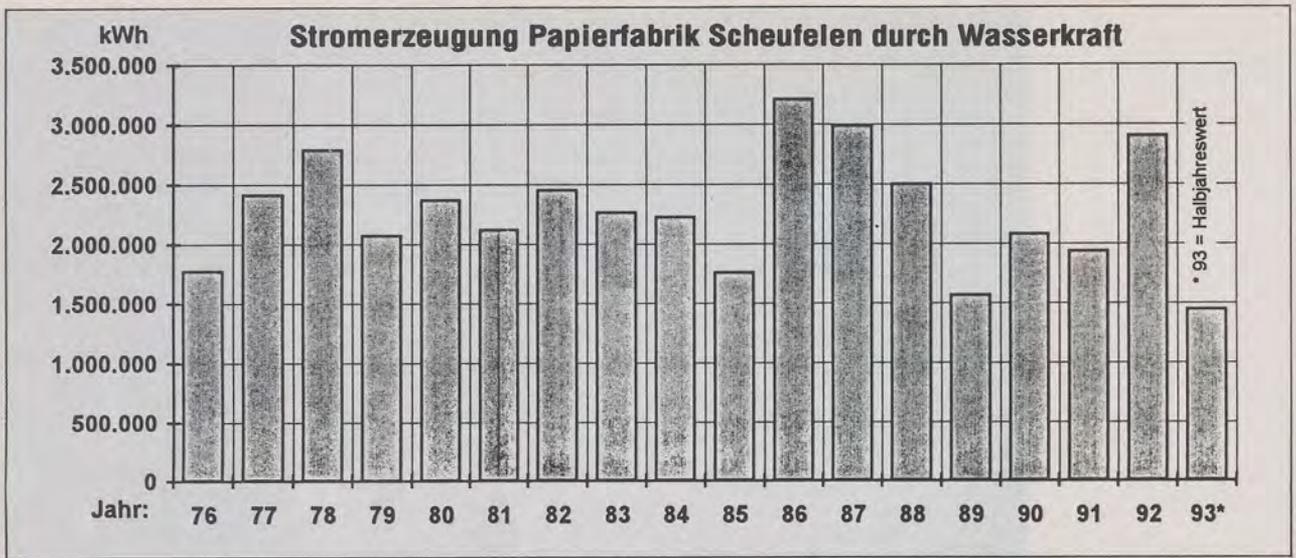


*Mühle am Bissinger See,
gespeist von der
Gießnau. Gefälle 5,8 m,
durchschnittliche
Wassermenge 75 Liter
in der Sekunde.*

der Turbinen, um das Gefälle konstant zu halten, und durch den Einbau einer automatischen Rechenreinigungsanlage ist der Wartungsaufwand nun wesentlich geringer als früher.

Die Entsorgung des am Rechen der Triebwerke anfallenden Treibgutes wird allerdings immer mehr

zum Problem. Schuld daran sind die gestiegenen Müllgebühren und diejenigen Mitbürger, die ihren Müll nicht vorschriftsmäßig entsorgen, sondern einfach wegwerfen. Hier müssten meiner Meinung nach die Kommunen, wie es bei öffentlichen Straßen und Plätzen üblich ist, die Entsorgung des Pro-



blemmlles übernehmen. Lobend muß hier die Gemeinde Bissingen erwähnt werden, die dies heute schon so handhabt.

Mühlkanal Kirchheim-Ötlingen soll gleichfalls zugeschüttet werden

Für einen schönen und wertvollen Kanal könnte Ende 1994 das endgültige Aus kommen. Es handelt sich um den 2,5 km langen Mühlkanal, der nach dem Einmünden der Lindach in die Lauter abzweigt und von Kirchheim nach Ötlingen führt. Daran sind sechs Triebwerke angesiedelt, die zusammen 600 000 kWh pro Jahr Arbeit erzeugen könnten. Es erzeugt jedoch nur noch eines bei Normalbedingungen 192 000 kWh Strom im Jahr.

Die fünf Triebwerksbesitzer, deren Anlagen bereits stillgelegt sind, haben gegen die Stimme des einen Betreibers das Planfeststellungsverfahren beim Landratsamt Esslingen eingeleitet. Die Stadt Kirchheim hat dem Landratsamt auf Anfrage nach einem entsprechenden Gemeinderatsbeschuß bestätigt, daß sie dem Verschütten des Kanals zustimmt, sofern das Planfeststellungsverfahren mit einer Prüfung der Umweltverträglichkeit dies zuläßt.

Kein Geringerer als der ehemalige Stuttgarter Regierungspräsident Prof. Dr. Manfred Bulling vertritt als Rechtsanwalt die Seite der Verfüller. Ein Gutachter für die Umweltverträglichkeitsprüfung wird von der Verfüllerseite ausgesucht und bezahlt. Der Vorsitzende des Kirchheimer Fischervereins, Prof. Dr. Otto Ungerer, vertritt die Auffassung, nur eine Stilllegung des Mühlkanals könne die parallel dazu fließende Lauter noch retten. Die Begründung für diese Behauptung: ein seit Jahren von ihm beobach-

teter Rückgang der Wassermenge bei Lauter und Lindach.

Daß dies nicht so ist, belegt das Diagramm der Firma Scheufelen in Oberlenningen, das die Stromerzeugung durch Wasserkraft seit 1976 mit den immer gleichen Triebwerksanlagen aufzeigt; dabei ist die erzeugte Strommenge proportional zur durchfließenden Wassermenge. Dazu kommt, daß auch in Trockenzeiten über die Wasserversorgung der Gemeinden Bissingen, Lenningen, Owen und Weilheim nach einer Aufstellung vom Jahre 1980 mehr als 50% Blau- bzw. Bodenseewasser über deren Kläranlagen in Lauter und Lindach fließen. Bestimmt hat diese Menge in den vergangenen dreizehn Jahren noch zugenommen.

Außer den anstehenden Kosten für Brücken über den Mühlkanal, die jahrzehntelang vernachlässigt wurden, dürfte die Stadt Kirchheim keine Gründe haben, auf die Vorzüge des Kanals zu verzichten:

- als Wohnumfeldverbesserer für die Anwohner,
- als Zufluß für einen Natursee in Ötlingen,
- als Anschauungsbeispiel für den Beginn unserer industriellen Entwicklung,
- als Mittel zur umweltfreundlichen Energiegewinnung,
- als Biotop zum Erhalt von geschützten Tier- und Pflanzenarten,
- als Heimat für die Kirchheimer Bevölkerung.

Es bleibt zu hoffen, daß das Landratsamt Esslingen nicht dem Druck der Verfüllerseite nachgeben wird, da die heimatliche Umgebung sonst wieder um ein Stück Natur – und sei es aus zweiter Hand – ärmer werden würde, das dazu den Menschen als Energiebringer dient.

Thomas Knubben Im Labyrinth der Nachkriegszeit – Fotografische Momentaufnahmen von Hansel Mieth und Otto Hagel

Als das New Yorker Museum of Modern Art 1955 die Ausstellung *The Family of Man* eröffnete, wurde sie als die *größte fotografische Schau aller Zeiten* angekündigt. Über 500 Bilder aus 68 Ländern, von den besten Fotografen der Welt aufgenommen, sollten gezeigt werden. Jahrelang hatte Edward Steichen, der schon damals große alte Mann der Fotografie, an dem Projekt gearbeitet. Der Titel, den er der Ausstellung gab, war Programm. Steichen hatte den Ersten Weltkrieg als Militärbeobachter mitgemacht und im Zweiten für die U.S. Navy fotografiert. Er hatte zu viel vom Krieg, zu viel von dem gesehen, was die Völker trennte. Nun wollte er zeigen, was die Menschen, woher sie auch stammten und wo immer sie leben mochten, verband. Seine Ausstellung sollte ein für allemal deutlich machen, daß die Menschen alle auf dem gleichen Planeten lebten und daß sie eine Weltenfamilie bildeten. So utopisch das Anliegen erscheinen mochte, Edward Steichen hatte für seine Beweisführung genau

das richtige Medium gewählt. Denn die Fotografien, die er in der Ausstellung versammelte, stellten nicht einen Wunschzustand in ferner Zeit dar, sondern dokumentierten auf eindrucksvolle Weise das Leben, wie es sich tagtäglich in Nord und Süd und Ost und West gestaltete. Die Aufnahmen zeigten Bauern in Kenia und in Sizilien, Fischer in China und an der Goldküste, Viehzüchter in Neuseeland und im Iran, sie schilderten das Leben der Mütter in Guatemala und in Österreich, der Kinder in Lappland und auf Java, sie belegten die Mühen der Schulpflichtigen in London und Moskau, und sie offenbarten das Leid, das der Krieg über die Völker brachte¹.

Eines der Bilder in der New Yorker Ausstellung zeigte einen kleinen Jungen mit einem Schulranzen auf dem Rücken, wie er in einer zerbombten Stadtlandschaft eine lange Treppe hinunterstieg. Das Foto war in Pforzheim entstanden, und der Fotograf hieß Otto Hägele. Er stammte aus Fellbach,

Otto Hagel: *Sophies Suche*, 1949. Die Bildunterschrift in LIFE: Onkel Fritz «pendelt» für meine Schwester Sophie und ihren Sohn Siegfried, um das Schicksal von Sophies Mann Eduard, der seit 1944 in Rußland vermißt ist, weiszusagen. «Er wird im März heimkehren», prophezeite Fritz. Aber Eduard kam nicht. 1947 hatte uns Sophie geschrieben: «Man darf sich nicht zu sehr quälen. Es hilft nichts. Das Beste ist, wenn man wie ein Ochse lebt. Eines ist sicher, wir wollen keinen Krieg mehr; lieber will ich mit der ersten Bombe umkommen, so sehr fürchte ich den Krieg.» Sophie machte weiter ihre Runde durch Kriegsgefangenenlager und Bahnhöfe, um mit heimkehrenden Gefangenen zu reden. Vor ein paar Tagen hat sie uns wieder geschrieben: «Ich habe jetzt herausgefunden, daß Eduard 1944 am Bauch verletzt wurde. Der Lastwagen, auf dem er lag, wurde zurückgelassen, weil sie kein Benzin mehr hatten. Ich hätte ihm einen schöneren Tod gewünscht.»



lebte damals aber bereits seit zwei Jahrzehnten in den USA und hatte seinen Namen inzwischen zu Hagel verkürzt.

*Ausbrüche aus der dörflichen Welt –
Ende der 20er Jahre von Fellbach in die USA*

Otto Hagel zählte 1949, als er die Aufnahme in Pforzheim machte, zusammen mit seiner Frau Hansel (Johanna) Mieth zu den wichtigsten und bekanntesten Bildreportern in Amerika. Ende der zwanziger Jahre waren sie auf recht abenteuerliche Weise ins Land gekommen². Otto hatte 1928, als er gerade 19 Jahre alt war, auf einem Frachter angeheuert, der Kanarienvögel in die USA brachte. Eigentlich hatte er sich zur mehrmaligen Überfahrt verpflichtet, aber in Baltimore angekommen, verließ er schleunigst das Schiff, auf dem ihn wochenlang die Seekrankheit geplagt hatte. Ohne ausrei-

chende Papiere und mit gerade 25 Cents in der Tasche machte er sich aus dem Staub.

Hansel, 1909 in Oppelsbohm geboren und wie Otto in Fellbach aufgewachsen, folgte ihm zwei Jahre später. Beide hatten sie bereits genug Erfahrungen mit ungewöhnlichen Reiseunternehmungen gesammelt. Der dörflichen Welt überdrüssig, waren sie – noch keine 18 Jahre alt – 1927 mit dem Fahrrad zu einer langen Tour durch Frankreich, Spanien und Italien aufgebrochen. Kaum zurückgekehrt, zogen sie gleich wieder los. Diesmal war Indien ihr Ziel. Über Wien, Ungarn, Jugoslawien und Bulgarien schafften sie es zu Fuß immerhin bis in die Türkei. Fotos, die sie unterwegs aufnahmen, schickten sie zusammen mit kurzen Berichten an verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch an die Stuttgarter Zeitung. Ob sie je veröffentlicht wurden, haben sie nie erfahren. Wenn sie Indien auch nicht erreichten, so hatten die zahlreichen Versuche, aus



Otto Hagel: Ein Junge in den Ruinen von Pforzheim, 1949. ►

Hansel Mieth: Emma Mieth, 1948.
Die Bildunterschrift in LIFE: Meine Schwester war unheilbar herzkrank, seitdem sie bei einem Bombenangriff auf dem Stuttgarter Bahnhof einen Herzinfarkt erlitten hatte. Sie hatte auf ihren Verlobten gewartet, der auf Urlaub kommen sollte. In den letzten Tagen des Krieges wurde der Verlobte von hinten erschossen, als er versuchte, mit Emmas Fahrrad von seiner Einheit zu fliehen. Bis zu ihrem Zusammenbruch war Emma eine emsige Sekretärin und Buchhalterin bei einem Chemiefabrikanten. Während der letzten fünf Jahre mußte sie zur Behandlung von einem Krankenhaus zum anderen ziehen. Sie ist vor wenigen Wochen gestorben und wurde neben meiner Mutter beerdigt. In einem ihrer letzten Briefe schrieb sie: «Wir tragen eine schwere Schuld.»



der Enge des dörflich geprägten Lebens auszubrechen, doch deutlich werden lassen, daß ihnen ihr heimatliches Umfeld keine Perspektive bieten konnte.

Als Hansel nach Amerika kam, lebte Otto in San

Francisco. Eine der frühesten noch erhaltenen Fotografien aus dem Jahre 1929 zeigt ihn bei der Arbeit als Fensterputzer hoch über den Straßen von San Francisco. Otto Hagel hatte das Foto, das streng komponiert und gleichzeitig sehr dynamisch wirkt,

mit einem Selbstauslöser aufgenommen. Als er es bei einem Fotowettbewerb der Zeitung einreichte, gewann er den ersten Preis von zehn Dollar und erzielte damit seine erste Einnahme.

Otto und Hansel hatten sich die schlechteste Zeit für den Beginn ihres gemeinsamen Lebens in Amerika ausgesucht. Die USA steckten nach dem großen Börsenkrach tief in der Wirtschaftskrise. Eine feste Anstellung zu bekommen, war so gut wie aussichtslos. Die Zahl der Arbeitslosen wuchs unaufhörlich, und die Löhne sanken, da arbeitsrechtliche Sicherungssysteme fehlten, immer mehr³. Um überhaupt die Miete für ihr kleines Zimmer mit Kochzettel bezahlen zu können, nahmen Otto und Hansel jede Arbeit an, die ihnen ein paar Cents bot. Sie schrubbten Böden, fuhren Müll weg, erledigten Reparaturen und entschlossen sich schließlich, wie so viele andere, als Erntearbeiter ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Mit einem alten, wackligen Auto, das sie mit ihrer spärlichen Habe beluden, fuhren sie von einer Farm zur anderen, um Bohnen und Kartoffeln, Erdbeeren und Pfirsiche, Aprikosen und Trauben, Orangen und Baumwolle – und was sonst noch in den fruchtbaren Tälern der Westküste wuchs, zu ernten. Ihr Zuhause war das Zelt, und der Mittelpunkt des Lebens war das Lagerfeuer, an dem die Tagelöhner abends die müden Glieder ausstreckten. *Ums Feuer sitzend, so Hansel Mieth im Rückblick, erzählte man sich Geschichten, sang man Lieder, half man den Kranken, bis sie wieder arbeiten konnten. Freundschaften wurden geschlossen und Feindschaften durchgestanden, Kinder wurden geboren und Tote begraben*⁴. Bei ihrem Wanderleben in Kalifornien lernten die beiden Schwaben die Härte und Unerbittlichkeit des Konkurrenzkampfes in Zeiten elementarer Not kennen. Zugleich konnten sie aber auch Beispiele großer Solidarität und menschlicher Anteilnahme erfahren.

Beim Nomadenleben Kamera im Gepäck – Arbeiten für führende amerikanische Zeitschriften

Was die beiden davor bewahrte, sich im täglichen Existenzkampf, der sich über Jahre hinzog, zu erschöpfen, das war die Fotografie. Wie schon während ihrer früheren Wanderschaften durch Europa führten sie auch jetzt ständig eine Kamera im Gepäck. Otto wurde bewußt, daß es galt, das eigene Leben und die eigene Zeit festzuhalten. *Die Menschen mußten sich an diese Zeiten erinnern, in denen so viele nicht wußten, wo sie nachts schlafen sollten, wo so viele keine Wohnung hatten, wo sie Nomaden waren – ohne Möbel, ohne Bücher, ohne Strom und ohne Wasser*⁵.

Mit dem wenigen, was sie jede Woche sparen konnten, kauften sie sich Fotomaterial und Chemikalien. Sie fotografierten die Baumwollpflücker auf den Feldern und das Leben am Lagerfeuer, und sie dokumentierten die «Hoovervilles», jene Hüttendörfer der Hoffnungslosen, die während der Großen Depression in der Nähe von Müllhalden entstanden und die nach dem tatenlos zusehenden Präsidenten Herbert Hoover benannt waren.

Mitte der dreißiger Jahre waren die Aufnahmen, die Hansel und Otto unter dem Titel *Der große Hunger* zusammenfaßten, schon so bekannt geworden, daß sie von verschiedenen Seiten Aufträge bekamen. Hansel fertigte für mehrere Dokumentationsprojekte, die die Regierung zur Begründung dringend notwendiger sozialer Maßnahmen benötigte, Serien über nationale Minderheiten in San Francisco, über das Leben elternloser Jugendlicher und über arbeitslose Männer auf Jobsuche, während Otto gleichzeitig das Milieu der Hafendarbeiter festhielt. Um diese Zeit begann sich auch Time, schon damals eine der führenden amerikanischen Zeitschriften, für die Arbeit der beiden Fotografen aus Fellbach zu interessieren. Als dessen Herausgeber Henry R. Luce 1936 daneben eine Foto-Illustrierte gründete, die den Namen LIFE trug und den Ehrgeiz besaß, die besten Fotografien aus der ganzen Welt zu drucken, wurden Hansel Mieth und Otto Hagel zur Mitarbeit aufgefordert. Hansel nahm das Angebot nach einiger Bedenkzeit an und zog 1937 als festes Mitglied des Fotografenteams von LIFE nach New York⁶. Otto ging mit ihr, band sich aber nicht, sondern arbeitete weiterhin free-lance, sowohl für LIFE wie für Time, Fortune und andere Zeitschriften.

In den folgenden Jahren hasteten Hansel und Otto von einem Fotoauftrag zum anderen. Hansel machte Reportagen über Bergarbeiter und Cowboys, über Scheidungen in Reno und über Heime lediger Mütter, über Volkszählung und Geburtenkontrolle, über Waisenhäuser und soziale Fürsorge. Am meisten interessierten sie Themen aus Medizin und Forschung. Mit Wissenschaftlern verstand sie sich angeregt zu unterhalten und ihren nimmersatten Wissensdurst zu stillen. Einer dieser Aufträge brachte sie 1941 mit Albert Einstein zusammen, den sie fotografierte, als er Waisenkindern gerade auf der Violine vorspielte.

LIFE: We return to Fellbach – Rückkehr in die schwäbische Heimat

Hansel Mieth war die vielen Jahre in Amerika immer, so gut es ging, in Kontakt geblieben mit ihren



The main street of Fellbach, a suburb of Stuttgart with a population of 18,000, has not changed much since the Hagels left it 20 years ago. The steep-roofed peasant house on the right is the ancestral Hagel farmstead, now lived in by Uncle Fritz, who is shown "pending" on page 110.

WE RETURN TO FELLBACH

Photographers Hansel Mieth and Otto Hagel report on the German town they left years ago

READERS of LIFE during its early days will remember the photographs of Hansel Mieth and Otto Hagel. Together they did a memorable essay on lambing in the Southwest (LIFE, May 24, 1937). Miss Mieth (who is Mrs. Hagel) took the famous picture of the escaped monkey, standing neck deep in the water off a Caribbean island, glaring at the world (LIFE, Jan. 16, 1939). Hagel, a photographer of great technical skill, took the essay on "New England Indian Summer" (LIFE, Oct. 14, 1940). Their pictures were invariably characterized by warmth and an understanding identification with the people they photographed. In 1943 the Hagels gave up full-time photography to live on a ranch in California.

A few months ago they went back to visit Fellbach, the town in southwestern Germany where they were born. They had not been there for 20 years and this is their report on the return. It is the report of two people who belong to the most unsettled and disillusioned generation of our century: the generation which grew up in Germany during the hardships of the first war, through the bitterness of the postwar years and into the shame of Nazism. The Hagels had left Germany before the Nazis, whom they abhorred, came to full power. Why did they leave? "The bickering and the worrying at home," they explain, "the death pangs of an outlived way of life. We saw the world with Germany left out in the darkness."

Why did they go back? "Why does anyone ever go back to the place one was born. All during the Hitler years we were ashamed of Germany, of every new act of terror. It was as if our own father, mother, brother, sister had turned into torturers and assassins. But how can you disown people from whom you stem?"

What did they expect to find? "We went with fear. . . ."

What the Hagels did find is told, in their own words and pictures on the following pages—"a story of ordinary people of the lower middle class, the kind who once formed the broad base of Hitler's support—kinfolk and schoolmates."

Others have gone to Germany and seen different things—more hope, more danger. But few have looked with the troubled intensity of these two, who make their report on their homeland "with a feeling of emptiness in the pit of the stomach."

CONTINUED ON NEXT PAGE



When Otto was 7 years old in 1916, his father came home on furlough, posed in his corporal's uniform with his family. Otto held the imperial flag. The two sisters, Sofie and Lissy, are both still living.



Hansel was 12 in 1921 when this family picture was taken. Emma was 10. Herr Mieth, a shopkeeper, died in 1928. Frau Mieth was killed in an air raid in 1944. (Below: Otto and Hansel Hagel today.)



Titelseite der Reportage «We return to Fellbach», die 1950 in LIFE erschien.



Hansel Mieth: *An Helmut's Grab*, 1949. Die Bildunterschrift in LIFE: «Mein Bruder Helmut», sagt Otto, «war noch nicht geboren, als unser Familienfoto aufgenommen wurde, und er war noch keine 20, als er in einem Kriegsgefangenenlager an Tuberkulose starb. Wir erinnern uns an ihn nur als einen kleinen Kerl mit lockigem Haar.» Als er etwa neun Jahre alt war, schrieb Mutter, daß Helmut jetzt einen Haarschnitt wie Hitler trüge. Wir schrieben zurück und warnten sie, daß Helmut niemals ein Schnurrbart wie Hitler wachsen dürfte, und damit war unser Briefwechsel zu Ende. Helmut wuchs in den Naziorganisationen auf und kam in das schwarzgekleidete Elitekorps der SS. 1945 ließ uns Mutter über die Schweiz einen Brief zukommen. «Von Helmut wissen wir überhaupt nichts.» Der nächste Brief ein paar Monate später: «Unser Sorgenkind ist nicht mehr unter uns. Vater und ich durften ihn im amerikanischen Kriegsgefangenenlager sehen, am Tag bevor er starb. Nach vielen Mühen durften wir ihn nach Hause nehmen. Tot kam er noch einmal in unseren Hof, bevor wir ihn auf den Friedhof brachten. Gerade kommen wir von seinem Grab, wo wir ihn jeden Tag besuchen. Solange er lebte, konnten wir ihn nicht besuchen, jetzt machen wir es gut.»

Angehörigen. Otto Hagel dagegen hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen und seit seiner Ankunft in Amerika kein Wort Deutsch mehr gesprochen. Eine Rückkehr in die alte Heimat war für ihn unvorstellbar. Als sich Hansel nach langem Hin und Her 1948 entschloß, ihre Schwester, die als einzige von ihrer Familie noch am Leben war, zu besuchen, lehnte Otto es kategorisch ab, sie zu begleiten. Erst die Fotografien, die Hansel bei ihrem Besuch aufgenommen hatte, ließen auch bei ihm den Gedanken an eine Reise nach Deutschland aufkommen.

Die Rückkehr nach Fellbach, die beide in einer umfangreichen Reportage für LIFE dokumentierten⁷, war nicht leicht. Was sie aus der Heimat vertrieben hatte, waren vordergründig das Gezänk und die Sorgen zu Hause. Dahinter aber verbarg sich, wie sie in der Reportage bekannten, die *tödliche Angst vor einem aussichtslosen Lebensweg*. Beide hatten sie auch nie einen Hehl aus ihrer entschiedenen Gegnerschaft zum Naziregime gemacht und waren darüber oft in Streit mit ihren Verwandten geraten. Zwischen Otto und seiner Familie war der Kontakt ganz abgerissen, als seine Mutter ihm – noch vor Kriegsbeginn – geschrieben hatte, sein jüngerer Bruder Helmut trüge jetzt einen Haarschnitt wie

Hitler. Otto schrieb knapp zurück: *Vielleicht glaubt Ihr, er hat Grund, stolz auf seinen Haarschnitt zu sein. Aber ich bin sicher, wenn es so weitergeht in Deutschland, wird er nicht alt genug werden, auch einen Schnurrbart wie Hitler zu tragen. Sein Leben wird zu Ende sein, ehe ihm der Bart wächst*. Das nächste, was Otto von Helmut hörte, war, daß er 1946 in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager an Lungenentzündung gestorben sei. Und nun kehrte Otto selbst als amerikanischer Staatsbürger und Angehöriger der Siegermächte in das am Boden liegende Deutschland zurück.

Aber lag Deutschland tatsächlich am Boden? Wie dachten die Deutschen darüber, wie über den Krieg, wie über Schuld und Verantwortung, wie über den Neubeginn und die Zukunft? Das waren Fragen, die Hansel und Otto schon lange beschäftigten und die sie jedem zu stellen gedachten, dem sie bei ihren Reisen, die sie zunächst jeder für sich allein und 1950 dann gemeinsam unternahmen, begegneten.

Die Antworten, die sie darauf fanden, faßten sie zusammen in dem Bildbericht, der am 26. Juni 1950 unter dem Titel *We return to Fellbach* in LIFE erschien. Er bestand aus einer Reihe von Fotografien, die sie mit knappen, aber prägnanten Texten versä-

Otto Hagel: Fritz Hägele, 1949. Die Bildunterschrift in LIFE: Mein Vater ist 62 und leidet an Wassersucht. Aber täglich geht er seinem Beruf als Dachdecker nach. Es ist eine harte und gefährliche Arbeit, die ihm ein anständiges Leben ermöglicht. Während des Krieges hatte er russische Fremdarbeiterinnen, die ihm die schweren Dachziegel die zwei- und dreigeschossigen Gebäude hochtrugen, aber jetzt arbeitet er allein. In den frühen Nazi-jahren gehörte er der SA an. Bei seinem Geschäft verdiente er gutes Geld, und jahrelang zahlte er jeden Monat für einen Volkswagen ein. Wie Tausende anderer Deutscher bekam er das Auto nie zu Gesicht. «Nie wurde ein Volk schlimmer betrogen als wir Deutschen», brummt er. «Wer jetzt noch einen Krieg will, gehört am nächsten Laternenpfahl aufgehängt.»



hen. Das Besondere an ihrer Reportage bestand darin, daß sie zwar professionelle Fotografen waren, hier aber nicht von Berufs wegen die Stimmungslage irgendeiner Stadt in Deutschland mit mehr oder weniger großer Anteilnahme festzuhalten versucht hatten, sondern daß sie als Eingeweihte über ihr eigenes Umfeld, ihre eigene Familie und ihre eigenen Freunde berichteten. Auf diese Weise erhielt ihre Schilderung eine sehr persönliche Note. Zugleich wiesen die Fotos durch ihre spürbare Wärme und die intensive Hinwendung zu den Portraitierten jene Charakteristik auf, die die Arbeiten von Hansel Mieth und Otto Hagel schon immer ausgezeichnet hat. Daß andere Fotografen, die nach Deutschland gegangen waren, anderes gesehen und berichtet haben, darauf wurde im Einleitungstext zur Reportage zu Recht hingewiesen. Ebenso wurde aber auch festgehalten, daß nur wenige so auf-

gewühlt und eindringlich hingeschaut haben wie diese beiden, die ihren Bericht über die Heimat <mit einem flauen Gefühl im Magen> verfaßt haben.

Keine Trümmerhaufen, sondern leidgeprüfte Gesichter – wenig Schuldbewußtsein, viele Unschuldsbeteuerungen

Was sich die beiden mit ihrer Reportage vorgenommen hatten, war in der Tat dazu angetan, ein flaves Gefühl hervorzurufen, denn ihre Erfahrungen und Erlebnisse im Nachkriegsdeutschland haben durchaus gespaltene Empfindungen hinterlassen. Gewiß sollten ihre Aufnahmen aus Fellbach zuallererst eine Anklage des Krieges an sich sein, wie dies auch Ed Thompson, der damalige Chefredakteur von LIFE, sah. Hansel Mieth und Otto Hagel formulierten ihre Anklage jedoch nicht in den geläufigen Aufnahmen von Schutt und Trümmern, Toten



Hansel Mieth: Die Hochzeit, 1949. Die Bildunterschrift in LIFE: Das Schönste, was wir bei unserem Deutschlandbesuch erlebten, war die Hochzeit von unserem Vetter Hermann Laipple, der mit seiner Braut zur Kirche geht. Hermann kämpfte während des Krieges in Rußland. Er verlor zwei Zehen und alle seine Zehennägel. «Mann, hatte ich Glück», sagte er.

und Verstümmelten, sondern in Portraits leidgeprüfter Gesichter, die sie mit großer Sensibilität einfingen.

Das Foto, das Hansel von ihrer Schwester Emma aufgenommen hat und das ebenfalls für die Ausstellung *The Family of Man* vorgesehen, aber nicht verfügbar war, offenbart vielleicht am besten den besonderen Stil der Reportage. Es zeigt ihr Gesicht

in extremer Nahaufnahme mit nach oben, weit in die Ferne gerichtetem Blick – ein Gesicht, das einiges von der Not erkennen läßt, die ihr im Krieg widerfahren ist: Augen, die viel Enttäuschung und wenig Hoffnung ausdrücken, eine Haltung, die Schuldgefühl zeigt und Mitgefühl weckt, ein Bild, das bei aller Individualität einen Zustand beschreibt, der dem vieler Deutscher in der frühen

Nachkriegszeit entsprach. Das Leid, das die beiden heimgekehrten Fotografen sahen, spiegelte sich nicht nur im Gesicht der Schwester. Es offenbarte sich ebenso im Bild der Mutter am Grab ihres Sohnes, und es zeigte sich in der Aufnahme des Onkels Wilhelm Geiges und seiner Frau Mathilde, die in sich gekehrt der sonntäglichen Bibellektüre nachgehen und ohne Hoffnung auf die Rückkehr des in Rußland verschollenen Sohnes sind.

Es kommt selten vor, daß solch ein intimer Einblick in persönliche Verhältnisse und Empfindungen gegeben wird, wie es Hansel und Otto in ihrer Nachkriegsreportage getan haben. Noch seltener aber sind die Beispiele, wo dies in einem pietistisch geprägten Umfeld geschah, waren die Vorbehalte gegen die Fotografie hier doch oftmals ganz grundsätzlicher Natur und zutiefst religiös motiviert⁸. Es bedurfte wohl der verwandtschaftlichen Beziehungen und des Blicks aus der Distanz, um solche Bilder zu fertigen.

Niedergeschlagenheit, Bedrückung und Verletzttheit waren aber nicht die einzigen Empfindungen, denen Hansel Mieth und Otto Hagel bei ihrer Reise in die Heimat begegneten und von denen sie ihren amerikanischen Lesern berichteten. Sie mußten ebenso erfahren, wie Überheblichkeit, Wehleidigkeit und blanker Zynismus ihren Platz behaupteten, und sie verschwiegen es den Lesern nicht. Sie berichteten von den Unschuldsbeteuerungen der vielen Bürger, die alles auf die *großen Esel* schoben, *die sie dahin gebracht hätten*, und sie zitierten den alten Nazi, der darauf wartete, daß Deutschland wieder wachsen kann, *wenn die Russen und die Amis sich gegenseitig umgebracht haben*. Zwar stellten sie fest, daß die meisten Deutschen für Frieden beteten und nie-

mand mehr von Herrenklasse und Herrenrasse sprach. Aber ihnen fiel auch auf, daß das Schuldbewußtsein eher mangelhaft ausgeprägt war. Es schien ihnen, als hätte sich nichts verändert, seitdem sie ihren Heimatort verlassen hatten. Sie fanden die Wände vollgeklebt mit Plakaten der politischen Parteien, sahen die Schaufenster wieder mit teuren Waren gefüllt, zählten die Arbeitslosen und fühlten sich fast in die Tage der Weimarer Republik zurückversetzt. Nach einer Weile des genauen Zuhörens bemerkten sie jedoch, daß die alten Zeiten für immer vergangen waren. *Eine Zeit der Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal anderer, der Konzentrations- und Vernichtungslager, der Grausamkeit und des Krieges liegt wie eine Kluft zwischen Gegenwart und Vergangenheit*⁹.

Die Reportage von Hansel Mieth und Otto Hagel war ein Bericht von den Schäden, die der Krieg selbst dort hinterlassen hatte, wo man keine äußeren Zeichen der Zerstörung wahrnahm. Sie war eine Momentaufnahme, die den langen Augenblick festhielt, der sich zwischen die Erinnerung an die leidvolle unmittelbare Vergangenheit und die Hinwendung an die drängende Zukunft schob. Eben diesen Augenblick hat Otto Hagel auch in dem Foto von Pforzheim gebannt, das Edward Steichen für seine Ausstellung ausgewählt hat.

Starkes Echo in den USA und Deutschland

Nicht nur in den USA, auch in Deutschland selbst fanden die sensiblen Aufnahmen aus der Nachkriegszeit große Beachtung. Zwei Monate, nachdem die Reportage in LIFE erschienen war, wurde sie in der Neuen Münchner Illustrierten nachge-



Otto Hagel: Die Familie Hägele, 1949. August Hägele, der vor sich die Bibel aufgeschlagen hat, wirkte als Prediger bei den «Pregizerianern», die als pietistische Strömung ein heiteres Christentum verkündeten.



Hansel Mieth: Onkel Wilhelm Geiges und seine Frau Mathilde, 1948. Die Bildunterschrift in LIFE: Fast jeden Sonntag-nachmittag nach dem Essen sitzen Onkel Wilhelm Geiges und Tante Mathilde, die jetzt 80 sind, in ihrer Stube. Im besten Sonntagsstaat lesen sie die Bibel und warten auf die Prediger, die sich wöchentlich in ihrer Stube versammeln. Sie hatten zwei Söhne. Der ältere ging in die Stadt. Der jüngere, Gotthilf, sollte den Bauernhof übernehmen. Aber er wurde eingezogen und kam als Bursche bei einem Oberst nach Rußland. Er ist nie zurückgekehrt. «Er sah so stattlich aus in seiner Uniform», schluchzt Tante Mathilde. «Für was haben wir unser ganzes Leben lang gearbeitet und gespart? Jetzt, wo wir alt und krank sind, sind wir allein.»

druckt¹⁰. Auch deren Redakteure sahen einen erschütternden Bericht darin, fügten aber hinzu: *So traurig wie die LIFE-Reporter sehen wir die deutsche Wirklichkeit längst nicht. Sie haben die tiefsten Punkte des deutschen Schicksals nicht miterlebt. Wir wissen, es geht – trotz allem – aufwärts.*

Genau diese Selbsteinschätzung scheinen Hansel Mieth und Otto Hagel gespürt zu haben. Otto hat Deutschland danach nicht wiedergesehen; er starb 1973 auf seiner Farm bei Santa Rosa in Kalifornien. Hansel lebt noch immer dort. Vor kurzem ist sie nach über 40 Jahren wieder einmal nach Fellbach zurückgekehrt.

ANMERKUNGEN

- 1 The Family of Man. Ausstellungskatalog des Museum of Modern Art, New York 1955.
- 2 Über den biographischen Hintergrund der beiden Fotografen informieren: Johanna Mieth / Christiane Barckhausen: Im Tal der singenden Hügel. Erinnerungen einer Deutsch-Amerikanerin, Stuttgart 1991; Thomas Knubben: Simple Life. Zum Leben und Werk von Hansel Mieth und Otto Hagel. In: Hansel Mieth / Otto Hagel: Simple Life. Fotografien aus Amerika 1929–1971, Stuttgart 1991, S. 8–24.
- 3 Vgl. Philip S. Foner / Reinhard Schultz: Das andere Amerika. Geschichte, Kunst und Kultur der amerikanischen Arbeiterbewegung, Berlin 1983.
- 4 Mieth/Hagel: Simple Life (wie Anm. 2), S. 30.
- 5 Ebenda.
- 6 Dazu auch Susan Ehrens: Hansel Mieth. In: Photo Metro 5/1987, S. 5–12; LIFE. The First Fifty Years 1936–1986, New York 1986.
- 7 LIFE 28/1950 vom 26. Juni 1950, S. 105–111.
- 8 Vgl. Ralf Beckmann: Fotografie im ländlichen Raum – Fragen an einen Fellbacher Nachlaß. In: Schwäbische Heimat 1991/3, S. 231–240.
- 9 LIFE 28/1950 (wie Anm. 7), S. 108.
- 10 Die Neue Münchner Illustrierte 30/1950 vom 26. August 1950, S. 6–7.

Dieter Kapff Das «Haus der vielen Brüste» – Ein Kultraum aus der Jungsteinzeit?

Weniges aus der europäischen Vorgeschichte erreicht in größeren Teilen der Bevölkerung den Bekanntheitsgrad der Pfahlbauten. Weniges nur hat das Interesse der Menschen so erregt, ihre Phantasie so beflügelt wie diese seltsamen Hütten über dem Wasser. Als vor rund 140 Jahren der Schweizer Ferdinand Keller den Begriff «Pfahlbauten» prägte, im Jahrzehnt danach durch die Gewässer-Korrektion an den Schweizer Voralpenseen die Wasserspiegel sanken und immer neue Pfahlfelder auftauchten, versanken die Seeanrainer und mit ihnen die bürgerlich-gebildete Welt in einem wahren «Pfahlbaufieber». Allenthalben – bald auch am Bodensee, und hier zuerst in Bodman und in Wangen – wurden nun Pfahlbauten entdeckt. Malerei, Bildende Kunst und Literatur griffen diesen populären Stoff auf. Romantische Vorstellungen vom einfachen Leben am Busen der Natur fanden darin reichlich Platz.

Dank der ungewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen kamen nun plötzlich jahrtausendealte Dinge ans Tageslicht, die ein faszinierendes Bild vom Leben in der Vorzeit erweckten. Bald bemächtigten sich auch Politik und Weltanschauung des Phänomens. Deutsche und Schweizer, aber auch Österreicher, gingen getrennte Wege. Es blieb nicht bei nur wissenschaftlichen Kontroversen – etwa der, ob die Pfahlbauten tatsächlich im Wasser gestanden waren oder nicht oder nur zeitweise, wie die Forscher heute wissen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ruhte am deutschen Ufer des Bodensees die offizielle Pfahlbauforschung; sie war nationalsozialistisch diskreditiert.

Doch die Faszination der Pfahlbauten ließ die jüngeren, politisch nicht belasteten Forscher nicht ruhen. Seit bald fünfzehn Jahren hat das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg die Untersuchungen der nun neutral und verallgemeinernd so genannten «Feuchtbodensiedlungen» am Bodensee und an den Seen und Mooren in Oberschwaben wieder aufgenommen. Einer der jungen Pioniere der neuen Siedlungsforschung an Seen und Mooren, Dr. Helmut Schlichtherle, ein Biologe und Archäologe, leitet die Arbeitsstelle «Pfahlbauarchäologie Bodensee-Oberschwaben» des Denkmalamts in Gaienhofen-Hemmenhofen. In Zusammenarbeit mit Naturwissenschaften und mit moderner Technik und mit ungewöhnlichen Verfahren versuchen hier die Archäologen, der Vergangenheit auf die Spur zu kommen. So ist es nicht verwunderlich, daß auch

heute wieder aufsehenerregende Entdeckungen gemacht werden – trotz der schon weit fortgeschrittenen Zerstörung der prähistorischen Fundschichten. Von einem Fundort, der in dreifacher Hinsicht von besonderer Bedeutung ist, soll hier die Rede sein.

Taucharchäologen vor Ludwigshafen im Bodensee

Im Frühjahr 1990 hatten die Archäologen mit der Vermessung eines Fundplatzes vor Ludwigshafen im Bodensee begonnen. Auf der «Seehalde» beim Strandbad östlich des Orts wurden im Flachwasser Oberflächenfunde aufgelesen, die von einer Pfahlbausiedlung stammen mußten. Das leicht seewärts abfallende Gelände ist heute auch bei winterlichem Niedrigwasserstand immer von Wellen überspült. Zur Siedlungszeit lag aber der Wasserspiegel rund drei Meter tiefer als heute. Die Hütten der Siedler standen die längste Zeit des Jahres über auf dem Trockenen, nun mußten aber die Archäologen Tauchgeräte umschnallen. Die Untersuchungen gingen 1991 und 1992 weiter. Rasch ermittelten die Taucharchäologen die genaue Stelle des Pfahlbaurdorfes. Durch den regen Badebetrieb und durch Abspülungen war die bis dahin im Seegrund geschützte Siedlung aufgedeckt worden. Die Kulturschichten wurden vom Wasser allmählich abgetragen.

Insgesamt lagen an dieser Stelle sechs Kulturschichten übereinander. Die untersten zwei gehörten der Pfyner Kultur an. Der namengebende Fundort dieser jungneolithischen Kultur, Pfyng, liegt im Schweizer Kanton Thurgau. Am interessantesten ist die älteste, also die unterste Kulturschicht, die der älteren Pfyner Kultur zugerechnet und an den Beginn des 4. Jahrtausends vor Christus gestellt wird. Als ältestes Datum ist bisher 3861 v. Chr. ermittelt worden. Die ältere Pfyner Kulturschicht ist rund 30 Zentimeter dick und stellenweise von drei Brandhorizonten durchzogen. Es sind schwarze, mit Holzkohlestückchen gespickte Aschenbänder. Der Archäologe ersieht daraus, daß es in dem Pfahlbaurdorf mindestens dreimal zu verheerenden Bränden gekommen war, denen mehrere Häuser oder gar große Teile des Uferdorfes zum Opfer gefallen waren. Die Brandgefahr beim unachtsamen Umgang mit dem Feuer war bei den im wesentlichen aus Holz, Rutengeflecht und Lehm bestehenden Hütten groß. Auch der verhängnisvolle Einfluß von Naturgewal-

ten, Böen, die Funkenflug auslösen, oder Blitzeinschlägen können als Ursache für die Schadfeuer nicht ausgeschlossen werden.

Wandschmuck – fast 6000 Jahre alt

Aus der untersten Brandschicht bargen die Taucharchäologen Fragmente von Henkelkrügen und dünnwandigen, unverzierten Keramiktöpfen sowie Brocken vom Lehmverputz der Hüttenwände. Die Wandstücke waren zum Teil mit weißer Farbe verziert. Sie kamen am westlichen Ende der Pfyner Siedlung zum Vorschein, wo ein Haus gestanden war, dessen eine Wand wohl als Ganzes umfiel. In einem Streifen von neun Meter Länge parallel zum Ufer stießen die Archäologen auf eine Häufung von Wandverputzstücken, die auf der Rückseite häufig noch die Abdrücke des Flechtwerks trugen, mit dem die Hauspfosten verbunden waren und das als Dichtung und als Haftgrund für den Lehmverputz gedient hatte. Manchmal zeichneten sich auch die Rundhölzer der Wand im Lehm ab. Diese Abdrücke geben den Archäologen Anhaltspunkte dafür, wie und wo das Verputzstück an der Wand gelegen war, waagrecht oder senkrecht, oben oder unten. Zum Hütteninneren zu war der Wandbewurf glatt-

gestrichen und mit weißer Farbe bemalt. Doch war die Wand nicht flächig getüncht, sondern mit einzelnen unterschiedlichen Ornamenten verziert: mit Linien und Punkten, Kreuzschraffur und gefüllten Dreiecken. Da die Fundlage der mehr als einhundert geborgenen Wandfragmente genau eingemessen und festgehalten wurde, hofft Dr. Schlichtherle, die Ornamentik der Wand wie in einem Puzzle rekonstruieren zu können.

Die Bemalung der Wand mit einer weißen Farbpaste hebt ein Haus sicher aus der Menge der übrigen heraus. Doch ist farbige, meist weiße Bemalung gewiß nichts Einmaliges in der Jungsteinzeit. Schon bei der ältesten Bandkeramik vor 7000 Jahren sind weißgetünchte Hüttenlehmreste gefunden worden. Winkelbänder aus roten, weißen und gelben Streifen haben ein Haus in der mittelpaläolithischen Siedlung von Heilbronn-Neckargartach geschmückt. In Pfahlbausiedlungen sind solche Funde bisher jedoch noch nicht gemacht worden.

Das wirklich Überraschende und für die Forscher wahrhaft Aufregende am Fundort Ludwigshafen-«Seehalde» aber sind unverkennbar weibliche Attribute, mindestens vier Paar außerordentlich naturalistisch aus Lehm geformte Brüste. Sie sind nicht ganz lebensgroß, mit weißen Tupfen besprenkelt,



Unter Wasser mißt der Taucher die Funde genau ein und zieht mit gelbem Stift auf einer Plexiglasplatte die Konturen der verschiedenen Kulturschichten und Funde sorgfältig nach. Erst die präzise Dokumentation, die vor Ludwigshafen auch bei den einzelnen Wandfragmenten vorgenommen wurde, erlaubt den Archäologen dann bei der Auswertung, die Zusammenhänge richtig zu erkennen.

und ragten etwa zehn Zentimeter aus der Hüttenwand hervor. Die Brüste waren nicht nachträglich an der Wand befestigt worden, sondern zusammen mit ihr an einem Stück geformt. Brustförmige Lehmreliefs an Wänden sind auch aus Bodman-Weiler, auf der gegenüberliegenden Seite des Sees, und aus Thayngen-Weier (Kanton Schaffhausen), vom Goldberg im Nördlinger Ries und vom Erdwerk in Heilbronn-Klingenberg bekannt. Doch alle diese «Brustbuckel» sind weit weniger realistisch gestaltet und nur mit mehr oder weniger Phantasie so zu deuten. In verkleinerter Form prangten Brüste auch auf «gynäkomorphen» – griechisch: mit weiblichen Formen gestalteten – Tongefäßen, die am Bodensee mit der Pfyner Kultur und in der Westschweiz mit der Cortaillod-Kultur – Cortaillod liegt am Neuenburger See – in Verbindung stehen und aus früherer Zeit von neolithischen Kulturen im Donauroum bekannt sind. Die Formtreue ist dabei offenbar recht unterschiedlich, was sich in den Bezeichnungen «Knubben», «Lehmbollen» und «Brustpaar» niederschlägt.

Busen-Verwandtschaften

Mit der Bemalung der Wände und mit dem augenfälligen «Brust-Schmuck» scheint das Pfyner Pfahldorf von Ludwigshafen räumlich wie zeitlich eine Brückenfunktion innezuhaben. Im südanatolischen Çatal Hüyük sind Häuser ausgegraben worden, deren Wände mit Bemalung und Reihen von Brüsten verziert waren. Diese Befunde werden mit dem Radiokarbon-Meßverfahren auf etwa 6380 v. Chr. datiert. Funde und Befunde vom Balkan, aus Bulgarien und Rumänien, liegen räumlich und zeitlich schon näher: um 4500 v. Chr. Bei den osteuropäischen Brustdarstellungen fällt aber auf, daß die sekundären weiblichen Geschlechtsmerkmale meistens zu Skulpturen gehörten, also nicht für sich allein geformt waren. Auch in Ludwigshafen-«Seehalde» gibt es einzelne Fragmente von Lehmplastik, zu denen die aufgefundenen Brüste gehört haben könnten, vermutet Dr. Schlichtherle.

Auch im europäischen Nordwesten, in Frankreich und in Großbritannien, sind im Verbreitungsgebiet der Megalithkultur in Gräbern einzelne Brustpaare gefunden worden. Die Erscheinungsform «Skulptur mit Busen» wird dort durch Statuetten-Menhire in Frankreich belegt. Dabei ist oft der Leib nur angedeutet, die Brüste sind aber sehr deutlich geformt. Frauenfiguren ohne Kopf, aber mit Brüsten, dem für den gedachten Zweck offenbar «Wesentlichen», finden sich gleichfalls im Südosten. Schließlich weist die Bemalung der Wände von Steinkistengrä-



Rund hundert Fragmente von der Innenwand des Kultraumes haben die Taucharchäologen des Landesdenkmalamts vor Ludwigshafen aus dem See geborgen. Sie sind mit unterschiedlichen Ornamenten in weißer Farbe verziert: Striche und Punkte, Dreiecke und an Pflanzen erinnernde Motive.





Oben: Nicht ganz lebensgroß ist diese mit weißen Farbtupfern versehene Brust aus Ton, die in der «Pfahlbau»-Siedlung Seehalde vor Ludwigshafen zum Vorschein kam.

Unten: Recht naturalistisch gestaltet ragte diese Ton-Brust etwa acht Zentimeter aus der Wand des Kultraumes hervor.



bern der Megalithkultur in Mitteldeutschland Ähnlichkeiten mit dem Ludwigshafener Befund auf. Das eigenartige Haus mit den vielen Brüsten – man kann davon ausgehen, daß bisher nur ein Teil von ihnen gefunden ist – beschäftigt natürlich die Wissenschaftler. Was war das für ein Haus, das übrigens nicht größer ist als andere Pfahlbauten: etwa 6 mal 4 Meter? Die Ausbreitung der Wandfragmente auf neun Meter Länge mag durch die Streuung beim Umfallen der Wand entstanden sein. Anzunehmen, in diesem Haus habe ein jungsteinzeitlicher Kunstsammler und Busenfreund oder gar ein Busenfetischist gelebt, ist sicher abwegig. Vielmehr legen Vergleichsbeispiele aus Jugoslawien und aus dem türkischen Çatal Hüyük, aus der Ukraine und aus Rumänien, wo solche Räume besser erforscht sind, den Schluß nahe, daß es sich auch hier um einen Kultraum gehandelt hat. Das bedeutet dann, daß die Religionsausübung so fest im Leben der Dörfler von Ludwigshafen etabliert war, daß Kult-handlungen einen festen Platz einnahmen, daß dafür eigens ein Kulthaus, eine Art Tempel, gebaut worden war. Die Institutionalisierung und der Organisationsgrad lassen bei den Kultfunktionen auch eine personale Spezialisierung erwarten. In der Tatsache scheint das Kulthaus der jungsteinzeitlichen Dorfgemeinschaft dauerhaft bewohnt gewesen zu sein. Netzteile und Netzsenker, die in unmittelbarer Nähe gefunden wurden, sind Anzeichen für den Fischfang, von dem sich der Bewohner des Hauses, eine Art Schamane, ernährt hat. Im europäischen Osten sind Kulthäuser, zumindest in Teilen, bewohnt gewesen.

Kultisches, nichts Griffiges

Mit der Deutung als Kulthaus eröffnet sich ein weites Feld der Spekulation. Welcher Kult, welcher Glaube, welche Riten mögen sich damit verbunden haben? Der Wissenschaftler hat Schwierigkeiten, das religiöse Leben in prähistorischer Zeit zu ent-rätseln. Denn für uns heute erkennbar ist nur, was sich in unverwechselbaren materiellen Resten dokumentiert. Schriftquellen oder auch nur sprechende Illustrationen gibt es ja nicht. *Religion ist der im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln betätigte Glaube an das Dasein übernatürlicher, persönlicher oder unpersönlicher Mächte, von denen sich der Mensch abhängig fühlt, die er für sich zu gewinnen sucht oder zu denen er sich zu erheben trachtet*, formulierte der Tübinger Religionswissenschaftler Helmuth von Glasenapp. Denken, Fühlen und Wollen hinterlassen aber keine Spuren, und das Handeln ist allenfalls in den Ergebnissen greifbar. Bei der Ausdeutung



Von schwimmenden Arbeitsplattformen aus erforschen die Taucharchäologen die prähistorischen Fundstellen im Wasser. Links eine Badeinsel.

muß deshalb auf die Grundzüge menschlichen Verhaltens und auf Beispiele aus der Ethnologie zurückgegriffen werden.

Mag der Boden, auf dem man sich dabei bewegt, auch schwankend sein: Daß es Religion in der Jungsteinzeit gegeben hat, ist so sicher wie das sprichwörtliche Amen in der Kirche. Denn Religion ist eine Sache des Gefühls, des Sich-eins-Fühlens mit dem Kosmos, das dem Jungsteinzeit-Menschen noch näher gelegen hat als uns heute, aber auch des Verstandes. Es ist der Versuch, die Welt intellektuell zu bewältigen. Wer diese Fähigkeit dem Menschen von vor knapp 5900 Jahren nicht zutraut, tut ihm einfach unrecht. Religion entspringt auch aus der Furcht vor überirdischen Mächten, an unerklärliche Naturereignisse ausgeliefert zu sein, die den Menschen damals unmittelbarer und häufiger bedrohten als heute, sowie dem Bestreben, etwas gegen die unsichtbar dräuenden Gefahren zu tun, die Götter oder Geister zu besänftigen. Unübersehbar steht dabei im Hintergrund die existentielle Beschäftigung mit dem Werden und Vergehen, mit Geburt und Tod.

Die Fruchtbarkeit ist weiblich

Mit dem Übergang von der Wirtschaftsform des Jäger- und Sammlertums der Alt- und Mittelsteinzeit

zu Ackerbau und Viehzucht in der Jungsteinzeit gewinnt der Gedanke an die Fruchtbarkeit erheblich an Gewicht. Die neolithischen Bauern wählen sich die nährstoffreichsten, fruchtbaren Böden aus. Der reiche Ertrag der Felder, für den man nun selbst etwas tun muß, bestimmt über Wohl und Wehe, garantiert das Überleben und vielleicht sogar Wohleben. Acker- und Gartenbau ist weithin Sache der Frauen. Es war wohl auch nicht der jagende Mann gewesen, sondern die Beeren und Pflanzen sammelnde Frau, die mit ihren botanischen Beobachtungen und Kenntnissen den Übergang zum Pflanzenanbau angeregt hatte. Die Fruchtbarkeit der Erde, das nährende Element wird deshalb schon früh mit dem weiblichen Geschlecht in Verbindung gebracht.

Die Mutter als Trägerin der Fruchtbarkeitskraft und als Amme wird im kultischen Bereich zur Fruchtbarkeitsgöttin und Muttergottheit. In zahlreichen vorgeschichtlichen Kulturen hat der Göttinnen-Kult einen hohen Stellenwert. Solche Gottheiten sind als «Große Göttin», «Große Mutter» (Magna Mater), als «Erdmutter», Ackerbaugöttin oder einfach Fruchtbarkeitsgöttin von Mesopotamien über die Türkei und den Mittelmeerraum, den Balkan und Osteuropa bis zum Atlantik nachzuweisen. Die Brust der Nährerin steht dabei pars pro toto, als Symbol.

Welche kultischen Handlungen in Ludwigshafen damals vollzogen wurden, zur Zeit der Aussaat und der Ernte vielleicht, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch dürfte dabei ein Räuhergefäß verwendet worden sein, ein Krug, von dem – nicht zufällig – mit einem Brustpaar versehene Scherben gefunden wurden und in dessen Innerem sich Reste von Birkenteer erhalten haben.

Ungelöste, vielleicht unlösbare Fragen wirft auch die Vielzahl von Brüsten auf. Verteilen sie sich auf die Göttin selbst und auf einen Chor von Mädchen und Frauen, die sie helfend begleiteten? Oder hatte jede Sippe im Dorf ihr eigenes Idol in dem Kultraum? Bildeten die Brüsten an der Wand eine Ahnengalerie der Sippe? Manche Wissenschaftler setzen für diese Zeit eine mutterrechtlich geprägte Gesellschaft voraus – jedoch kein Matriarchat! –, in der die Abstammung von der (Sippen-)Mutter zählte, weil sie die allein sicher nachweisbare war. Hat man dieser weiblichen Ahnen an der Wand bei bestimmten Anlässen gedacht, ihren Segen und ihre Kraft erlebt? In der Mythologie hat die Muttergotttheit oft noch ein zweites Gesicht: Sie verkörpert auch den Tod, das Vergehen als notwendiges Gegenstück des Entstehens.



Keramikscherbe mit dem typischen Lutzengüetle-Dekor, aus Hornstaad-Hörnle.

Mehrdeutig ist auch die Bemalung mit weißer Farbe. Weiß gilt generell als Farbe des Kultes. Weiß symbolisiert das Reine, das Zaubergefeite, ist die Farbe des Geheimnisvoll-Dämonischen. Weiß sind die Ornamente an der Wand des Kultraums. Was die Körperbemalung angeht, also die weißen Tupfen auf den Brüsten, so kennt der Ethnologe solche Beispiele für Trauerbemalung. Hier an die Verbindung der Fruchtbarkeits- mit der Todesgöttin zu denken, liegt nahe. Aus der Obad-Kultur in Mesopotamien (um 4500 v. Chr.) gibt es Mutterfiguren,

deren Oberkörper mit Punkten dekoriert sind. An das Animalische des Menschen, an das Eins-Sein mit der Natur denkt auch Goethe, wenn er aus späterer Sicht feststellt: *Bemalung und Punktierung der Körper ist eine Rückkehr zur Tierheit.*

Die weiß punktierten Brüste im Kultraum lassen aber auch andere Deutungen zu. Ob der Kultraum im Pfahldorf von Ludwigshafen nicht ein Ort von Initiationsriten gewesen war? Mit einer Zeremonie wird der Mensch ja bis heute in einen wichtigen Lebensabschnitt, in einen neuen Stand, einen Bund oder eine Gemeinschaft aufgenommen. Weiß ist die Farbe der Unschuld und Jungfräulichkeit. Wurde der Kultraum als eine Art «Hochzeitszimmer» benutzt, wo das Mädchen in den Stand der Ehefrau überwechselte und von der neuen Sippe aufgenommen wurde? Forschern ist aufgefallen, daß die Brüste an der Wand einen weniger ammenhaft-fülligen als jugendlichen Eindruck machen. Die «weiße Frau» in der Mythologie – nicht der Schloßgeist jüngerer Epochen! –, die von Glück und Kinderseggen kündigt, könnte eine Nachfahrin dieser Vorstellung sein. Das Begründen einer neuen Familie ist traditionell mit einem Rückblick auf die Ahnen, mit Totengedenken und Totenverehrung verbunden. Die «Neue» wird bei den Initiationsriten auch den Vorfahren «vorgestellt»; sie bittet sie darum, ihre Fähigkeiten auf sie zu übertragen, namentlich die Fruchtbarkeit. Und damit werden wieder Anklänge an den Kult der Fruchtbarkeits- und Todesgöttin erkennbar. Aber: Nichts von alledem läßt sich mit Sicherheit sagen, gar hieb- und stichfest beweisen.

Zum Kulthaus die Kultkeramik

Mit dem weiten Bereich des Kultischen hat auch die «Lutzengüetle»-Keramik zu tun, glaubt Helmut Schlichtherle. Diese spezielle Keramik war erstmals 1940 im liechtensteinischen Alpenrheintal bei nicht sehr wissenschaftlichen Grabungen zum Vorschein gekommen und hatte den großen Schweizer Archäologen Emil Vogt 1954 bewogen, darin eine eigenständige «Kultur» zu erkennen. Die «Lutzengüetle»-Keramik stellt die Wissenschaft aber bis heute vor ungelöste Probleme. Immer wieder haben Archäologen versucht, mit spitzfindigen Argumenten dieser «Kultur» einen festen Platz im zeitlichen Ablauf der jungneolithischen Kulturen zuzuweisen. Viel Schweiß der Edlen wurde vergossen, ohne daß bisher eine völlig widerspruchsfreie, überzeugende Lösung gefunden worden wäre. Auffälligerweise sind es immer nur wenige Stücke, die gefunden werden – in Oberschwaben und am Federsee, am Zürichsee und am Bodensee.

Die Gefäßformen, besonders der flache Boden, erinnern an Vergleichbares im Donaauraum und in Osteuropa, die Zierformen und die Verzierungstechnik – Ritzungen in den schon harten Lehm – finden in Norditalien ihre Entsprechungen. Vergesellschaftet finden die Archäologen die «Lutzengüetle»-Keramik mit Funden zweifelsfrei anderer Kulturen des frühen Jungneolithikums: Mit Wauwil und Egolzwil (beide Kanton Luzern) sowie mit Cortailod, mit Schussenried (beim Federsee in Oberschwaben), Michelsberg (bei Bruchsal), Hornstaad (am Bodensee) und Pfyn. Damit streut diese Keramik über mehrere Jahrhunderte. Helmut Schlichtherle vermutet nun, daß die «Lutzengüetle»-Keramik gar keine eigenständige Kultur repräsentiert, sondern – die Ornamente auf der Wand des Ludwigshafener Kultraumes sind denen der Keramik verblüffend ähnlich – eine spezifische Funktionskeramik im kultischen Bereich ist, die sich durch das Zusammentreffen von Einflüssen aus dem donauländisch-mitteleuropäischen Raum und aus Südeuropa gebildet hat. Dies erklärte dann die räumliche Verbreitung und die zeitliche Erstreckung auf die verschiedenen, hierzulande anzutreffenden jungneolithischen Kulturen.

Der Einfluß aus dem Bereich südlich der Alpen läßt sich noch an einer botanischen Eigentümlichkeit ablesen: Nicht der Spelzweizen, wie hierzulande üblich, sondern der Nacktweizen – der Hartweizen, aus dem italienische Spaghetti gemacht sind – ist von den Dörflern am Bodensee angebaut worden. Ludwigshafen könnte nun der Schlüssel zur Lösung des «Lutzengüetle»-Rätsels werden. So stillt das Haus mit den vielen Brüsten noch in ganz anderer Hinsicht den Wissensdurst der Archäologen.

In einem dritten Punkt erweisen sich die taucharchäologischen Sondagen auf der «Seehalde» ebenfalls als wissenschaftlich ergiebig. Unter den sechs Kulturschichten, die man dort angetroffen hat, gehört eine, ganz im Westen gelegen, der späten Schnurkeramischen Kultur an, die ihren Namen von der Verzierung der Tongefäße trägt, welche Abdrücke von Schnüren zeigen. Es ist dies das erste Mal, daß diese endneolithische Kultur am Bodensee sicher nachgewiesen werden konnte. Holzpfähle aus dieser Schicht sind im Dendrochronologischen Labor der Hemmenhofener Arbeitsstelle des Landesdenkmalamts von Dr. André Billamboz in die Jahre um 2420 v. Chr. datiert worden. In jener Zeit also wurden die Häuser der Schnurkeramiker errichtet.

Noch etwas jünger sind die beiden obersten Kulturschichten auf der «Seehalde». Sie gehören der Bron-



Zeichnung einer flachbodigen Schüssel der Lutzengüetle-Keramik, die in Fragmenten in Hornstaad-Hörnle ausgegraben wurde. Durch die Knubben am Rand der Schüssel konnte eine Schnur gezogen werden, an der das Gefäß aufgehängt wurde.

zezeit an. Dendro-Daten sind dafür noch nicht ermittelt, doch lassen sich die Funde, zwei typische gehenkelte Becher und in charakteristischer Weise zimmermannstechnisch bearbeitete Pfähle, in die Frühbronzezeit (um 2000 v. Chr.) datieren. Frühbronzezeitliche Siedlungen sind in unserem Lande sehr selten. Deshalb verwundert es, daß ganz in der Nähe, nur etwa zwei Kilometer südöstlich von Bodman-Schachen, nun ein zweites Dorf aus dieser Epoche entdeckt wurde. Ob die beiden Siedlungen gleichzeitig existierten oder, was wahrscheinlicher ist, nacheinander bestanden haben, müssen erst Untersuchungen ergeben. Die oberste der beiden bronzezeitlichen Kulturschichten in Ludwigshafen-«Seehalde» ist nochmals um rund 400 Jahre jünger.



Fundstellen der Pfyner Kultur und der Frühbronzezeit am deutschen Ufer im Gebiet des westlichen Bodensees.

HEINZ BARDUA (u. a.): **Stuttgart, die Stadt in der wir leben.** Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1992. 224 Seiten mit über 400, meist farbigen Abbildungen. Gebunden DM 39,80

EVA WALTER und THOMAS PFÜNDEL: **Das große Stuttgart-Buch.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 160 Seiten mit 255 Farbabbildungen. Gebunden DM 74,-

ANDREAS BRUNOLD: **Verkehrsplanung und Stadtentwicklung. Die städtebauliche Entwicklung des Stuttgarter Bahnhofsgeländes – eine Fallstudie.** (Stuttgarter Studien, Band 4). Silberburg-Verlag Tübingen 1992. 310 Seiten mit 79 Abbildungen. Broschiert DM 49,-

CHRISTINE BREIG: **Die «Falterau» in Stuttgart-Degerloch. Baugeschichte einer Arbeitersiedlung.** (Stuttgarter Studien, Band 5). Silberburg-Verlag Tübingen 1992. 197 Seiten mit 392 Abbildungen. Broschiert DM 38,-

ULRICH GOHL: **Gesichter ihrer Zeit. Unbekannte Stuttgarter Bau- und Kulturdenkmale.** Silberburg-Verlag Tübingen 1992. 88 Seiten mit 60 Abbildungen. Broschiert DM 14,80

Großstadt zwischen Wald und Reben, so warb die Stadt Stuttgart einst in und außerhalb des «Ländles», und das entsprach seinerzeit auch ihrem angestrebten Image: Die Wälder und Rebstöcke als nette Staffage, dazwischen im Tal die glitzernde Großstadt, autogerecht, technikbegeistert, wirtschaftsstark, eben ein *Partner der Welt*. Daß die Stadt auch eine Vergangenheit hat, bedeutende Baudenkmäler besitzt, d. h. vor allem besaß, das hat man lange verdrängt; die Geschichte stand dem Fortschritt und dem Glauben an ihn eher im Wege. An markanten Beispielen für den unsensiblen Umgang der Stadt mit ihrer Geschichte fehlt es im Stuttgart der Nachkriegszeit nicht. Daß man im Kern der alten Stadt, unter dem Schillerplatz, eine Tiefgarage anlegte, ohne wenigstens auch nur eine Notgrabung durchzuführen, ist nur ein Beispiel unter vielen dafür, wie geschichtslos die Planer, Macher und Bürokraten geworden waren. Nachdem sich in den 80er Jahren – hervorgerufen durch ein immer deutlicheres Bedürfnis in der Bevölkerung – in Umrissen eine kleine Kurskorrektur anzukündigen schien – Geschichte war plötzlich «in» –, dreht sich nun das Rad bereits wieder rückwärts, oder besser gesagt: die Verantwortlichen haben bereits wieder auf «Augen zu und volle Kraft voraus» geschaltet. Die Wirtschaftskrise liefert den Vorwand, an der Kultur – und hier insbesondere an der Traditionspflege – spart man zuerst und besonders rigoros: Museen und das städtische Lapidarium werden geschlossen, das Stadtarchiv wird personell fast kastriert, die unermüdli-

chen Bemühungen und Leistungen des Archivleiters, Professor Paul Sauer, werden zwar gerne entgegengenommen, aber kaum honoriert.

In einem bemerkenswerten Gegensatz dazu steht das Phänomen, daß in den letzten Jahren die Zahl der Publikationen, die sich mit der Geschichte der Stadt beschäftigen, stetig wächst. Da diese von den Verlagen wohl auch daraufhin angelegt sind, verkauft zu werden, wird man aus ihrem Erscheinen auf ein ungebrochenes, ja wachsendes Interesse der Öffentlichkeit an der Geschichte schließen müssen. Gerade in der Krise hat und hatte die Rückbesinnung in besonderem Maße Konjunktur – im guten wie im bösen Sinne. Im folgenden sollen aus der reichen Palette der Veröffentlichungen des vergangenen Jahres einige Publikationen vorgestellt und kritisch beleuchtet werden.

Der erste Griff in das Regal der Neuerscheinungen fördert **Stuttgart, die Stadt in der wir leben** zu Tage. Gewiß, der Titel ist ein wenig träge, verheißt eher Langeweile und Banales denn eine Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart der Stadt. Doch bereits das erste Durchblättern nimmt überraschend viel Zeit in Anspruch. Der Band kann nicht – und will dies auch gar nicht – mit neuen Ergebnissen der Forschung aufwarten, sondern sammelt Beiträge teils namhafter Autoren – unter ihnen der verstorbene Hansmartin Decker-Hauff, Paul Sauer, Heinz Bardua, Jörg Biel – zu einem bunten und sehr informativen Kaleidoskop Stuttgart, eben «der Stadt, in der wir leben».

Zunächst sind die inneren, anschließend die äußeren Stadtteile – samt deren Wappen – vorgestellt. Es folgen auf 22 Seiten der Abschnitt *Die natürlichen Grundlagen*, nämlich die geologischen und geographischen Besonderheiten, Wetter und Klima, Umweltschutz, der Stuttgarter Wald. Der Bogen des sich anschließenden historischen Überblicks spannt sich auf 38 Seiten vom *Großwild und Urmenschen im Neckartal bei Cannstatt* bis hin zum Untergang des alten Stuttgart im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs, ergänzt durch 20 Seiten *Stuttgarter Baugeschichte*. Die noch verbleibenden 110 Seiten sind schließlich dem modernen Stuttgart gewidmet: *Eine Großstadt und ihre Aufgaben* (hauptsächlich zu Infrastruktur und Bildungseinrichtungen, aber auch die Ehrenbürger der Stadt fanden hier ihren Platz), *Verkehr*, ferner *Stuttgart – ein Wirtschaftsraum* (von der Landwirtschaft über die Industrie – und natürlich Daimler-Benz und Porsche – bis zu den Messen), *Freizeit und Erholung* sowie *Kultur und Kunst*.

Gerade die Kombination von Heimatkunde, Geschichte und Gegenwartsbeschreibung macht den besonderen Reiz des Bandes aus, wenn auch die eine oder andere

Auslassung so nicht ganz verständlich ist, etwa wenn das städtische Lapidarium keine Erwähnung findet. Doch wer erinnerte sich noch aus dem Heimatkundeunterricht an den geologischen Aufbau des Stuttgarter Kessels und der Höhenzüge? Wer fände nicht Interesse an den Stationen der Stadtgeschichte von den Urmenschen nahe den Schlammhängen des Neckars bei Cannstatt vor rund 250 000 Jahren bis zu den Ereignissen des 20. Jahrhunderts? Als besonders bemerkenswert wäre zu erwähnen, daß in dem Werk auch die Schattenseiten der Stadt – in Geschichte und Gegenwart – keineswegs ausgeklammert werden. Ein ehrliches und damit informatives Werk!

Erschien das besprochene Werk in bescheidenem Gewand – bis hin zur Wahl der Papiersorte –, so erscheint **Das große Stuttgart-Buch** von Eva Walter und Thomas Pfündel in einem ganz anderen Kleid. Bereits der Titel macht wahrhaft «große» Versprechungen, denen man aber nicht immer gerecht werden konnte. Der Schwerpunkt liegt ganz auf der Repräsentation. Die Information – und teilweise auch die gelebte Wirklichkeit – stehen hinter der Ästhetik zurück.

Die Gliederung des Bandes erfolgt gleichsam geographisch: *Im Zentrum* einsetzend, *Rund um die City*, dann *Am Neckar* fortgesetzt und *Auf der Höhe endend*, liefern die Autoren ein Portrait der Stadt in bemerkenswert schönen Bildern. Doch so technisch perfekt diese sind, so überästhetisiert, ja steril erscheinen diese auch mitunter. Überall herrscht Harmonie auf Glanzpapier, nirgends auch nur die Andeutung eines Zweifels, daß Stuttgart nicht der Garten Eden sein könnte. Und auch im Text muß man nach kritischen Tönen mit der Lupe suchen, um doch noch fündig zu werden. Ob man dies allerdings allein der Autorin und dem Fotografen anlasten muß, sei hier bezweifelt. Freut sich Oberbürgermeister Rommel in einem Geleitwort doch, daß *ein neuer Bildband die Schönheiten der Stadt preist*. Daß auch ihre Schattenseiten angeblich nicht verschwiegen werden, darf man hingegen als rhetorische Floskel betrachten. Sicherlich nicht der Feder der Autorin, die immerhin der Titel einer Doktorin der Geschichte ziert, entflossen sind die mitunter dümmlichen Bildunterschriften, die mit der Bezeichnung Ulrichs des Stifters als Gründer der Stadt Stuttgart zudem mindestens einen peinlichen Fehler bergen.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es die Stadt war, die wenigstens indirekt hinter dem Entstehen des zu besprechenden Werkes stand, das als repräsentatives Geschenk für offizielle Gäste und harmoniebedürftige Touristen nicht einmal schlecht sein muß. Wir Stuttgarter aber wissen, daß unser Stuttgart nicht ganz so «gschleckt» ist; und gerade darum lieben wir die Stadt. Oder wollen Sie in Disney-Land leben?

In besonderem Maße um die Herausgabe stadtgeschichtlicher bzw. stuttgartbezogener Literatur macht sich seit geraumer Zeit der Silberburg-Verlag verdient, in dessen Verlagsprogramm populärwissenschaftliche Publikationen neben ausgesprochen fachspezifischen Veröffentlichungen stehen. So beleuchtet der Verlag mit der inzwischen in fünf Bänden erschienenen Reihe *Stuttgarter Studien* insbesondere die Stuttgarter Architekturgeschichte

und die Erforschung der Geschichte der Stadtplanung in Württembergs Hauptstadt. Band 4 der Reihe ist nun dem besonderen **Verhältnis von Verkehrsplanung und Stadtentwicklung**, Zusammenspiel und Gegensatz in einem, gewidmet. **Anhand des Bahnhofsgeländes**, dessen teilweise Überbauung in unseren Tagen für viele Diskussionen sorgte und das Bild der Stadt nicht unwesentlich verändern wird, verfolgt der Autor die Entwicklung dieses stadtplanerisch äußerst sensiblen Bereichs der Stadtentwicklung seit Thourets Planungen zur Friedrichsvorstadt um 1806. Wesentliche Bedeutung kam in diesen Planungen bis in die Gegenwart hinein immer wieder dem baugrundfressenden, das Stadtbild prägenden Koloß Bahnhof zu. Seit der Planung und Gestaltung des ersten Bahnhofs noch in der Schloßstraße, über die immer wiederkehrende Diskussion – auch später noch und bis heute! – um eine Verlegung des Bahnhofs zum Rosenstein hin oder der nach 1900 dann tatsächlich erfolgten Verlegung an den heutigen Platz: Der Bahnhof stand immer im Mittelpunkt der Diskussion.

Gleichrangig interessiert sich der Autor für die Debatten um die Verkehrsplanung – und deren Umsetzung – in Stuttgart, die spätestens seit der Weimarer Republik im Gegensatz Eisenbahn/Straßenbahn-Individualverkehr kulminierten – und in der Realität sich in einer *systematischen Bevorzugung der Verkehrsplanung vor der Stadtplanung beziehungsweise des Individualverkehrs vor dem öffentlichen Nahverkehr manifestierten*. Die Studie hat somit eine politische Komponente, die nicht allen Lesern schmecken wird. Da Andreas Brunold aber seine Folgerungen im einzelnen historisch untermauern kann, die Vorgänge nicht selten auch durch die Logik des jeweils herrschenden politischen Systems – Monarchie, Nazi-Diktatur, Demokratie samt freier Marktwirtschaft – zu erklären vermag, wird man sich seinen Schlußfolgerungen, in Zukunft den Massenverkehrsmitteln bis hin zur Benachteiligung des Automobilverkehrs den Vorrang einzuräumen, nicht zu entziehen vermögen.

Gewisse formale Mängel, insbesondere die sehr verdichtete, sehr akademische Ausdrucksweise Brunolds, die den Kreis der Leser dieser verdienstvollen Studie bedauerlicherweise drastisch einschränken wird, seien erlaubt, nachgetragen zu werden. Mehr Sorgfalt oder besser mehr Rücksicht auf den Leser hätte man sich auch bei geographischen Hinweisen gewünscht. So werden die Bezeichnungen «Militärstraße» und «Schloßstraße» durcheinander benutzt, doch bezeichnen diese ein und dieselbe Straße. Kaum ein Leser wird heute mit der alten Militärstraße noch etwas anfangen können. Die Ortsbezeichnung, das neue Theater in Stuttgart sei *bei der Eberhardsgruppe* geplant worden, wird wohl nur von wenigen Stuttgartern auf Anhieb mit der Skulpturengruppe in den Anlagen in Verbindung gebracht werden, Auswärtige werden rasch weiterblättern. Auch vermag sich der Rezensent nicht zu erinnern, daß Württemberg jemals ein *ehemaliges Großherzogtum* gewesen sei.

Leider muß man auch dem Verlag – und ich gestehe, nicht zum erstenmal – in diesem Zusammenhang mangelndes Lektorat vorwerfen. Der Band ist erfreulicher-

weise mit vielen Plänen illustriert, ohne die das Verständnis sehr erschwert wäre. Wenn man aber – aus Kostengründen wohl, und damit verständlicherweise – die historischen Planzeichnungen fotokopiert anstatt fotografiert, sollte man auf bessere Kopierqualität achten und zudem die Pläne größer reproduzieren. Schwach kopierte Miniaturschrift ist schlicht verschenkter Raum. Dasselbe gilt für Schwarz-Weiß-Reproduktionen von ursprünglich farbig angelegten Plänen. Zudem steht ein Plan auf dem Kopf (Seite 71), ein anderer ist seitlich beschnitten (Schriftverlust, Seite 65).

Einer völlig anderen Sparte der Stadtentwicklung ist Band 5 der Reihe gewidmet. Bei der Arbeit von Christine Breig scheint es sich um eine Diplom- oder Magisterarbeit zu handeln, worauf der Dank an den betreuenden Hochschullehrer im Vorwort hinweist; genauer ist dies leider nicht ausgewiesen. Die Autorin hat sich der «**Falterau**» in **Degerloch** angenommen, immerhin der **ersten Baugenossenschaft von Arbeitern in Württemberg**. Deren Geschichte sind denn auch die ersten elf Seiten des Bandes gewidmet – leider nicht mehr, wie der Historiker bedauern wird. Auch erfolgt keine Einordnung der Genossenschaft – wie der Siedlung in genere – in das geschichtliche Umfeld, den genossenschaftlichen, reformerischen Selbsthilfegedanken, den sozialen Siedlungsbau à la Eduard Pfeiffer und andere. Es folgen vier Kurzestbiographien der beteiligten Architekten – warum und wie sie zur Planung der Arbeiterhäuser kamen, erfährt man leider nicht. 20 weitere Seiten sind der Entwicklung der vier Bauphasen gewidmet, bevor die Autorin die Hausfassaden einschließlich der Planzeichnungen der Architekten auf 44 endlosen und trockenen Seiten bis ins Detail beschreibt, um schließlich zu dem bemerkenswerten Schluß zu gelangen, es ließen sich *wenig Gemeinsamkeiten festmachen*, und zwischen den Bauten der zweiten bis vierten Phase gäbe es deren mehr als zwischen jenen und der ersten Phase. Nun ja.

In gleicher Weise werden sodann auf weiteren 38 Seiten die Grundrisse traktiert. Der *Funktionalität* der Gebäude, der Raumaufteilung, dem – ja wohl auch «geplanten» – Leben in ihnen, widmet Christine Breig daran anschließend nur ganze drei Seiten. Es folgt ein Vergleich der «Falterau» mit anderen Siedlungen der Zeit, um schließlich bei der Gegenwart und der spannenden Frage nach dem Denkmalschutz und dem Erhalt des äußeren Erscheinungsbildes der Siedlung, also dem praktischen Nutzen der Untersuchung anzulangen. Doch mehr als neun Seiten war diese Frage der Autorin nicht wert.

Für Prüfungsarbeiten steht den Studenten meist nicht sehr viel Zeit zur Verfügung. Die Autorin hat in dieser Zeit fleißig Material gesammelt, die Gebäude beschrieben und katalogisiert, insbesondere auch äußerst interessantes historisches Fotomaterial aufgetrieben. Für eine Drucklegung hätte man sich allerdings aus wissenschaftlicher Sicht eine nochmalige Überarbeitung der Arbeit und auch inhaltliche Ergänzungen gewünscht.

Ebenfalls noch der Kategorie «Denkmalschutz und Architekturgeschichte» zuzuordnen ist das Werk von Ulrich Gohl aus dem Programm des Silberburg-Verlags.

Die Publikation, ein vergleichsweise dünnes und flüssig lesbares Bändchen, stellt die zu dauerhafter Buchform geronnene Auswahl von **Beschreibungen eher unbekannter Stuttgarter Baudenkmäler** aus einer viel umfassenderen Artikelreihe der *Stuttgarter Nachrichten*, also aus dem Wegwerfmedium Zeitung dar. Das Bestreben des Journalisten, *ein bißchen Spaß an der Architektur zu vermitteln, manche anzuregen, mit offeneren Augen durch Stuttgart zu gehen, sowie zu sorgfältigerem Umgang mit überlieferter Bausubstanz anzustiften*, verdient Respekt und Anerkennung. In der Tat, Stuttgart ist nicht arm an *Details und versteckten Schönheiten*. *Sie sind zerbrechlich wie Glas – deshalb muß schonend und schützend mit ihnen umgegangen werden. Man erkennt das Besondere oft erst auf den zweiten Blick*, so Ulrich Gohl.

Eine Artikelserie in diesem Sinne in einer der großen Tageszeitungen Stuttgarts, von einem großen Leserkreis zur Kenntnis genommen, wird sicherlich manchem Stuttgarter – wie vom Autor gewünscht – die Augen geöffnet haben. Ganz so unbekannt, wie der Untertitel des Bändchens suggeriert, sind freilich viele der von Ulrich Gohl beschriebenen Gebäude seitdem nicht mehr. Der Vollständigkeit halber wird man hinzufügen müssen, daß bereits 1991 im Dietrich Reimer Verlag in Berlin das Taschenbuch «Stuttgart – ein Architekturführer» erschienen ist, in dem von den 24 von Gohl aus der Artikelserie ausgewählten Stationen 19 bereits Berücksichtigung fanden. Ulrich Gohls Beiträge heben sich aber von der eher architektur- und kunstgeschichtlichen Berliner Veröffentlichung durch den flüssigeren Stil und durch Hinzufügen einer erheblichen Portion Geschichte und Lokalkolorit ab.

Raimund Waibel

ALFRED HAVERKAMP (Hrsg.): **Friedrich Barbarossa. Handlungsspielräume und Wirkungsweisen des staufischen Kaisers**. (Vorträge und Forschungen, Band 40.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. 708 Seiten. Leinen DM 176,-

Von den Angehörigen des staufischen Herrscherhauses war Friedrich Barbarossa sicher der bekannteste und populärste, ja ist dies wohl bis zum heutigen Tage. Mit dem Namen des um 1123 Geborenen, der zur einen Hälfte Staufer, zur anderen Welfe war und 1147 Herzog von Schwaben, fünf Jahre später deutscher König und 1155 Kaiser wurde, verknüpfen sich «große Taten» ebenso wie anekdotische Geschichten oder Sagen. Seine Aussöhnung mit den Welfen, die Ausgliederung Österreichs aus dem Herzogtum Bayern, seine Auseinandersetzung mit dem Papst, den oberitalienischen Städten und seinem Vetter Heinrich dem Löwen, seine Kreuzzüge und sein Ende füllten die Geschichtsbücher, führten zu Sagen und Geschichten um die legendäre Gestalt, die im Kyffhäuser der neuen deutschen Herrlichkeit harret.

Der 800. Todestag – Friedrich ertrank am 10. Juni 1190 beim Baden im Fluß Saleph in Kleinasien – bot den Anlaß einer erneuten Beschäftigung mit dem staufischen Herr-

scher. Zwar ist in den letzten 150 Jahren eine riesige Menge an Literatur über Friedrich Barbarossa erschienen, doch wurde dort manches allzu oft nur durch die nationale Brille gesehen, manche Frage gar durch eine nationale Verherrlichung verstellt. So griffen im Herbst 1989 und im Frühjahr 1990 zwei Arbeitstagungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte das Thema «Barbarossa» auf. Dies war um so gebotener, nachdem in den letzten Jahrzehnten einige Editionen, vor allem die abgeschlossene Veröffentlichung der Diplome (Urkunden), die Forschungsgrundlage verbessert hatten und neue Fragestellungen und andere Methoden, auch neue Aussagen erwarten ließen. Zusätzlich öffnete und erweiterte die internationale und fächerübergreifende Beteiligung an den Tagungen – deutsche, französische, englische, italienische und slawische Historiker, Literaturwissenschaftler, Byzantinisten und Kunsthistoriker waren dabei – den Blick für die Dimension deutscher und europäischer Geschichte hin zur Universalgeschichte des 12. Jahrhunderts.

Der vorliegende Band nun faßt die bei den Tagungen gehaltenen Vorträge und Diskussionsergebnisse in 22 Aufsätzen zusammen. Er beginnt mit fünf Beiträgen zum Thema *Kreuzzug, Italien und Burgund*, es folgen fünf Untersuchungen zu den Randzonen im Regnum Teutonicum – Lothringen, Maasgebiet, die Länder der oberen Adria und Dänemark. Im dritten Kapitel behandeln zwei Aufsätze die Beziehungen Barbarossas zum deutschen Reichsepiskopat und das Verhältnis von Heinrich dem Löwen zu den sächsischen Bischöfen. Das vierte Kapitel ist mit drei Beiträgen dem Thema *Städte, Wirtschaft und Verwaltung* gewidmet. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit zeigt sich am ergiebigsten und fruchtbarsten im letzten Kapitel, das unter dem Stichwort *Kultur, Bildung und höfisches Leben* sieben Aufsätze bündelt.

Die «Handlungsspielräume», die der Band aufzeigen will, umfassen den geographischen Raum von Lübeck bis Rom, von der Maas und Saone bis Posen und Wien, ja bis ins Heilige Land; sie umfassen aber auch andere Rahmenbedingungen des kaiserlichen Handelns wie etwa die wirtschaftlichen, religiös-kirchlichen, gesellschaftlichen oder zivilisatorisch-kulturellen Faktoren, wobei auch hier differenziert wird nach regionalen Besonderheiten und dem zeitlichen Wechsel. Bei den «Wirkungsweisen», dem zweiten Leitthema des Bandes, geht es den Herausgebern vor allem um die Instrumentarien und die Formen politischen Handelns, wobei hier auch eingegangen wird auf Wirkungen, die gar nicht beabsichtigt waren, seien es kurz- oder langfristige.

Obwohl die Bereiche Kirche–Religion und Kunst zu kurz gekommen sind, bietet der Band einen guten Gesamtblick auf die Barbarossa-Zeit. In ihm wird nicht nur der bisher publizierte Forschungsstand zusammengefaßt, in ihm werden auch zahlreiche neue Forschungsergebnisse erstmals veröffentlicht. Beispielhaft genannt werden kann der Beitrag von Rudolf Hiestand über die letzten Jahre des Kaisers, die ganz von den Vorbereitungen zum Kreuzzug ins Heilige Land bestimmt waren. Überzeugend zeigt der Autor, wie «professionell» Friedrich das organisatori-

sche und logistische Problem, wohl überhaupt das größte, das ein Herrscher im 12. Jahrhundert je in Angriff nahm, in den Griff bekam, und wie er die Kreuzzugs-idee nutzte, um sein Ansehen und das des Reiches zu mehren, ja um damit über Reichsitalien hinaus an das antike Imperium Romanum anzuknüpfen, Lehensbeziehungen zu Serbien, Armenien und Antiochien aufzunehmen.

Wilfried Setzler

MAREK HALUB: **Das literarische Werk Gustav Schwabs.** (Acta Universitatis Wratislaviensis No 1467). Germanica Wratislaviensia CI. Wrocław (Breslau) 1993. 183 Seiten. Kartoniert DM 18,50. (Erhältlich über die Geschäftsstelle des Schwäbischen Albvereins Stuttgart)

Schon die Tatsache, daß ein polnischer Germanist sich intensiv mit dem schwäbischen Dichter beschäftigt, zeigt das hohe Interesse, das dieser auch heute noch wecken kann. Gustav Schwabs Bedeutung wird erst recht bei der Lektüre des trotz großer wissenschaftlicher Gründlichkeit im allgemein verständlichen, flüssigen Deutsch verfaßten Buches offenbar, das alle Seiten seines vielfältigen Wirkens behandelt. *Der Dichter – Redakteur und literarischer Mittler – Der Jugendschriftsteller – Herausgeber und Übersetzer – Literaturkritiker und Schiller-Biograph – Der Verfasser von Reiseführern*, so lauten die Überschriften der Kapitel, wozu sich noch ein abschließendes über Schwabs Stellung in der deutschen Literatur und ein umfangreiches Literaturverzeichnis gesellen.

Schwabs wichtige Rolle als Förderer junger Dichter, als Mittler und Wiedererwecker literarischer Schätze, allen voran der *Sagen des Klassischen Altertums*, wird eindringlich herausgearbeitet. Aber auch der Dichter und Verfasser von Reisehandbüchern erfährt eine umfassende Darstellung. Gerade diese letztere Seite von Schwabs Werk vermag uns in besonderem Maße anzusprechen, behandeln doch die Reisebücher – *Neckarseite der Schwäbischen Alb – Bodensee – Wanderungen durch Schwaben* – wichtige Teile unseres Landes; und trotz ihres weitgespannten Themenkreises haben hier auch die meisten Balladen Gustav Schwabs ihren Schauplatz. *Besonderes Talent besitzt er für die Ballade, und er hat die heimischen Sagen in dieser Form aufs erfreusamste besungen*, schrieb der als «Antipode» der schwäbischen Romantiker allzuoft einseitig zitierte Heinrich Heine.

Der polnische Autor weist nach, daß Gustav Schwab trotz seiner tiefen Verwurzelung im protestantisch geprägten altwürttembergischen Bildungsbürgertum und in der heimischen Landschaft alles andere als *ein Schwabe im Winkel* war, sondern eine weltoffene, umfassend gebildete und tätige Persönlichkeit mit vielfältigen Beziehungen zu zahlreichen Größen seiner Zeit, weit über die schwäbischen und deutschen Grenzen hinaus. Möge Haubs Schrift – es ist die bedeutendste, die es über Schwabs Werk gibt! – in der Heimat des Dichters die gebührende Beachtung finden.

Hans Mattern

AXEL KUHN (Hrsg.): **Volksunruhen in Württemberg 1789–1801.** (Aufklärung und Revolution. Beiträge zur Geschichte des bürgerlichen Zeitalters, Band 2). Friedrich Frommann Verlag Stuttgart 1991. 369 Seiten. Gebunden DM 38,-

Wer sich eingehender mit der württembergischen Landesgeschichtsschreibung befaßt, dem dürfte u. a. das Nebeneinander von «populären», zum Teil noch dynamisch orientierten Werken einerseits und hoch spezialisierten Arbeiten andererseits auffallen. Während diese meist als Dissertationen entstehen, wollen jene dem Leser einen allgemeinen Überblick bzw. Leitfaden an die Hand geben. Hinzu kommt die Ortsgeschichtsschreibung als drittes «Genre». Dem aufmerksamen Leser dürfte aber auch nicht entgangen sein, daß sich gerade in jüngster Vergangenheit die Versuche mehren, diese eingefahrenen Bahnen zu verlassen.

Ein bemerkenswertes Beispiel für die Suche nach einem *neuen Weg* (Seite 11) ist der jetzt vorliegende Sammelband, der 1990 im Rahmen eines Projektseminars am Historischen Institut der Universität Stuttgart entstand; er versucht gleichsam spartenübergreifend Auswirkungen der Französischen Revolution im Herzogtum Württemberg aufzuspüren.

Inspiziert vom «Bicentenaire» der Französischen Revolution und den Vorarbeiten des für seine mit Studenten durchgeführten Archivprojekte bekannten Seminarleiters Axel Kuhn am Ludwigsburger Gefangenenregister, machten sich die zehn Teilnehmer daran, *das Ausmaß der Unzufriedenheit in der württembergischen Bevölkerung* (Seite 44) zwischen 1789 und 1801 näher zu beleuchten. Grundlage für dieses Vorhaben war mithin die Feststellung einer durch Beamtenwillkür und Filz hervorgerufenen Unzufriedenheit in der Bevölkerung, die vor dem Hintergrund der Ereignisse in Frankreich sowie an der Westgrenze des Alten Reiches für ein revolutionäres Klima auch in Württemberg sorgten. Die aus Freudenstadt, Nagold, Möckmühl, Tuttlingen, Ehningen, Stuttgart, Knittlingen, aber auch aus Pforzheim und Heilbronn angeführten Beispiele belegen dies eindrucksvoll. Die Beiträge verstehen es zudem, das «Krisenmanagement» der herzoglichen Regierung quellennah zu beschreiben, wodurch dem Leser gleichsam nebenbei Einblicke in den Zustand der württembergischen Verwaltung am Ende des 18. Jahrhunderts gegeben werden. Freilich hätte man sich in dem einen oder anderen Fall die nochmalige Überarbeitung etwas schiefere Interpretationen vor der Drucklegung gewünscht, zumal diese auf Lesefehler oder schlichte Unkenntnis der württembergischen Verwaltungspraxis zurückgehen. Dies schmälert jedoch keinesfalls die überwiegend positiv zu bewertenden Ergebnisse dieses Versuches, unterschiedliche Aspekte landesgeschichtlicher Forschung unter einem Leitthema zu verbinden.

Neue Wege bergen allerdings auch Gefahren. Nicht alle Autoren halten sich an das vorgegebene Ziel der politischen Zustandsbeschreibung, sondern wagen sich in den Bereich der Frage vor, warum bei allem revolutionären

Potential letztlich keine Revolution stattfand. Anstelle einer Antwort wird der Leser mit dem Eingeständnis zahlreicher Frustrationserlebnisse (so z. B. Seite 312) infolge mangelhafter Quellenlage konfrontiert. Diese großzügig gewährten Einblicke in das psychologische Gleichgewicht mancher Seminarteilnehmer ist energierend. Vollends zum Ärgernis wird die Lektüre, wenn sich – wie im Beitrag von B. Stix zu den Ergebnissen in Heilbronn – der Ausbruch revolutionärer Umtriebe vor Ort aufgrund fehlender Quellen nicht nachweisen läßt, die Autorin aber auf solchen Umtrieben beharrt, weil *auch nicht nachgewiesen [werden] kann, daß es sich bei den Unruhen nicht um rebellische handelt* (Seite 313). Hier wie auch anderenorts kommen Weltbilder ins Spiel, die der Sache nicht gerade förderlich sind. Überhaupt fühlen sich alle Autoren einem politischen Auftrag verpflichtet: *Immer ging es, und wir fügen bewußt hinzu, immer geht es darum, örtliche Mißstände durch direkte Aktionen aufzudecken und abzuschaffen* (Seite 12). In ein paar Jahrzehnten dürften solche Äußerungen von historiographiegeschichtlichem Interesse sein, gewähren diese Bekenntnisse doch interessante Einblicke in das politische Selbstverständnis junger Studenten am Ende der alten Bundesrepublik. Wie das Beispiel von U. Goelz belegt, können solche Dogmen allerdings auch zu hanebüchenen Fehlschlüssen führen. *Beim Lesen der herzoglichen Akten 1789 zum Städtchen Freudenstadt [...] liest die Schreiberin dieses Textes Vertrautes. Rudimente des Obrigkeitlichen im 20. Jahrhundert, sei es der nationalsozialistische Kindergarten, das protestantische Lyzeum oder die bürgerliche Ehe, erlauben es mir, in den Texten des 18. Jahrhunderts Formulierungen der Gnädigkeit, des Abgekanzeltwerdens und des Übergangenwerdens, wie auch das Mundhaltenmüssen, das familiäre Dankbarsein, das Behandeltwerden und das Zugewiesensein als hinreichende Anzeichen für eine Motivation zum Widerstehen zu unterstellen* (Seite 69 f.).

Daß die Qualität des Buches unter solchen Ausrutschern nur bedingt leidet, ist den übrigen Beiträgen, insbesondere den Arbeiten von A. Geßmann, C. Kaiser, A. Kuhn, O. Schulze und U. v. Sanden zu verdanken. Diesen Autoren bleibt zu wünschen, daß sie den begonnenen *neuen Weg* mit weiteren Forschungen zur Landesgeschichte fortsetzen.

Roland Schurig

JÜRGEN MICHLER: **Gotische Wandmalerei am Bodensee.** Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1992. 216 Seiten mit 469, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 78,-

Im Bodenseebereich hat sich eine Fülle von Wandmalereien aus der gotischen Stilepoche erhalten. Parallel zu der Blütezeit der gotischen Buchmalerei, Glasmalerei und Goldschmiedekunst im 14. Jahrhundert, die nach der «Manessischen Liederhandschrift» hier als «Manessezeit» bezeichnet wird, hat sich auch die Monumentalmalerei zwischen Boden- und Zürichsee unter dem Einfluß der französischen Hochgotik neu entfaltet. Im Gegensatz zu den anderen Bildgattungen liegt bisher keine zusammen-

fassende Übersicht über die Wandmalereien vor, nur verstreute Schriften über einzelne Bestände.

In dem vorliegenden Buch versucht Jürgen Michler, eine Grundlage für eine corpusartige Erfassung der überlieferten Monumentalwerke zu schaffen. Er ordnet die Funde innerhalb eines geschichtlichen Zusammenhangs von den Anfängen vor 1300, über die «Manessezeit», die Entwicklungen des «Weichen Stils» und die Spätgotik im 15. Jahrhundert bis zum Aufgang der Renaissance Anfang des 16. Jahrhunderts. Die einzelnen Beiträge zu den Zeitepochen sind mit ausgezeichneten Abbildungen reich illustriert, meist auch mit beispielhaften Vergleichsobjekten. Einflüsse verschiedener Stilentwicklungen aus dem Ausland – vor allem aus Frankreich, Italien und Burgund – finden dabei ebenso Beachtung wie die Entwicklung neuer Bildformen. Bei den Beschreibungen wird daneben der technische Erhaltungszustand der Malereien immer berücksichtigt.

Der 50seitige Katalog, der auch als Ortsregister zu nutzen ist, gibt in alphabetischer Anordnung eine kurze Übersicht über den Standort und das Bildprogramm der jeweiligen Malerei. Verweise auf Einzelbeschreibungen und Abbildungen im ersten Teil des Buches sowie auf weiterführende Literatur ergänzen die Katalogbeiträge. Die hinzugefügten ausgezeichneten Ausmalungsschemata bieten dem kunsthistorisch interessierten Leser unter anderem bei Besichtigungen eine wertvolle Hilfe.

Ein Register über die herangezogenen Vergleichsbeispiele aus Buchmalerei, Kleinkunst, Graphik, Skulptur und Malerei, ein Verzeichnis der grundlegenden und weiterführenden Literatur und ein «Glossar der kunsthistorischen und ikonographischen Sachbegriffe» ergänzen den Band. Das vorliegende Buch vermittelt einen ausgezeichneten Überblick über den Reichtum und die Bedeutung der Wandmalerei im Bodenseegebiet und ist sicher auch als Grundlage für weitere Forschungen zu nutzen.

Sibylle Setzler

KARL MAYER: Bilder am Wanderwege. Gedichte. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Hans Mattern und Hans Feyrer. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 118 Seiten mit 4 Abbildungen. Pappband DM 24,-

Man müsse die Kleinen durchgeföhlt haben, um die Großen zu verstehen: Diese These wird zuweilen zitiert, wenn ein braver poetischer Handwerker im Konzert der literarischen Berühmtheiten zur Geltung kommen und sein Anspruch auf Würdigung eingelöst werden soll. Karl Mayer (1788–1870), der liebenswerte Poet der «Schwäbischen Schule» der Spätromantik, der Freund Mörikes, Uhlands, Lenaus, der Verfasser unzähliger lyrischer Naturbilder im Kleinformat, könnte mit einigem Recht aus solcher Perspektive gesehen werden.

Aber nicht dieser Blickwinkel war es, der zwei Liebhaber seiner Dichtung bewogen hat, eine Sammlung ausgewählter Gedichte Mayers herauszugeben, und zwar erst-

mals wieder nach fast 130 Jahren, ihre Intention war es vielmehr, im Zeichen der Naturgefährdung in unserer Gegenwart einen Autor aus der schwäbischen Tradition vorzustellen, dessen ganze Aufmerksamkeit auf die liebevolle und genaue Schilderung der kleinen Dinge der Natur gerichtet war, der als unermüdlicher Spaziergänger und Wanderer – oft auf Dienstgängen als Oberamtsrichter in seinem Waiblinger Amtsbereich und später in Tübingen unterwegs, auch auf großen Fußreisen bis an die Ostsee und nach Böhmen – immer auch einen Strauß von Versen als poetische Ausbeute an seinen Schreibtisch zurückbrachte: *Zufrieden zieht der Dichter/Mit einem Lied nach Haus*, so heißt es sinnigerweise in einem seiner Gedichte. Mayer faßt mit genauem Blick Blumen, Tiere, Landschaften, idyllische Orte, jahreszeitliche Naturstimmungen ins Auge, gestaltet seine Eindrücke in knappen Versgebilden und verbindet dabei nicht selten Anschauung und Reflexion, was dem heutigen Leser etwas altväterlich-betulich vorkommen mag. Mörike, der Freund, konnte seine Dichtung dennoch als einen *wahrhaften orbis pictus* rühmen (in einem Brief vom 15. 1. 1841).

Die beiden Herausgeber – Mattern als Landeskonservator dem Naturschutz tätig verbunden und mit Aufsätzen über schwäbische Dichter hervorgetreten, Feyrer Real- schullehrer bei München und seit langem mit dem Werk Mayers vertraut – haben die über 150 Gedichte ihrer Auswahl in thematischen Gruppen angeordnet – damit Mayers Vorbild folgend; sie haben in einer biographischen Skizze den Dichter vorgestellt und in einem Nachwort die literarhistorische Stellung, das Naturbild und die Sprachwelt Mayers beschrieben; vor allem aber haben sie zustimmende und kritische Äußerungen von (überwiegend) Zeitgenossen über seine Gedichte in den Band aufgenommen, so daß sich Leser und Leserinnen gleichsam in ein literarisches Gespräch einschalten und damit ein eigenes Urteil bilden können. Der Verlag gab dem Bändchen eine handliche und leserfreundliche Gestalt, und wer sich geduldig und einläßlich, wie sich's die Herausgeber wünschen, in diese Verse vertieft, wird in ihnen Empfindung und Verantwortung für die natürliche «Nahwelt» wahrnehmen, wie man sie unserer Welt der oft so naturfeindlichen Sachzwänge nur wünschen kann.

Walter Riethmüller

JOSEF MATZERATH: Albert Schwegler (1819–1857). (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 37). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 349 Seiten mit 5 Abbildungen. Leinen DM 84,-

Wer kennt schon den 1819 als Sohn eines Pfarrers in Michelbach geborenen Albert Schwegler? Allenfalls als Verfasser einer *Geschichte der Philosophie im Umriß*, die in Deutschland bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts immer wieder aufgelegt und ins Dänische, Griechische sowie Niederländische übersetzt wurde, zudem viele Auflagen in Amerika und England erlebte. Hier nun

wird erstmals eine umfassende, auf Archivmaterial bauende Biographie des früh verstorbenen Gelehrten vorgelegt, womit zugleich ein *aufschlußreicher Beitrag zur Erforschung des Hegelianismus nach 1840* geleistet wird.

Schwegler, Freund von Ferdinand Christian Baur und von Friedrich Theodor Vischer, schlug zunächst die typische Laufbahn eines württembergischen Pfarrersohns seiner Zeit ein. Nach dem Landexamen und dem Besuch des Seminars in Schöntal studierte er seit 1836 am Evangelischen Stift zu Tübingen Theologie. Mit *immensem Arbeitsaufwand*, dem er *oft wochenlang den größten Teil der Nächte widmete*, erzielte er gegen Ende seiner Studienzeit mehrere theologische Preise, löste 1840 die Preisaufgabe der Ev. Theol. Fakultät zum Jahr 1840 als Bester und promovierte 1841 als 22-jähriger zum Dr. theol. Aufgrund seiner Auszeichnung, aber auch weil er *auf Unterstützung von seiten seiner Mutter, welche sechs unversorgte Kinder hat, nicht rechnen kann* – wie es in der Begründung hieß –, gewährte ihm der württembergische König ein einjähriges Reisestipendium in Deutschland. Nach Tübingen zurückgekehrt, sind die folgenden sechs Jahre des verbissen forschenden und wild publizierenden Privatdozenten und Bibliothekars im Ev. Stift geprägt vom verzweifelten Bemühen um ein erträgliches Auskommen, um eine feste berufliche Anstellung. Im Zusammenhang mit seinem politischen Engagement 1848 ernennt ihn der württembergische König schließlich 29-jährig zum *außerordentlichen Professor der classischen Philologie mit Normalgehalt zweiter Classe*. Trotz der nun erfolgten materiellen Sicherheit blieb er rastlos tätig, zog sich immer mehr in seine Forschungen zurück, vereinsamte. Völlig überarbeitet starb er 1857 mit knapp 38 Jahren an einer Hirnblutung.

Neben seiner biographischen Würdigung geht der Autor vorliegenden Buches auf das Werk Schweglers ein, stellt es in den Zusammenhang des *kaum erforschten Hegelianismus nach 1840*, zeigt dessen erstaunliche, fachübergreifende Breite auf und *skizziert seinen Standort in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Manche Anregung erhält der Leser auch durch die in den Text eingefügten Kurzbiographien wichtiger Zeitgenossen Schweglers sowie die sorgfältig ausgewählten, beispielhaften und aufschlußreichen Quellentexte.

Wilfried Setzler

Schwäbischer Heimatkalender 1994. In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von Karl Napf. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1993. 128 Seiten mit 82 Abbildungen, davon 33 in Farbe. Kartoniert DM 13,80

Auch dieser Jahrgang des beliebten Kalenders bietet wieder Wissenswertes und Unterhaltsames bunt gemischt. Er beginnt mit einem Kalendarium, das abwechslungsreich garniert ist. Der jeweiligen Monatsübersicht folgt eine Seite über alte Wirtshausschilder und traditionelle Gasthausnamen. Im umfangreicheren Aufsatzteil stehen Erzählungen – vergnügliche und nachdenkliche – neben hi-

storischen Darstellungen, geographischen Abhandlungen, volkskundlichen und naturkundlichen Beiträgen oder originellen schwäbischen Koch- und Backrezepten. Der geographische Bogen spannt sich weit von Vaihingen an der Enz über den Stromberg, Stuttgart, Heidenheim bis ins Hohenlohische, in den Schwarzwald oder bis nach Oberschwaben.

Genauso breit gefächert sind die Themen. Da erfährt man was über den Weinbau und über den Most, über den Luchs und über die Wildbienen, über Friedhöfe und schwäbische Literaturgeschichte, über Jubilare und Jubiläen, über schwäbische Unternehmer und Betriebe. Gedichte und Anekdoten lockern den Text auf. Den Abschluß des Kalenders bilden ein Preisausschreiben und Buchbesprechungen. Übrigens machen das Ergebnis des letztjährigen Preisrätsels bzw. die Adressen der 20 Gewinner deutlich, wie weit der Leserkreis reicht: Da ging ein Preis (der erste!) nach 4840 Rheda Wiedenbrück, zwei in die USA, einer nach München und einer in die Türkei. Herzlicher Glückwunsch!

Alles in allem: wie immer ein empfehlenswertes Werk für jung und alt, für Schwaben und andere Leut, das weit mehr ist als nur ein Kalender.

Sibylle Wrobbel

GERHARD BLEIFUSS und GERHARD HERGENRÖDER: **Die Otto-Plantage Kilossa (1907–1914) – Aufbau und Ende eines kolonialen Unternehmens in Deutsch-Ostafrika.** (Schriftenreihe zur Stadtgeschichte Wendlingen am Neckar, Band 2). 106 Seiten, 100 Abbildungen, 9 Tabellen, 3 Karten. Broschiert DM 18,90

(Zu beziehen über die Stadtverwaltung 73240 Wendlingen a.N.)

Zu den ältesten Textilfabriken Württembergs gehörte die 1815 von Immanuel Friedrich Otto in Nürtingen als Türkischrotfärberei gegründete, die ein Jahr später auch Garn erzeugte. Unter dem Sohn des Firmengründers, Heinrich Otto, wurde seit 1859 das Werk Unterboihingen aufgebaut, seit 1875 das Werk Reichenbach/Fils. 1911 gehörten der Familie Otto dreizehn Fabriken, geführt von Heinrich Ottos Söhnen Robert (Unterboihingen) und Heinrich (Reichenbach) sowie dem Schwiegersohn Albert Melchior (Nürtingen).

Hauptlieferant der verarbeiteten Baumwolle waren von Anfang an die USA. Diese Abhängigkeit behinderte während des Sezessionskriegs 1861–1865 die Produktion außerordentlich. Später erschwerten die Spekulationen an der New Yorker Baumwollbörse die Kalkulationen der deutschen Textilfabriken immer wieder sehr. 1900–1902 verzeichnete die Unterboihinger Firma erstmals Verluste, die vor allem in der Spinnerei anfielen. Nun trat der 1906 zum Direktor der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt ernannte Bankier Bernhard Dernburg mit einem Programm für den Aufbau einer leistungsfähigen Wirtschaft, verbunden mit einer entsprechenden Infrastruktur, in den deutschen Schutzgebieten hervor. Hierzu zählte auch der

Baumwollanbau in Deutsch-Ostafrika. Dernburg gelang es, hierfür auch Heinrich Otto, Friedrich Engels und Fritz Otto zu gewinnen. Albert Melchior beteiligte sich nicht. Auch ein Konsortium um Konrad Gminder war zu einem entsprechenden Unternehmen bereit. Gleichzeitig wurde unter Federführung von Heinrich Otto und dem Stuttgarter Bankier Albert Schwarz die «Victoria-Nyanza-Dampfschiffahrtsgesellschaft» gegründet.

Als mit der Anlage der Otto-Plantage in Kilossa begonnen wurde, war die Ostafrikanische Zentraleisenbahn erst zu kleinen Teilen gebaut. Über eine Strecke von 380 km mußte das gesamte Material von Trägerkolonnen in Traglasten zu 30 kg befördert werden, wofür ca. vierzehn Tage benötigt wurden. Der heute in wenigen Stunden absolvierte Flug von Europa nach Ostafrika dauerte damals als Schiffsreise noch über drei Wochen. Der Bericht Fritz Ottos über eine solche Reise von Marseille nach Daressalam im Jahre 1913 wird mitgeteilt.

Das von der Kolonialverwaltung für die Pflanzen empfohlene Gebiet lag zwar an der Trasse der Ostafrikanischen Zentralbahn, war aber, wie es sich später herausstellte, hinsichtlich der Bodenqualität und des Klimas für den Baumwollanbau nicht so ganz geeignet. Ein besonderes Problem stellte der Mokontokwafluß dar, an dem Kilossa liegt. Nach jeder Regenzeit war sein Lauf verändert, und seine versumpfte Umgebung bildete eine Brutstätte der Anophelesmücke, der Überträgerin der Malaria.

Ausführlich schildern die Verfasser die Bemühungen um den Aufbau der Plantage. Seit 1909 wurden für die Bearbeitung des gerodeten Urwaldbodens Dampfpflüge eingesetzt. Wie es sich zeigte, trug das auf die Dauer zur Verschlechterung des Bodens bei. Auch die Qualität der erzeugten Baumwolle entsprach nicht den Erwartungen. So kann es nicht verwundern, daß 1913, im letzten vollständigen Geschäftsjahr, rechnerisch zwar ein kleiner Reingewinn erzielt werden konnte, angesichts des notwendigen Investitionsbedarfs aber an eine Gewinnentnahme auf Jahre hinaus nicht zu denken war. Im selben Jahr 1913 betrug in den Spinnereien in Unterboihingen und Wendlingen der Anteil der amerikanischen Baumwolle nach wie vor 85 %, und jener aus der Pflanzung Kilossa erreichte erstmals 5 %. Im Blick auf die Resultate muß das Unternehmen in Kilossa als Fehlschlag bezeichnet werden. Ein spektakulärer Zusammenbruch wie bei vergleichbaren Unternehmen der Konkurrenz blieb der Firma Otto wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs erspart. Fehlgeschlagen war auch das koloniale Erschließungsprogramm des Deutschen Reiches.

Der Band beschreibt ausführlich den landesgeschichtlich bedeutsamen Versuch weitblickender Unternehmer, für den Industriestandort Württemberg die Rohstoffbasis zu sichern. Die zahlreichen Abbildungen veranschaulichen die Bemühungen um den Aufbau der Plantage und das koloniale Umfeld.

Hans Binder

JÖRG HASPEL: **Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung. Architekturhistorische Studien zur Wohnreform in Württemberg.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 22). Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 459 Seiten mit 173 Abbildungen. Kartonierte DM 78,-

Die Bedrohung der bürgerlichen Gesellschaft, die von den schlechten Lebens- und Wohnverhältnissen des entstehenden Industrieproletariats ausging, veranlaßte konservative Sozialtheoretiker seit Mitte des 19. Jahrhunderts, darüber nachzudenken, wie die Proletarier von kommunistischen und sozialistischen Einflüssen abgehalten werden könnten. Die Besitzlosigkeit des Proletariats erschien als das Hauptproblem, und daher wurde das Ziel propagiert, den Proletariern nach dem Vorbild der englischen Cottages den Besitz von Kleinhäusern zu ermöglichen. In der Praxis der deutschen Wohnungsbaupolitik erlangte dieses Leitbild, das der Integration der Arbeiter in die bürgerliche Gesellschaft diente, aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine nennenswerte Bedeutung. Vorher und namentlich im Kaiserreich lebten die allermeisten Arbeiter in den außerordentlich beengten Wohnverhältnissen der Mietskasernen. Den meisten Familien standen nur ein oder zwei Zimmer zur Verfügung. In der Regel hatte nicht einmal jedes Familienmitglied ein eigenes Bett; dies auch deswegen nicht, weil die Arbeiterfamilien, um Mietkosten zu sparen, vielfach gezwungen waren, Untermieter, sog. Schlafgänger, zu beherbergen.

Diese Lebensverhältnisse wurden nicht nur als Nährboden der Sozialdemokratie gesehen. Die halb-offenen Wohnformen der Arbeiter erschienen auch als bedrohlicher Kontrast zum bürgerlichen Ideal der familiären Privatsphäre. Die gesundheitlichen, «sittlichen» und politischen Folgen dieses Wohnungsproblems boten immer wieder Anlaß, nach (finanzierbaren) architektonischen Realisierungsmöglichkeiten für jenes Leitbild des Arbeiterwohnheimes zu suchen. Die Vorreiterfunktion, die der Arbeiterwohnungsbau in Ulm vor dem Ersten Weltkrieg spielte, ist das Thema des Buches von Jörg Haspel, das aus einer Tübinger kunsthistorischen Dissertation hervorgegangen ist. Es beschränkt sich nicht auf Ulm, sondern entwickelt seinen Gegenstand vor dem Hintergrund einer breiten Revue der unterschiedlichen Formen des Arbeiterwohnungsbaus in Württemberg.

Zu den relativ frühen Versuchen, der Wohnungsnot der Unterschichten und gleichzeitig ihrer geringen Seßhaftigkeit entgegenzusteuern, sie also möglichst an einen Betrieb zu binden, zählt der Bau von Mietwohnungen durch private Industriebetriebe oder staatliche Unternehmen. Aber meistens – und so auch in Ulm – war dieser Werkwohnungsbau einseitig an ökonomischen Zielsetzungen ausgerichtet. Er mündete daher in der Regel in dem Bau von Massenwohnungen: Die wohl erste *Ulmer Mietskaserne* (Seite 243) entstand Mitte der 1860er Jahre als Unterkunft für Bahnhof-Bedienstete, und von ähnlicher Gestalt war eine Reihe weiterer Häuser für Eisenbahner und Postler. Das bekannteste Gegenmodell angesichts solcher Massenquartiere, die gerade keinen Beitrag zu jener erstreb-

ten Verbürgerlichung der Arbeiter leisten konnten, waren ohne Zweifel die Kruppschen Arbeiterkolonien in Essen. In Württemberg wurden sie nach der Jahrhundertwende vor allem in Form der Textilarbeitersiedlung Gmindersdorf in Reutlingen-Betzingen nachgeahmt; deren Bedeutung würdigt Haspel in einem rund 60seitigen «Exkurs». Die Arbeiter lebten hier größtenteils in Zwei- bis Vierfamilienhäusern mit relativ großzügigen und deutlich voneinander abgetrennten Wohnungen. Sie hatten vielfach eigene Gärten, deren Kultivierung sie vom Wirtshaus abhalten und deren Erträge ihnen niedrige Löhne zumutbar machen sollten, und waren im übrigen mit einem umfassenden Netz von Wohnfolgeeinrichtungen wie Lebensmittelgeschäften, Kindertagesstätten und einem Altenheim ausgestattet. Der ländlich-romantisierende Baustil des Architekten Theodor Fischer, der das schwäbische Bauernhaus explizit als Vorbild des Arbeiterwohnungsbaus pries, brachte das Bemühen, die Arbeiter im konservativen Sinne zu «erziehen», sinnfällig zum Ausdruck: Gmindersdorf war – und ist teilweise noch – geprägt durch tiefgezogene Walmdachflächen, Zwerchgiebel, Sichtfachwerk und andere Holzbauelemente.

Die architektonische Gestaltung von Gmindersdorf, die aufgelockerte Bebauung war zwar dazu angetan, die Arbeiter den bürgerlichen Familien- und Lebensvorstellungen näherzubringen. Doch bürgerliche Eigentumsbegriffe konnten ihnen hier nicht beigebracht werden –, die Arbeiter waren in Gmindersdorf nur Mieter. Der Ulmer Kommunalwohnungsbau seit Anfang der 1890er Jahre ging in dieser und in anderer Hinsicht noch einen entscheidenden Schritt weiter. Seine Bedeutung bestand zum einen darin, daß die Arbeiter nicht nur im Grünen wohnen konnten, sondern auch Eigenheime im Grünen erwerben und so in ihrer Schicht als Vorreiter der *schwäbischen Häuslebauer-Mentalität* (Seite 378) wirkten. Zum anderen war das Ulmer Modell dadurch gekennzeichnet, daß nicht ein Arbeitgeber, sondern die Stadtgemeinde selbst in großem Umfang Arbeiterwohnungen erstellte, vorfinanzierte und dann auf Ratenbasis weiterverkaufte. Dies mit dem Anspruch, die Wohnungsnot nicht nur der städtischen Bediensteten, sondern aller arbeitenden Schichten zu lindern. Insgesamt wurden so bis 1914 über 300 Häuser mit 450 Wohnungen für etwa 2700 Menschen gebaut; damit versorgte man rund die Hälfte des Ulmer Bevölkerungszuwachses der vorangegangenen zwanzig Jahre mit Wohnraum.

Die einzelnen Etappen dieses Ulmer Kommunalbauprogramms zeichnet Jörg Haspel detailliert nach. Ebenso sorgfältig beschreibt er die Vielfalt der dabei realisierten Haus- und Bautypen und ordnet ihre Stilelemente architekturhistorisch ein. Die außerordentlich reichhaltigen Abbildungen, Fotografien, Grundrisse und Hausskizzen ermöglichen dem Leser, die nicht immer sehr flüssig geschriebene Analyse des Autors nachzuvollziehen. In Ansätzen löst der Autor auch seinen Anspruch ein, Architekturgeschichte als Sozial- und Alltagsgeschichte zu schreiben; unter anderem erwähnt er die Repressionen, denen die Eigentümer der Ulmer Arbeiterwohnungen durch die Stadtbehörden ausgesetzt waren, denn diese

behielten sich kaufvertraglich das Recht vor, Untermietverhältnisse und Nebenerwerbstätigkeiten der Hausbesitzer in ihren Heimen zu genehmigen sowie in Streitfällen das Eigenheim unter Preis zurückzukaufen!

Unverständlich ist nur, warum dieses sonst so kenntnisreiche Buch seinen Leser an keiner Stelle auf die eben die alltagsgeschichtliche Ebene des Ulmer Kommunalwohnungsbaus vor 1914 thematisierende, bereits 1989 erschienene kulturwissenschaftliche Monographie von Karl-Heinz Rueß hinweist. Aber dieser Schönheitsfehler tut der Gediegenheit des hier zu besprechenden Werkes keinen Abbruch.

Thomas Kühne

Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 5. Herausgegeben von den Landesstellen für Volkskunde Freiburg und Stuttgart, vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe und vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1993. 387 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband DM 30,-

Die vier Herausgeber bürgen für die Qualität der in diesem Band versammelten zehn Aufsätze und fünf Berichte zur baden-württembergischen Volkskunde, die den verschiedensten Themen gewidmet sind. So skizziert Casimier Bumiller den Hausierhandel im Killertal. Wolfgang Seidenspinner greift ein Thema, das die *Volkskunde bisher kaum beackert hat*, auf und gibt den allgemeinen Forschungsstand über die Jenischen wieder, über jene *schädliche, herrnloß, schwaifende und sonsten berüchtigte perschoenen als da sein petler, wahrsager, lanzknecht, winklschreiber, lantlaufer, spiller*. So nennt sie eine Quelle von 1650, später heißen sie meist Jauner, Zigeuner oder Vaganten. In einem weiteren Aufsatz «spiegelt» Seidenspinner die Errichtung eines Fachwerkhauses in Nagold anhand eines Bautagebuchs von 1777. Michael Prosser untersucht das Phänomen der «Schwarzwaldklinik», einer der populärsten Fernsehsendungen der 1980er Jahre. Andreas Schmidt verwendet die 1832 einsetzende Chronik des Josef Anton Nonnenmacher (1820-1891) aus Neudenau, heute Landkreis Heilbronn, als *Beispiel für die Vermittlung von interner und externer Analyse einer archivalischen Quellengattung*.

Martin Scholze geht der Geschichte und Problematik der einstigen «Weltsprache» Volapük, Vorläufer des Esperanto, nach. Helmut Kahlert zeichnet die Entwicklung der Uhr zum Alltagsgut auf, wobei ihn insbesondere interessiert, *seit welchem Zeitraum Uhren in Deutschland so stark verbreitet waren, daß sie als selbstverständliche Attribute des täglichen Lebens gelten konnten, also aus Sachgütern mit starkem Symbolgehalt zu vorwiegend funktional bestimmten Gebrauchsgegenständen geworden waren*. Christine Burckhardt-Seebass macht sich Gedanken über die kleinen Museen und deren *Projektionen von Heimatlichkeit*. Brigitte Heck stellt die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe dar, indem sie den Fragen *zur Perzeption und Rezeption von Kul-*

turgütern, zu Projektions- und Selektionsmechanismen im Sammlungsprozeß sowie zu Konstruktions- und Rekonstruktionsweisen der musealen Präsentation – oh Volkskunde, wo ist deine volkskundige Sprache geblieben? – nachgeht. Helga Hager schließlich beschäftigt sich mit einem Beispiel aus der Wohndokumentation der Volkskundlichen Sammlung, einem Wohnzimmer – *Ort des Privaten, Sozialen, Gesellschaftlichen* – aus dem Stuttgarter Ortsteil Plieningen, das 1991 aus dem Besitz der mit 90 Jahren verstorbenen Witwe eines Postverwalters an das Württembergische Landesmuseum kam: *Wieviel Vergangenheit braucht eine Kultur, eine Gesellschaft? Was ist bewahrenswert und was nicht? Was demonstriert, was erzählt ein solcher Wohnraum, ein solcher Ort des Lebens?*

Den Aufsätzen folgen Berichte über Selbsttötungen im 16. Jahrhundert im Raum Mosbach–Ebersbach–Sinsheim, über die «Wuhren», künstlich angelegte Wasserläufe und Bewässerungsanlagen des Hochrheins und des Hotzenwaldes, über eine Fachtagung, die sich mit Friedrich Hecker in den USA beschäftigte, über eine Veranstaltungsreihe in Freiburg zum Thema *Musik in Konzentrationslagern* und über eine Sonderausstellung zur Gefäßkeramik. Buchbesprechungen schließen den Band.

Wilfried Setzler

KARIN KAISER: **Stuttgarter Umweltwanderführer.** Hrsg. vom Amt für Umweltschutz der Landeshauptstadt Stuttgart. Silberburg-Verlag Tübingen und Stuttgart 1991. 120 Seiten mit 87 meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 14,80

Ökologie im Großstadtraum? Ein brisantes Thema, das in Folge der teils dramatischen Auswirkungen unseres Wohlstandes auf die Umwelt immer aktueller wird, ist Gegenstand des hier vorgestellten Wanderführers. Vom Inhalt wie auch von Form und Aufbau her fällt der Führer aus dem Rahmen: Der Band macht nicht in erster Linie auf Natur- und Kulturgeschichtliches aufmerksam, sondern lenkt den Blick auf Ökobauten, Renaturierungsmaßnahmen und Sekundärbiotope oder erklärt Umweltmeßmethoden und Fernwärmesysteme. Die Autorin hat sich zur Aufgabe gemacht, den Wanderer für Umwelt- und Naturschutzfragen zu sensibilisieren und das Interesse für die vielfältigen ökologischen Zusammenhänge im Großstadtraum zu wecken. So wird man auch auf künstlich angelegte Feuchtbiotope, Trockenmauern, auf Streuobstwiesen oder auf den gelungenen Erhalt landschaftsprägender Elemente und ökologisch wertvoller Strukturen hingewiesen; «Dinge», die dem uninformierten Spaziergänger vielleicht gar nicht aufgefallen wären. Insgesamt werden acht Umweltwanderwege in verschiedenen Stadtgebieten beschrieben, keiner ist länger als 14 km, und alle sind bequem mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Jeder Wegbeschreibung ist eine meist farbig angelegte Karte beigelegt, stets sind auch mehrere kleinformatige Farbfotos beigegeben, die den Leser in die Thematik der Route einzuführen vermögen. Für

die Einzelrouten Typisches oder auch Erwähnenswertes wird kurz beschrieben, und eventuelle Auswirkungen auf Natur und Umwelt werden aufgezeigt.

Dem Anspruch eines Umweltwanderführers entsprechend wurde für das Bändchen Umweltpapier verwendet. Das speziell für diesen Zweck ausgesuchte Papier beinträchtigt aber weder die Qualität der Fotos, noch die Strapazierfähigkeit des Führers, wie dies in anderen Fällen leider teils zu beobachten war.

Ein insgesamt informativer und aufschlußreicher Wegbegleiter, der vielleicht etwas zu positiv geraten ist – liegt doch in Stuttgart noch einiges im Argen, was Umwelt und Naturschutz betrifft. Aber der Herausgeber, dessen Initiative man nachhaltig begrüßen muß, wollte und konnte sich wohl nicht selbst schlechte Zensuren erteilen.

Astrid Waibel

IN EINEM SATZ

Esslinger Studien. Band 31. Herausgegeben vom Stadtarchiv Esslingen am Neckar 1992. 155 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 25,-

Im Mittelpunkt des Jahresbandes steht eine Abhandlung von Iris Sonnenstuhl-Fekete über das *Findel- und Waisenhaus der Reichsstadt Esslingen*, umrahmt von Aufsätzen über die Schwörtage vor 1802 (Rainer Jooß), die Museumsgesellschaft (Ursula Rojnica) und den Maschinenbau in Esslingen zwischen 1846 und 1867 (Hans-Jürgen Enzweiler).

HANS-JOACHIM KNUPFER: **Das Alb-Bähnle. Museumsbahn von Amstetten nach Oppingen.** Verlag Wolfgang Bleiweis Schweinfurt 1993. 36 Seiten mit 28 Abbildungen und mehreren Skizzen. Kartoniert DM 9,80

In dieser Broschüre erfährt der Leser alles über die 1901 gebaute schmalspurige Bahn, über ihre Geschichte, ihre Bedeutung, über die sechs Kilometer lange Strecke auf der Schwäbischen Alb, über die Betriebsanlagen, die Organisation und den heutigen Museumsbetrieb.

ANGELIKA EHMER: **Die Maucher. Eine Kunsthandwerkerfamilie des 17. Jahrhunderts aus Schwäbisch Gmünd.** Einhorn Verlag Eduard Dietenberger Schwäbisch Gmünd 1992. 240 Seiten mit 155 Abbildungen. Gebunden DM 48,-

Diese in Freiburg angenommene Dissertation beschäftigt sich mit Georg Maucher (geb. um 1604, gest. um 1680) und seinen drei Söhnen Georg d. J. (geb. 1637), Christoph (1642–1706) und Johann Michael (1645–1701), die sich als «Büchenschäfter» und Bildhauer mit der Herstellung prunkvoller Waffen, Geräte und Plastiken aus Elfenbein und Bernstein einen Namen weit über ihren Heimatort hinaus machten.

MARTIN BLÜMCKE: **Baden-Württemberg. Daheim in einem schönen Land.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1993. 96 Seiten mit 45 ganzseitigen Farbfotos. Pappband DM 38,-

Schöne Bilder und ein kenntnisreicher landeskundlicher Text zeigen und verdeutlichen die charakteristischen Landschaften Baden-Württembergs, machen – angereichert durch Besichtigungstips – vertraut mit den wichtigsten Städten und beschreiben ausgewählte bauliche Kleinodien des Landes.

EBERHARD RIEBER: **Die württembergische Schwarzwaldbahn Stuttgart–Weil der Stadt–Calw.** Selbstverlag des Autors 1992. Faltblatt DIN A 2 mit Abbildungen und Kartenskizzen. DM 10,-

Diese im Studiengang Kartographie an der Fachhochschule Karlsruhe unter Leitung von Professor Heinz Mussall entstandene Diplomarbeit mit dem ungewöhnlichen Format eines «Westentaschen-Faltblatts» mixt alte und neue Texte, Fahrpläne und Karten und wird so zu einem unterhaltsamen historischen, geologischen und literarischen «EisenbahnStreckenFührer».

JOHANNES HESSE: **Aus Dr. Hermann Gundert's Leben.** (Calwer Familienbibliothek, 34. Band). Reprint der Auflage von 1894 mit einem Vorwort von Martin Brecht. Calwer Verlag Stuttgart 1993. 10 und 368 Seiten mit einer Abbildung. Pappband DM 48,-

Zum hundertsten Todestag von Hermann Hesses Großvater wurde dieser Nachdruck gefertigt, der – selbst hundert Jahre alt – darauf aufmerksam machen möchte, daß eigentlich eine neue Beschreibung und Würdigung des Lebens von Hermann Gundert, dem bedeutenden Indienmissionar, Sprachforscher und Verleger, ansteht.

GABRIELA ROTHMUND (Hrsg.): **Der Bebenhäuser Pflegehof in Tübingen. Festschrift zum 500jährigen Weihejubiläum seiner Marienkapelle.** (Kleine Tübinger Schriften, Heft 15). Kulturamt der Universitätsstadt Tübingen 1992. 134 Seiten mit 68 Abbildungen. Kartiert DM 15,-

Im Mittelpunkt dieser «Kleinen Schrift» steht ein Überblick zur Geschichte des Pflegehofs, der auch nach der Aufhebung des Zisterzienserklosters Bebenhausen in der Reformationszeit weiter als Naturalienlager und «Vermarktungsort» diente, bis er schließlich im 19. Jahrhundert nach und nach in die Hand der Universität kam, die ihn heute überwiegend für das Musikwissenschaftliche Institut nutzt; ergänzt wird diese Darstellung der Herausgeberin durch Aufsätze über die klösterlichen Pflegehöfe in Tübingen insgesamt (Wilfried Setzler) und über die städtischen Pflegehöfe der Zisterzienser allgemein (Immo Eberl).

LUDWIG PFAU: **Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Rainer Moritz. Silberburg-Verlag Tübingen 1993. 139 Seiten. Kartiert DM 19,80

Ludwig Pfau (1821–1894) – wegen seiner Teilnahme an der 48er-Revolution in Württemberg und in Baden 1852 in Abwesenheit zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt und

nach längerem Aufenthalt in Paris 1862 begnadigt – war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein einflußreicher radikal-demokratischer «Meinungsmacher» und wichtiger Kunstkritiker: der Mann und sein Werk, beide sind zu Unrecht vergessen, was auch dieses Buch belegt.

KURT ROTHE: **Das Finanzwesen der Reichsstadt Ulm im 18. Jahrhundert.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 21). Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 470 Seiten mit 107 Tabellen und 4 Graphiken sowie 194 Tabellen auf Mikrofiches als Beilage. Broschiert DM 68,-

Dieser aus einer Zulassungsarbeit bei Professor Decker-Hauff von 1976 entstandene Band resümiert und erläutert die Ausgaben (für Rat und Verwaltung, Schutz und Verteidigung, Bauen und Soziales) und Einnahmen (Steuern, Gebühren, Zölle, Umgelder und Privatwirtschaft) der Reichsstadt Ulm, zeigt die Grundlinien des Finanzhaushalts auf, erläutert das Schulden- und Kreditwesen der Stadt und untersucht die Bedeutung von Handel und Verkehr.

PAUL GERHARD SCHMIDT (Hrsg.): **Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 300 Seiten mit 53 Abbildungen, davon 15 in Farbe. Leinen DM 68,-

Noch hat der deutsche Humanismus, in dem der südwestdeutsche Raum eine «Schlüsselstellung» einnimmt, keine Gesamtdarstellung gefunden – eine Lücke, die auch der vorliegende Band nicht schließen kann, der aber immerhin die biographischen Daten der bedeutenden Humanisten Peter Luder, Jakob Wimpfeling, Johannes Reuchlin, Sebastian Brant, Ulrich Zasius, Erasmus von Rotterdam, Jakob Locher Philomusus, Heinrich Bebel, Beatus Rhenanus, Philipp Melanchthon, Paulus Melissua Schedius und Nicodemus Frischlin durch zwölf sachkundige Autoren zusammenträgt.

Blätter zur Stadtgeschichte. Heft 8. Herausgegeben vom Stadtarchiv **Bietigheim-Bissingen.** Stadt Bietigheim-Bissingen 1991. 270 Seiten mit 86 Abbildungen. Broschiert DM 24,-

In dieser sieben Aufsätze umfassenden Zeitschrift verdient vor allem der Beitrag von Michael Schirpf zur *Geschichte der Arbeiterbewegung in Bietigheim, Bissingen und Untermberg* Beachtung, nicht nur wegen seines Umfangs, sondern weil diese Fallstudie auch zum Vergleich mit den Verhältnissen und Ereignissen in anderen Kommunen einlädt und man so auch zu allgemein überörtlich gültigen Aussagen kommen kann .

ISOLDE A. DÖBELE-CARLESSO: **Botenheim. Ein Dorf im Zabergäu.** Herausgegeben von der Stadtverwaltung Brakenheim 1993. 288 Seiten mit 75 Fotos, 45 Faksimiles und einer Gemarkungskarte. Leinen DM 39,-

Zur 1200-Jahr-Feier konnte die etwa tausend Bürger zählende Gemeinde ein solides Werk vorlegen, das vor allem auf die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte (ab Seite 43!) eingeht.

WEITERE TITEL

UWE LOHMANN: **Weingarten in alten Ansichten**. Band 2. Europäische Bibliothek Zaltbommel/Niederlande 1993. 80 Seiten mit 76 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

Manfred Rommels gesammelte Gedichte. Gefunden und herausgegeben von Ulrich Frank-Planitz. Engelhorn Verlag Stuttgart 1993. 128 Seiten mit 14 Illustrationen. Gebunden DM 12,80

FRITZ JOACHIM BRÜCKL: **Märchen & Sagen**. Band 1. Geiger-Verlag Horb 1993. 256 Seiten mit 143 Zeichnungen von Hans Helferstorfer. Pappband DM 29,80

HELMUT PFISTERER: **Neue Brauchverse. Schwäbisches zu besonderen Anlässen**. Silberburg-Verlag Tübingen 1993. 126 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen von Utz Kraiss. Pappband DM 24,80

PETRA PLÄTTNER: **«Jedes fühlende Wesen stehe mit An-dacht hier.» Das Grab der Caroline Schelling in Maulbronn**. (Spuren 21). Deutsche Schillergesellschaft Marbach a. N. 1993. 16 Seiten mit 11 Abbildungen. Broschiert DM 9,80

EUGEN SCHEMPP: **Sindelfingens Einwohner 1485–1570**. Von ihren Familien, Namen, Berufen und Vermögensverhältnissen. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Sindelfingen, Band 2). Stadtarchiv Sindelfingen 1993. 280 Seiten

mit einigen Skizzen und Abbildungen. Masch. schr. verv. Kartoniert DM 28,-

BERND MERKLE: **So ain Lebdag**. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1993. 149 Seiten mit einigen Zeichnungen von Helga Merkle. Pappband DM 18,80

HANS SCHUMANN: **Königin Katharina von Württemberg**. Engelhorn Verlag Stuttgart 1993. 80 Seiten mit 16 Abbildungen. Gebunden DM 12,80

WILBERT NEUGEBAUER: **Die Wilhelma. Ein Paradies in der Stadt**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1993. 191 Seiten mit 340 meist farbigen Abbildungen. Gebunden DM 64,- (bis 31. 12. 1993, danach DM 74,-)

ULRICH MAIER: **Als Baden noch in Schwaben lag ... Sagen in Baden-Württemberg und ihre historischen Hintergründe**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1993. 227 Seiten mit 10 Abbildungen. Pappband DM 34,-

Blätter zur Stadtgeschichte. Heft 10. Herausgegeben vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen. Stadt Bietigheim-Bissingen 1992. 158 Seiten mit 54 Abbildungen. Broschiert DM 15,-

CARL FRIEDRICH KIELMEYER: **Ueber die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Geseze und Folgen dieser Verhältnisse**. Faksimile der Ausgabe Stuttgart 1793 mit einer Einführung von Kai Torsten Kanz. Basilisken-Presse Marburg a. d. L. 1993. 72 und 46 Seiten. Pappband DM 48,-

Anschriften der Autoren

Martin Blümcke, Schönbergstraße 86, 72793 Pfullingen

Dieter Essig, Auf dem Berg 14, 73230 Kirchheim/Teck-Ötlingen

Robert Fritz, Tiefenbachstraße 3, 72555 Metzingen-Neuhausen

Jörg Holzwarth, Römerstraße 52, 70108 Stuttgart

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 70197 Stuttgart

Thomas Knubben, Grabenstraße 16, 70734 Fellbach

Manfred Steinmetz, Traubenweg 15, 73635 Rudersberg-Steinenberg

Klaus Thinius-Hüser, Prof. Dr.-Ing., Hohentwielweg 6, 76337 Waldbronn

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A, 72074 Tübingen

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild und S. 338–351: Prof. Dr.-Ing. Klaus Thinius-Hüser, Waldbronn; S. 323: Manfred Steinmetz, Rudersberg-Steinenberg; S. 325 f.: Jörg Holzwarth, Stuttgart; S. 327 f., 331–333 oben, 334–336 linke Spalte: Dr. Raimund Waibel, Tübingen; S. 330, 333 unten und 336 rechte Spalte: Fotoarchiv des Schönbuch-Museums Dettenhausen; S. 352: Eberhard Fritz, Altshausen, S. 353: Robert Holder, Bad Urach; S. 354 und 357: Eugen Weiblen; S. 355: Elsässer, Stuttgart; S. 356 und 362 f.: Helene Schuon, Metzingen; S. 357 ff.: alle Zeichnungen Joachim Würster; S. 365–369: Dieter Essig, Kirchheim-Teck/Ötlingen; S. 382–387: Landesdenkmalamt, Arbeitsstelle «Pfahlbauarchäologie Bodensee-Oberschwaben» in Gaienhofen-Hemmenhofen; S. 401 und 404: Harald Schukraft, Stuttgart; S. 402 f.: Marcellus Kaiser, Beimerstetten.

Betr.: Natur- und Umweltschutz in Baden-Württemberg

Sehr geehrter Herr Blümcke,
für Ihren Brief vom 25. Juni 1993 bin ich Ihnen sehr dankbar, weil er mir erneut bestätigt, daß ich mich bei meinem Bemühen, es nicht zu einer Verlagerung der Zuständigkeit für die Ausweisung von Naturschutzgebieten auf die Land- und Stadtkreise kommen zu lassen, der Unterstützung der Naturschutzverbände des Landes sicher weiß. Neben der Frage der politischen Durchsetzbarkeit ist für mich vor allem das Argument ausschlaggebend, daß wir gerade bei der Ausweisung von Naturschutzgebieten viel stärker als in der Vergangenheit auf die Großflächigkeit und die Vernetzung der Naturschutzgebiete bedacht sein müssen, um den Habitatsansprüchen der wildlebenden Tier- und Pflanzenwelt gerecht zu werden. Die kreisübergreifende Fachkompetenz ist dabei bei den Regierungspräsidien und den Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege ganz sicher besser gegeben als bei den unteren Naturschutzbehörden.

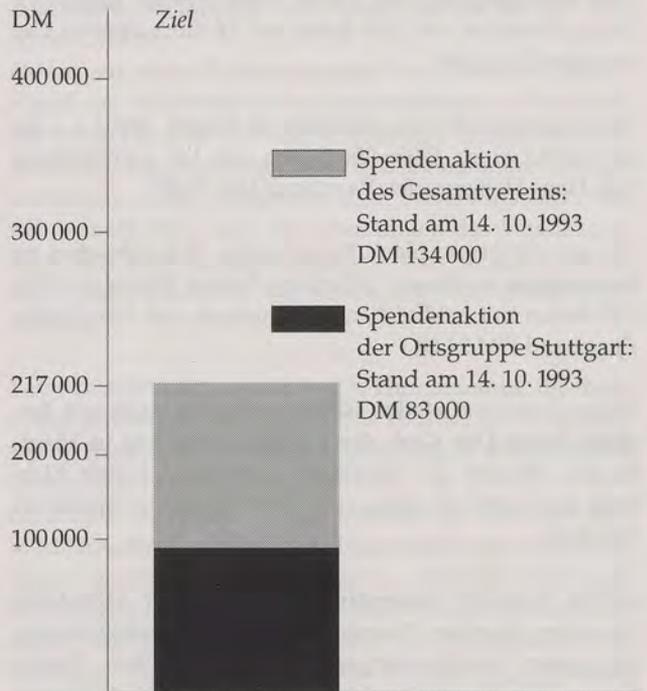
Was Ihre Besorgnis im Hinblick auf die Finanzierung der Landeszuschüsse für den Grunderwerb für Naturschutzzwecke betrifft, so wirken sich zwar auch hier die Haushaltskürzungen aus. Es ist jedoch nicht so, daß die Zuschüsse des Landes für den Erwerb naturschutzwichtiger Grundstücke durch Verbände, wie Sie schreiben, eingefroren wurden. Die Verringerung der Zuweisungen an die Regierungspräsidien um etwa ein Drittel beruht im übrigen bis zu einem gewissen Grade auch darauf, daß wir die Einrichtung der geplanten Naturschutzzentren beispielsweise in Bad Wurzach, finanzieren müssen. In der Informationsvermittlung, wie sie die Naturschutzzentren leisten sollen, sehe ich auch eine wichtige Maßnahme zur Verbesserung der Situation in unseren Naturschutzgebieten.

Es ist mir ein ganz besonderes Anliegen, dem Schwäbischen Heimatbund für sein Engagement beim Erwerb und bei der Pflege naturschutzwichtiger Grundstücke zu danken, eine Arbeit, die in dem Sonderheft der «Schwäbischen Heimat» über die Schutzgebiete des Schwäbischen Heimatbundes eindrucksvoll dokumentiert ist. Auch Ihr Plädoyer zur Erhaltung der Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz im Heft 4/1992 der «Schwäbischen Heimat» habe ich mit großer Befriedigung aufgenommen, weil es deutlich werden läßt, wie die Arbeit dieser Ämter auch in der Fläche anerkannt wird.

Mit freundlichen Grüßen
Harald B. Schäfer

Stuttgart, den 5. August 1993
Umweltministerium
Baden-Württemberg
Der Minister

Spendenbarometer für die Rettung der Altstadthäuser in Stuttgart



Großeinzelspenden mit 30 000,- DM und 10 000,- DM

Das Bauvorhaben wurde am 4. Oktober 1993 begonnen. Das Baubeginnsfest mit erneuter Grundsteinlegung fand am 16. Oktober 1993 statt. Die ersten Ausschreibungen haben eine leichte Tendenz der Kosten nach oben erkennen lassen. Das Grundstück wird gekauft und nicht in Erbbaurecht von der Stadt Stuttgart übernommen.

Wir sind also weiter auf Ihre Spendenbereitschaft angewiesen und bitten sehr, uns weiter zu unterstützen. 820 Mitglieder haben uns bisher durch eine kleine oder große Spende unterstützt. Falls Sie noch nicht zu diesem Aktivposten des Vereins gehören, haben Sie jetzt die Möglichkeit, uns zu helfen. Vor der letzten Umschlagseite ist wieder ein Überweisungsträger beigeheftet und wir bitten Sie, diesen zu verwenden.

Danke an die beiden privaten Großspender. Es macht Mut und gibt Vorstand und Geschäftsstelle Kraft, dieses Vorhaben durchzustehen.

Viele Helfer haben dieses Jahr wieder bei der «Aktion Irrenberg» mitgeholfen, das Heu am Steilhang zusammenzurechen und auf Plastikbahnen hinunterzuziehen.



«Aktion Irrenberg» hilft seltenen Pflanzen

(epd) Alle Jahre wieder im August lädt der «Schwäbische Heimatbund» an einem Samstag zu einer «Aktion Irrenberg» ins Roschbachtal von Balingen-Zillhausen ein. Dort werden lange nach der üblichen Heuernte Hangwiesen abgemäht; das Gras wird anschließend abtransportiert, damit der Boden von der Mahd nicht gedüngt wird. Diese «Aktion Irrenberg», die bei den Naturschützern in und um den Zollern-Alb-Kreis heute geradezu zu einem gesellschaftlichen Ereignis geworden ist, fand dieses Jahr am 14. August statt. Rund hundert Helfer, darunter Landrat Fischer und Forstdirektor Ostertag, waren dieses Mal zusammengelassen. Die Aktion trug dazu bei, in abgelegener Höhenlage eine extrem seltene und artenreiche Vegetation zu erhalten, die durch eine Verkettung besonders günstiger Umstände nur hier anzutreffen ist.

Der Irrenberg bietet ein typisches Beispiel für den Übergang vom landwirtschaftlich genutzten Mähderrain hin zu einem nach ökologischen Gesichtspunkten gepflegten Naturschutzgebiet. Die Wiesen ganz am Rande großer Gemeindemarkungen wurden stets nur bei herrlichem Sonnenschein äußerst extensiv bewirtschaftet; zur Heuernte hier kam man – wenn überhaupt – meist erst, wenn sie in allen übrigen Gewannen abgeschlossen war. Deshalb haben sich hier in einer Höhe zwischen 820 und 900 Metern Kalkmagerwiesen erhalten, auf denen eine große Anzahl heute seltener und gefährdeter Pflanzenarten anzutreffen ist; darunter sind Pflanzen sowohl aus dem alpinen Raum wie auch aus der nacheiszeitlichen Wärmezeit. Die ungedüngten einmähdigen Magerwiesen zählen zu den schönsten Mähderrain im Zollern-Alb-Kreis und zu

den floristisch reichhaltigsten auf der Schwäbischen Alb. Damit das so bleibt, hat der Schwäbische Heimatbund (SHB) auf dem Irrenberg in fünfzig Jahren rund 98 Prozent des unter Naturschutz stehenden Bereiches erworben. So ist es nach Auffassung von SHB-Vorsitzendem Martin Blümcke möglich, die frühere, extensive Nutzung dieses Gebietes fortzuführen und die vorhandenen Arten erhalten zu helfen.

Schwäbische Heimat «eingeschweißt»

Wir wissen, daß wir mit der letzten Zusendung der Schwäbischen Heimat 1993/3 in eingeschweißter Form dem Umweltgedanken der Müllvermeidung keine Rechnung getragen haben.

Die Versendung der Hefte ohne Schutz hatte in den vergangenen zwei Jahren zur Folge, daß nach jeder Versendungsaktion eine Unzahl von Reklamationen auf die Geschäftsstelle zukam. Viele Hefte seien zerrissen, erheblich angestoßen, naß geworden oder die Ecken zerfleddert. Die Geschäftsstelle reagierte mit Ersatzsendungen und Entschuldigungen für nicht zu vertretende Umstände.

Alle Überlegungen, die die Umweltrelevanz und die finanziellen Auswirkungen aller Nachsendungsaktionen einbezogen, mündeten letztlich in der Entscheidung, die kostbare Zeitschrift «Schwäbische Heimat» künftig im Schutz einer Folie zu versenden. Wir meinen, daß wir kein Eigentor geschossen haben, wie uns ein engagiertes Mitglied kundtat. Die Folie ist im gelben Sack oder in der gelben Tonne recycelbar, wohlwissend, daß Müllvermeidung die bessere Lösung darstellt. Wir haben die zweitbeste Lösung gewählt.

«Denkmalschutz bedeutet Lebensqualität»

(Südwestpresse) Zum vierten Mal ist am 17. September 1993 ein Ulmer Baudenkmal mit dem Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes (SHB) ausgezeichnet worden. Der SHB hat diesen Preis zum 16. Mal vergeben und heuer zum zweiten Mal zusammen mit der Württembergischen Hypotheken-Bank ausgelobt. Der mit 10000 Mark dotierte Preis für beispielhafte Privatinitiative im Bereich der Denkmalpflege wurde landesweit für insgesamt fünf sanierte Objekte vergeben. Sie waren aus 42 Bewerbungen ausgewählt worden.

Die Bedeutung des Denkmalschutzes für Lebensqualität und Lebenswert in den Städten, für die Wirtschaft und auch seine Bedeutung als «weicher» Standortfaktor unterstrich Staatssekretär Rainer Brechtken vom baden-württembergischen Wirtschaftsministerium bei der Preisverleihung im Haus der Begegnung. *Eine Mark Sanierungsmittel vervielfacht sich auf das Sieben- bis Achtfache*, erklärte er. Daher sei die Sanierung ein erheblicher Faktor für die Stützung der Konjunktur. Auch gewinne der Anteil, den die Sanierung der Altbau-Substanz am Bauvolumen habe, an Bedeutung. Zur Erhaltung des kulturellen Erbes bedürfe es jedoch auch des privaten Mäzenatentums. Er hob daher diesen einzigen privaten Denkmalpreis als Vorbild hervor. Sponsoring erziele Imagewirkung.

Bezugnehmend auf den Heimatschutz, den sich der Schwäbische Heimatbund seit 1909 zur Aufgabe gemacht hat, erklärte der Staatssekretär, Heimat sei ein dynamischer Begriff. Er grenze nicht aus, sondern begreife die Lebens-Umstände insgesamt, auch die hier lebenden Ausländer. Heimat sei nicht nach Nationalitäten zu definieren, enthalte gesellschaftliche Veränderungen.

Begrüßt hatte die Anwesenden der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke. Mit dem Preis werde auch der persönliche Einsatz gewürdigt, auch die Courage, denkmalwürdige Gebäude zu erwerben, sich mit ihrer Geschichte und ihrem Charakter auseinanderzusetzen. Doch gehe es nicht einfach darum, die äußere Fassade eines Denkmals zu erhalten: Die Geschichte müsse auch innen ablesbar bleiben.

An seine Ulmer Jugend, als er oft an der Villa Wieland vorbeizumarschieren pflegte, erinnerte sich Dr. Jürgen Blumer, Sprecher des Vorstandes der Württembergischen Hypo-Bank. Die privatwirtschaftliche Förderung denkmalschützerischer Aktivitäten sah er als hilfreichen Anstoß mit beispielgebender Wirkung, der gerade in Zeiten knapper Kassen hilfreich sein könne.

Ulms Erster Bürgermeister, Prof. Alfred Katz, wies auf das lebhaftere Interesse hin, das die Wieland-Villa am vergangenen Sonntag beim Tag des offenen Denkmals gefunden hatte, als sich 2000 Besucher hindurchdrängten. Er beglückwünschte namens der Stadt Ulm Südwest-Presse-Chefredakteur Ulrich Wildermuth, der die Neupresse-Gesellschaft als Eigentümerin der Villa repräsentierte, sowie den Architekten Fred Hochstrasser, der die Anlage unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten restauriert hat und später den Preis in Empfang nahm. Für eine Stadt wie Ulm, so betonte Katz, sei der Denkmalschutz eine besonders wichtige Aufgabe.

Die ausgezeichneten Bauten befinden sich alle in Privatbesitz und sind von ihren Eigentümern unter Berücksichtigung denkmalschützerischer Gesichtspunkte wiederhergestellt worden. Preisgekrönt wurden neben dem Ulmer Wieland-Hause die Grusen-Villa in Villingen-Schwenningen, der Deisenhof in Eschbronn-Locherhof, Kreis Rottweil, ein oberdeutsches Fachwerkhaus in Rutesheim, Kreis Böblingen (Schulstraße 8), und ein Bauernhaus in Aichwald-Schanbach, Kreis Esslingen (Hauptstraße 85).



Gottfried und Gertrud Rapp vom Deisenhof in Eschbronn-Locherhof freuen sich sichtlich über die Auszeichnung, die ihnen Staatssekretär Brechtken übergibt. Dazwischen Architekt Heinz Schwarzwälder.

Überreichung des Denkmalschutzpreises 1993 am 17. September in Ulm.

Von links: Gottfried Rapp, Gertrud Rapp, Eschbronn-Locherhof, Dr. Jürgen Blumer, Matthias Haag, Rutesheim, Heinz Schwarzwälder, Wilhelm Hägele, Irmlinde Hägele, Hans Hägele, Aichwald-Schanbach, Staatssekretär Rainer Brechtken, Fred Hochstrasser, Ulm, Jürgen Bradatsch, Rutesheim, Hermann Würthner, VS-Schwenningen, Gebhard Lauffer und Martin Blümcke.



Führungstrio für die Ortsgruppe Ulm gesucht

Auf Einladung des Vorsitzenden Martin Blümcke trafen sich im Haus der Begegnung, der ehemaligen Ulmer Dreifaltigkeitskirche, am Abend der Denkmalschutzpreisverleihung 1993, am 17. September, fünfzehn Mitglieder. Nach der Vorstellung der derzeitigen Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes durch den Vorsitzenden diskutierten die Anwesenden, unter welchen Voraussetzungen Persönlichkeiten gewonnen werden können, die bereit sind, in der Leitung der Ortsgruppe Ulm mitzuarbeiten. Eines wurde deutlich: daß die Arbeit wohl nicht nur auf einer Schulter lasten kann, sondern daß ein Führungsgremium von mindestens drei Mitgliedern gewählt werden sollte, das bereit ist, die Arbeit von Karl Reutter, dem im Dezember 1992 verstorbenen Leiter der Ortsgruppe, fortzuführen. Die anwesenden Mitglieder waren sich klar darüber, daß es dringend notwendig ist, persönlich Mitglieder, aber auch dem Heimatbund bisher nicht zugehörige Personen anzusprechen, die für die Arbeit das notwendige Engagement aufbringen können. Am Beispiel gut funktionierender Ortsgruppen machte der Vorsitzende deutlich, daß diese Arbeit auch sehr viel Spaß machen kann und daß der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes sehr daran interessiert ist, in allen größeren Städten Ortsgruppen zu haben. Nur wenn Gruppen vor Ort da sind, läßt sich auch Einfluß auf Naturschutz und Denkmalpflege in den betreffenden Landschaften nehmen. Die Stuttgarter Zentrale ist nicht in der Lage, alle Angelegenheiten im Land zu registrieren oder wenn

dies geschehen ist, auch entsprechend zu reagieren. Auch dienen die Ortsgruppen dazu, das notwendigerweise immer von Stuttgart ausgehende Studienreiseprogramm mit bestimmten Themen zu komplettieren, damit Aktuelles wie Ausstellungen und von den Vereinsmitgliedern gewünschte Ziele durch Exkursionen aufgeschlossen werden.

Geschäftsführer Dieter Dziellak berichtete über das Bauvorhaben des Schwäbischen Heimatbundes und des Verschönerungsvereins der Stadt Stuttgart im Leonhardsviertel, das im Oktober begonnen worden ist. Er stellte dar, daß die Spendenfreudigkeit der Mitglieder groß ist und bis zum Baubeginn 200 000,- DM eingegangen sind. Er hofft, daß diese Spendenbereitschaft weiterhin anhält, wenn mit dem Bauvorhaben endgültig begonnen ist, so daß sich die Belastung des Schwäbischen Heimatbundes für die künftigen Jahre durch die Aufnahme von Darlehen in Grenzen hält. Die Dias über die Historie des Leonhardsviertels und des Wilhelmsplatzes fanden interessierte Zuschauer wie auch die Dias über die Planung des Gebäudes.

Vorsitzender Martin Blümcke stellte am Schluß fest, daß es notwendig gewesen ist, diese Versammlung in Ulm abzuhalten, um die Mitglieder zu sensibilisieren, da in der Stadt Ulm auch weiterhin eine starke Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes existieren muß. Nicht zuletzt deshalb, weil bereits vier Denkmalschutzpreise seit 1978 in der Stadt Ulm vergeben wurden. Von den Anwesenden wurden Vorschläge zur Führung der Ortsgruppe gemacht, und etliche Damen und Herren erklärten sich bereit, mit geeigneten Persönlichkeiten zu sprechen, um diese für eine Mitarbeit zu gewinnen.



Erneute Grundsteinlegung am 16. Oktober 1993 im Weinkeller der Weberstraße 2. Von links: Ulrich Gräf, Vorstandsmitglied des Heimatbundes mit einer Kasette voller Dokumente in den Händen, Ehrenvorsitzender Prof. Willi K. Birn, Bau-Bürgermeister Prof. Hans-Martin Bruckmann, Dieter Dziellak sowie Friedrich Speyer und Dr. Heinz Kleinmann, stellvertretende Vorsitzende des Verschönerungsvereins.

Wie durch Wunder 300 Jahre überstanden

(STN) In der Weberstraße im Stuttgarter Leonhardsviertel fanden sich am Samstag, dem 16. Oktober 1993, viele Leute ein, um auf Einladung des Schwäbischen Heimatbunds den Sanierungsbeginn für drei alte Häuser zur Richtstraße hin zu feiern. Mit Hilfe des Verschönerungsvereins ist dies möglich geworden, nachdem die Stadt nicht mehr dazu in der Lage war.

«Finanziell belastet, aber ideell gestärkt» wollen die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes und des Stuttgarter Verschönerungsvereins am Ende des Sanierungsvorhabens Weber-/Richterstraße im Leonhardsviertel hervorgehen. Denn hier stehen die vermutlich ältesten Häuser der Stuttgarter Innenstadt, die jetzt mit einem Kostenaufwand von 2,3 Millionen Mark saniert werden.

Am Samstag war offizieller Baubeginn, und die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes hatte zu einem Fest eingeladen. Baubürgermeister Hansmartin Bruckmann sprach von einem «Wunder», daß die 300 Jahre alten Häuser Weberstraße 2 sowie Richtstraße 1 und 3 vor dem Abbruch gerettet wurden. Die Stadt habe sich *große Mühe für den Erhalt dieser historischen Objekte* gegeben. Doch *nach vielen vergeblichen Versuchen* sei dies an den zu hohen Kosten gescheitert. Um so mehr wolle er dem Schwäbischen Heimatbund und dem Verschönerungsverein für die Initiative danken. Beide brächten ein hohes Maß an Hingabe zu den Werten der Heimat, Stolz auf Traditionen und den Sachverstand der Architekten in das Bauvorhaben ein.

Ein *ehrgeiziges Projekt* nannte auch Ulrich Gräf vom Heimatbund die Totalsanierung. Und Heinz Kleinmann vom Verschönerungsverein versprach den vielen Stuttgartern,

die am Fest anlässlich des Baubeginns teilnahmen, *möglichst viel Altes am Bau sichtbar und erlebbar zu machen*. So sollen Steinbeläge, Natursteinwände, Wandverputzstücke und Holzeinbauten wiederverwendet werden. *Von der Ansicht unverändert, aber mit modernem Innenleben*, so Architekt Claus Krüger, werden sich die drei Häuser nach 18 Monaten Bauzeit darstellen.

Als symbolische Handlung wurde im Haus Weberstraße 2 eine Edelstahlkassette mit Zeitdokumenten eingemörtelt. In den Häusern soll die Geschäftsstelle des Heimatbunds ihren Platz finden. bj

Raum gesucht

(Regale vorhanden)

Unsere Bitte, einen leerstehenden oder leer zu räumenden Raum für ca. 2 Jahre für die Unterbringung unserer Bücherei zur Verfügung zu stellen, hat keine Resonanz gefunden.

So bitten wir nochmals und erweitern das Einzugsgebiet in die Region Stuttgart (bis 40 km).

Wir sind auch bereit, eine angemessene Entschädigung zu bezahlen, denn wir müssen bisher privat gelagerte Bücher in Umzugskisten zurücknehmen.

Wer kann uns helfen?

Bitte rufen Sie uns an:

Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, Telefon (07 11) 22 16 38

Jede Miete zahlen? Nicht mit uns.

LBS

Bausparkasse der Sparkassen

Classic
&
V
a
r
i
o

Die Zeiten, in denen Sie sich über Mieterhöhungen ärgern mußten, sind vorbei. LBS *Classic* und *Vario* sei Dank! Denn LBS Bausparen ist heute auf jeden Fall flexibel - damit können Sie sich so manchen Wunsch erfüllen. Na dann los!

LBS und Sparkasse:
Unternehmen der
Finanzgruppe.

**Wir geben Ihrer
Zukunft ein Zuhause.**



Alte Häuser im Leonhardsviertel: Glücksfall

Der Schwäbische Heimatbund und der Stuttgarter Verschönerungsverein haben ein dickes Lob verdient. Ausgerechnet jetzt, mitten in finanziell schwieriger Zeit, wagen sie ein Millionenprojekt: die Restaurierung der heruntergekommenen alten Häuser zwischen Weber- und Richtstraße am Rande des Leonhardsviertels. Damit dürfen beide Vereine mit Fug und Recht von sich sagen, sie hätten denkmalgeschützte Bausubstanz vor dem Verfall gerettet – eine Aufgabe, die eigentlich die Stadt Stuttgart als Eigentümerin hätte bewältigen müssen. Lange Jahre hat man sich im Rathaus nicht um die annähernd 300 Jahre alten Häuser gekümmert. Erst jetzt, fünf Minuten vor zwölf, war die Stadt endlich dazu bereit, die ehemaligen Wirts- und Wohnhäuser der Kleinbauern und Tagelöhner an die beiden rührigen Vereine zu verkaufen. Sie hat dafür, nebenbei bemerkt, noch 100 000 Mark erhalten – viel Geld, wenn man bedenkt, daß dieselbe Stadt lange Jahre ihre Pflichten vernachlässigt hat.

Wenn am Samstag symbolisch der Grundstein für das zukünftige Domizil des Schwäbischen Heimatbundes und des Verschönerungsvereins gelegt wird, ist damit zugleich ein anderes ehrgeiziges Projekt des Verschönerungsvereins so gut wie erledigt: der «Iga-Turm» auf dem Killesberg. Eigentlich hatte sich der Verein mit der kühnen Stahlkonstruktion des Stuttgarters Jörg Schlaich ein weithin sichtbares Denkmal setzen wollen, doch Finanzierungsprobleme und Zeitnot ließen den Plan scheitern. Einiges deutet darauf hin, daß Initiator Schlaich seinen Turm anderswo errichten wird. Das wäre schade für Stuttgart, aber beileibe kein Unglück. Ein Glücksfall hingegen ist es, daß die alten Häuser an der Richtstraße nun tatsächlich gerettet sind.

Thomas Borgmann

(Stuttgarter Zeitung, 13. 10. 1993)

Ortsgruppe Leutkirch – Steht Generationswechsel bevor?

Zu Besuch bei einer Mitgliederversammlung der Ortsgruppe Leutkirch weilten am 3. September 1993 Vorsitzender Martin Blümcke und Geschäftsführer Dieter Dziellak. Martin Blümcke hob in seiner Begrüßungsansprache hervor, daß sich der Schwäbische Heimatbund im «Württembergischen Allgäu» schwertue, Mitglieder zu halten bzw. neue zu gewinnen. Die örtlichen Geschichts- und Heimatvereine stellen gewachsene Gemeinschaften dar, die Bezugsgrößen sind. Um so mehr schätze er das Engagement von Paul Zorn aus Leutkirch ein, dem Vertrauensmann des Schwäbischen Heimatbundes für Leutkirch und Umgebung.

Dieser stellte in seinem Tätigkeitsbericht die besonderen Schwerpunkte seiner Arbeit für Leutkirch dar. Das Thema Verkehrsberuhigung in der Altstadt von Leutkirch und die Anlage von Parkplätzen außerhalb der Altstadt, um die Verkehrsberuhigung durchzusetzen, sind ein Leutkircher Thema. Verdichtetes Bauen im Einklang

mit den zahlreichen Kulturdenkmälern der Altstadt stellen für jeden heimatverbundenen Mitbürger ein weiteres Thema dar. Er arbeite weiter in einem Arbeitskreis für Umwelt mit und engagiere sich ebenfalls im Arbeitskreis «Württembergisches Allgäu», wo besonders die Betriebsaufgabe der Landwirtschaft und damit der Verfall der Bauernhäuser und die Pflege der Allgäuer Kulturlandschaft Anlaß zur Sorge gebe. Er stellte fest, daß die Altstadt von Leutkirch weiterhin dem Wohnen dienen müsse und daß der Restaurierung alter Häuser generell der Vorzug vor Neubauten eingeräumt werden muß. Ortsgruppen sind wichtige Fundamente für den Gesamtverein des Schwäbischen Heimatbundes. Deshalb muß eine den örtlichen Gegebenheiten abgestimmte Thematik die Arbeit der Ortsgruppe bestimmen.

Martin Blümcke sah in dem Arbeitskreis «Württembergisches Allgäu» keine Konkurrenz, denn beide Vereine hätten ja die gleiche Zielsetzung. Der 1904 entstandene Deutsche Heimatbund und der 1909 entstandene Württembergische Bund für Heimatschutz waren ihrer Zielsetzung nach Dachvereine. Der Württembergische Bund für Heimatschutz hatte 1920 64 Ortsgruppen, während derzeit lediglich 12 Ortsgruppen im Schwäbischen Heimatbund bestehen. Es sei ein dringendes Anliegen des Gesamtvereins, in jeder größeren württembergischen Stadt eine Ortsgruppe zu haben, die sich mit den örtlichen Aufgaben der Denkmal- und Heimatpflege, aber auch mit allen Fragen des Naturschutzes auseinandersetzt. In den 1994 durchzuführenden Neuwahlen des Ortsgruppenvorstandes wird deshalb auch an ein Triumvirat in der Leitung gedacht, um alle Aufgabenfelder abzudecken.

Dr. Manfred Thierer brachte es in seinem Diskussionsbeitrag auf einen Nenner. Der Verein Heimatpflege «Württembergisches Allgäu» habe die gleichen Ziele wie der Schwäbische Heimatbund, deshalb sei jede starke Gruppierung gut, die sich um Denkmalpflege und Heimatpflege annimmt. Er erhoffe sich auch vom Schwäbischen Heimatbund Rückendeckung bei Problemstellungen, die sich aus veränderten Strukturen ergeben. Georg Zimmer war zuversichtlich, weil sich sehr viele Leute in der Heimatpflege engagieren, wenn ein regional überschaubares Thema einen Einsatz erfordert. Man wolle sich zwar nicht bis ans Lebensende an einen Verein binden, aber ein aktueller Anlaß gibt die Möglichkeit zur Mitwirkung und damit auch für Mitgliedschaft. Er berichtete darüber, daß sich der Heimatpflegeverein «Württembergisches Allgäu» insbesondere dafür einsetzt, daß die Städte und Gemeinden wieder an Orts-Heimatpfleger denken mögen, die ehrenamtlich für diese Aufgabe in den Städten und Gemeinden wirken können. Beide Diskussionsredner sprachen sich dafür aus, daß man sich im Gesamtverein des Schwäbischen Heimatbundes überlegen sollte, wie man künftig mit Gruppenmitgliedschaften umgeht. In einer Zeit der Kürzung aller Zuschüsse, den sogenannten «Freiwilligkeitsleistungen» der Städte, Gemeinden und Kreise, ist eine Lobby in Stuttgart sehr wichtig, um auch weiter mit den notwendigen finanziellen Mitteln ausgestattet zu sein, um die für die Menschen im Land wichtigen Aufgaben im weiten Bereich der Heimatpflege zu erfüllen.

Jahresbeitrag und Jahresspende 1994

Der Jahresbeitrag 1994 beträgt für Einzelmitglieder 40,- DM, für juristische Personen 80,- DM. Für Einzelmitglieder in Berufsausbildung wird die Hälfte erhoben.

Nach den Bestimmungen der Satzung des Schwäbischen Heimatbundes vom 11. Mai 1991 wird der Jahresbeitrag zum 1. Januar fällig. Viele Mitglieder haben den Jahresbeitrag auch bisher bereits vor der schriftlichen Aufforderung zum Jahresanfang bezahlt.

Um Ihnen bei Spenden bis einschließlich 100,- DM die Möglichkeit der Verwendung des Überweisungsträgers für steuerliche Zwecke zu ermöglichen und um uns die Buchhaltungsarbeit (Mitgliedsnummer auf dem Überweisungsträger) zu erleichtern, werden wir die Beitragsaufforderung für 1994 bereits zum Jahresende 1993/Jahresanfang 1994 versenden.

Natürlich spielt auch die Liquidität der Heimatbundkasse eine wesentliche Rolle. Durch die Herausgabe der Zeitschrift «Schwäbische Heimat» und durch die Grundstückskäufe in Naturschutzgebieten werden wir regelmäßig mit fünfstelligen Summen zur Kasse gebeten. Dies setzt entsprechendes Geld in der Kasse voraus, um keine Sollzinsen auf dem Girokonto bezahlen zu müssen.

Darüber hinaus verlangt das Bauvorhaben Weberstraße 2/Richtstraße 1+3 in Stuttgart erhebliche Vorleistungen, bevor wir zugesagte Mittel bei anderen Stellen abrufen können. Auch hierdurch möchten wir keine Überziehungszinsen bezahlen.

Mit der Aufforderung zur Bezahlung des Jahresbeitrages 1994 bitten wir wiederum um Ihre Spende für die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes in der Denkmalpflege, der Volksbildung und insbesondere für den Naturschutz. Die Mitgliederversammlung am 3. April 1993 in Heilbronn lehnte einen Antrag auf Beitragserhöhung aus den Reihen der Mitglieder ab, mit der Begründung, dadurch eine erhöhte Spendenbereitschaft zu erreichen. Wir hoffen, daß auch Sie unsere Arbeit mit einem Ihnen angemessenen Betrag über den Jahresbeitrag hinaus weiter unterstützen.

Neue Mitglieder

190 Eintritte vom 1. 1. bis 30. 9. 93

Ankele, Hans-Jürgen, 72116 Mössingen
Bachofer, Wolfgang, 88489 Wain
Barz, Sigrid, 70192 Stuttgart
Bauder, Else, 70176 Stuttgart
Bauer, Heiderose, 71570 Oppenweiler
Bauer, Wolfgang, 71679 Asperg
Baur, Erich, 73457 Essingen
Behrendt, Klaus, 70619 Stuttgart
Berner, Eugen, 70469 Stuttgart
Bidermann, Gottlob-Herbert, 72280 Dornstetten
Binder, Michael, 74343 Großsachsenheim

Birkenmaier, Hilde, 73265 Dettingen
Bitterle, Frieder, 73773 Aichwald-Aichschieß
Blau, Erwin, 74626 Bretzfeld
Boehmer, Marianne, 72074 Tübingen
Bonczek, Werner, 78549 Spaichingen
Bosem, Hans-Georg, 88499 Riedlingen
Brachert, Heinrich, 88718 Daisendorf
Brand, Hans-Gerhard, 72074 Tübingen
Brunner, Anneliese, 70190 Stuttgart
Bundschu, Gisela, 88212 Ravensburg
Christ, Klara, 88499 Riedlingen
Claar, Ute, 70195 Stuttgart
Daiber, Walter, 71711 Steinheim
Distelrath, Peter und Gertrud, 71522 Backnang
Duppel, Gerhard, 75433 Maulbronn
Eberhard, Roland, 70195 Stuttgart
Eckhardt, Else, 70372 Stuttgart
Ellwanger, Brigitte, 73230 Kirchheim-Teck
Epple, Gisela, 71522 Backnang
Erdin-Schwill, Christa, 71229 Leonberg
Faigle, Gerhard, 72766 Reutlingen
Fandrey, Carla, 70372 Stuttgart
Feuchter, Erika, 71522 Backnang
Forschner, Diethelm, 70186 Stuttgart
Fräulin, Lucie, 70771 Leinfelden-Echterdingen
Frey, Heidi, 74081 Heilbronn
Fritsch, Elisabeth, 71640 Ludwigsburg
Fülle, Reinhold K., 70190 Stuttgart
Gairing, Wolfgang, 88499 Riedlingen
Geiselman, Hermann, 78586 Deilingen
Gekeler, Heiner, 72793 Pfullingen
Gemeinde Illingen, 75428 Illingen
Glück, Charlotte, 70186 Stuttgart
Gölz, Conrad, 72072 Tübingen
Gross, Ruth, 70372 Stuttgart
Grubmiller, Johannes, 72393 Burladingen
Gundelach, Herlind, 53343 Wachtberg
Haas, Erwin, 73033 Göppingen
Hagen, Emma, 88250 Weingarten
Haigis, Thomas, 72138 Kirchentellinsfurt
Harbig, Klaus, 71701 Schwieberdingen
Häring, Karin, 89075 Ulm
Häussermann, Heinz, 71522 Backnang
Heilemann, Wolfgang, 73271 Holzmaden
Heintzeler, Elisabeth, 70599 Stuttgart
Hempfer, Anna Maria, 70565 Stuttgart
Henzler, Gisela, 72622 Nürtingen
Hermann, Evi-Ursula, 70178 Stuttgart
Herrmann, Sylvia, 72639 Neuffen
Hertel, Gerhard, 72250 Freudenstadt
Hille-Brunke, Helmut, 72074 Tübingen
Hirzel, Lotte, 71570 Oppenweiler
Holoch, Gertrud, 70188 Stuttgart
Horky, Franz, 73230 Kirchheim
Höß, Hans-Günther, 73266 Bissingen-Ochsenwang
Hüttmann, Helmut, 70599 Stuttgart
Ilsfelder Heimatverein e.V., 74360 Ilsfeld
Jeutter, Karl-Ulrich, 73035 Göppingen
Kaiser, Ingrid, 70599 Stuttgart

Kappert, Ursula, 70469 Stuttgart
Klebes, Udo, 72760 Reutlingen
Kleinschrot, Jürgen, 97996 Niederstetten
Klempt, Helga, 70435 Stuttgart
Kneile, Elisabeth, 70195 Stuttgart
Koepp, Christian, 73773 Aichwald
Kohfink, Günther, 72800 Eningen
Kossow, Wiebke, 71336 Waiblingen
Kröner, Gerhard, 71665 Vaihingen
Krügler, Gerd, 72218 Wildberg
Kurz, Fritz, 73084 Salach
Kübler, Else, 71522 Backnang
Kübler, Ulrich, 71522 Backnang
Leucht, Ruth, 71640 Ludwigsburg
Liebherr, Ralf, 72108 Rottenburg
Liebig, Gerhard, 70599 Stuttgart
Limbach, Reiner, 72070 Tübingen
Linder, Heinrich, 72525 Münsingen
Link, Erich, 70192 Stuttgart
Mack, Ulrich, 73230 Kirchheim u. T.
Madel, Anton, 89079 Ulm
Mager, Helmut, 74343 Sachsenheim
Melk, Ekkehard, 72127 Kusterdingen
Metzger, Hermann, 97996 Niederstetten
Meuth, Elisabeth, 70192 Stuttgart
Moegling, Dorothee, 73230 Kirchheim
Müller, Alice, 74076 Heilbronn
Müller, Elisabeth, 70825 Korntal-Münchingen
Müller, Gerhard, 73230 Kirchheim
Müller, Liselotte, 71642 Ludwigsburg
Müßener, Heinrich-Otto, 74196 Neuenstadt
Mütz, Karl, 72074 Tübingen
Mütz, Peter, 73432 Aalen-Ebnat
Niemeyer, Günter, 70597 Stuttgart
Obert, Isabella, 74182 Obersulm
Off, Emma, 70736 Fellbach
Osinski, Elisabeth, 72639 Neuffen
Ott, Horst Peter, 71332 Waiblingen
Petrik, Klara, 70327 Stuttgart
Pfeiffer, Gerlinde, 74388 Talheim
Phipps, Alison, 72108 Rottenburg
Plesak, Ulrike, 78078 Niedereschach
Pohle, Edith, 74076 Heilbronn
Prömm, Maria, 70188 Stuttgart
Rauscher, Eberhard, 75328 Schömberg
Reisch, Gertrud, 70186 Stuttgart
Reuff, Wolfgang, 73765 Neuhausen
Reyhing, Marianne, 71336 Waiblingen
Rieker, Herta, 74172 Neckarsulm
Rollenhagen, Ria, 70195 Stuttgart
Roser, Heiner, 70619 Stuttgart
Rothenbacher, Hermann, 88499 Riedlingen
Rottacker, Irmgard, 70619 Stuttgart
Roy, Eugen, 88299 Leutkirch
Ruhnke, Adalbert, 97996 Niederstetten
Ruoff, Max und Luise, 71522 Backnang
Sanwald, Karl, 89555 Steinheim
Schempp, Erika, 72074 Tübingen
Schiller, Rudolf, 70499 Stuttgart

Schloz, Günther, 74074 Heilbronn
Schluppeck, Helene, 89077 Ulm
Schmid, Hans, 73614 Schorndorf
Schmid, Hermann, 73240 Wendlingen
Schmidt, Gertrud, 72224 Ebhausen
Schmidt, Uwe, 89073 Ulm
Schnitzer, Suse, 74360 Ilsfeld
Scholdei, Hans, 73730 Esslingen
Schön, Wolfgang, 70178 Stuttgart
Schönhaar, Walter, 71522 Backnang
Schroeter, Maria, 70184 Stuttgart
Schultes, Ernst, 71570 Oppenweiler
Schulze, Olaf, 75181 Pforzheim
Schumann, Richard, 73760 Ostfildern
Schwentikowski, Ilse, 71522 Backnang
Seibold, Karl, 4123 Allschwil
Seiler, Tros, 73728 Esslingen
Sindlinger, Peter, 72622 Nürtingen
Singer, Albert, 73092 Heiningen
Stahl, Ilse, 72076 Tübingen
Stähle, Robert, 73773 Aichwald
Stefanek, Anne, 71522 Backnang
Stegmaier, Ingo, 73431 Aalen
Steinhart, Franz-Josef, 72124 Gniebel
Stockinger, Friedrich, 75217 Birkenfeld
Stockmayer, Bernhard, 72534 Hayingen
Straub, Ingeborg, 71522 Backnang
Strebel, Hartmut, 70619 Stuttgart
Stroehle, Christoph, 89555 Steinheim
Stroh, Katharina, 71522 Backnang
Ströbele, Josef, 88471 Laupheim
Sülzle-Müller, Elf, 71706 Markgröningen
TC DRUCK Tübinger Chronik eG, 72015 Tübingen
Taigel, Annette, 71032 Böblingen
Taigel, Hermann, 72793 Pfullingen
Tietzen, Reinhard, 72622 Nürtingen
Tränkle, Irmgard, 71364 Winnenden
Truckenmüller, Hilde, 73776 Altbach
Tschakert, Oswald, 72108 Rottenburg
Türck, Carola, 70565 Stuttgart
Uhlarz, Wolfgang, 75433 Maulbronn
Ulrich, Raimund, 70736 Fellbach
Vöhringer-Glück, Christa, 72820 Sonnenbühl
Wagner, Carsten, 70794 Filderstadt-Plattenhardt
Wahl, Gisela, 73230 Kirchheim
Wahl, M. Ernst, 73547 Lorch-Waldhausen
Wälder, Willi, 89617 Untermarchtal
Wedde, Gudrun, 44225 Dortmund
Weig, Gebhard, 89231 Neu-Ulm
Wendel, Gerhard, 70374 Stuttgart
Werren, Renate, 72074 Tübingen
Wichmann, Jürgen, 89617 Untermarchtal
Widmann, Dorothea, 70619 Stuttgart
Winkler, Ursula, 88214 Ravensburg
Wischer, Mathilde, 70188 Stuttgart
Wohlschlager, Hanneliese, 71069 Sindelfingen
Wolf, Renate, 71522 Backnang
Zeitler, Inge, 70182 Stuttgart
Ziegler, Anneliese, 74382 Neckarwestheim

VERANSTALTUNGSPROGRAMM 1994

Führungen – Tagesfahrten – Studienreisen

1

Zug – Idyll am See

Führung: Dr. Raimund Waibel, Historiker

Freitag, 4. Februar, bis Sonntag, 6. Februar 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Singen, Schaffhausen

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 428,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer
DM 468,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

2

Führung durch die neue Ausstellung zur Stadtgeschichte Stuttgarts

Führung: Dr. Manfred Schmid, Stadtarchiv Stuttgart

Freitag, 25. Februar 1994

Treffpunkt: 15.00 Uhr, Tagblatt-Turm (Hof), Eberhardstr. 61

Preis: DM 10,-

3

Die freien Reichsstädte im deutschen Südwesten II: Memmingen – reichsfrei zwischen Iller und Günz

Führung: Dr. Raimund Waibel, Historiker

Samstag, 12. März, bis Sonntag, 13. März 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Ulm, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 249,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 269,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

4

Archäologische Denkmäler am Nordrand der Schwäbischen Alb

Führung: Dr. Martin Luik, Archäologe

Sonntag, 13. März 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

5

Land am oberen Neckar VII

Führung: Dr. Raimund Waibel, Historiker

Mittwoch, 16. März 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Horb, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

6

Zwischen Ohrn und Brettach

Führung: Manfred Akermann, Historiker

Samstag, 19. März 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

7

Die Gartenanlagen des Ludwigsburger Schlosses

Führung: Michael Wenger M. A., Kunsthistoriker

Sonntag, 27. März 1994

Treffpunkt: 9.00 Uhr, Forum am Schloßpark in Ludwigsburg (Anfahrt mit der S-Bahn bis Bahnhof Ludwigsburg, von dort ca. 10 Minuten Fußweg). Die Rückfahrt ist vom S-Bahnhof «Favoritepark» aus möglich.

Preis: DM 20,-

8

Das Florenz der Medici

Führung: Sibylle Setzler M. A., Kunsthistorikerin

Sonntag, 27. März, bis Donnerstag, 31. März 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Tübingen, Busbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 982,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 1142,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

9

Auf den Spuren der Normannen und Staufer in Apulien

Führung: Manfred Akermann, Historiker

Donnerstag, 31. März, bis Samstag, 9. April 1994

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: 7.30 Uhr in Kirchheim/Teck (Bahnhof), 8.15 Uhr in Ulm-Ost (Autobahnraststätte)

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 1690,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer
DM 1990,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

10

Wanderungen zu stauferzeitlichen Burgen VI: Burgen im Pfälzer Wald III

Führung: Dr. Raimund Waibel, Historiker

Samstag, 16. April, bis Sonntag, 17. April 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 229,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 239,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

11

Dresden

Führung: Sven Gormsen, Historiker

Donnerstag, 21. April, bis Sonntag, 24. April 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 739,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 859,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

12

Nachmittagswanderung zur Gewässerproblematik in der Großstadt: Steinklinge/Katzenbach und Neckarersatzbach – vom Wildbach zur künstlichen Vorflut. Eine kritische Wasserschau VII

Führung: Dipl. Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 23. April 1994

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Endstation «Heumaden» der Straßenbahnlinie 15

Preis: DM 10,-

13

Orgeln in Württemberg IV: Orgeln der Gegenwart

Führung: Dr. Helmut Völkl, Orgelsachverständiger

Samstag, 23. April 1994

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

14

Gotische Altäre V: Tilman Riemenschneider

Führung: Sibylle Setzler M. A., Kunsthistorikerin

Mittwoch, 27. April 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 79,-

15

Schloß Urach

Führung: Dr. Klaus Merten

Freitag, 29. April 1994

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 45,-

16

Streuobstwiesen – Paradiese aus zweiter Hand

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller,

Fachhochschule Nürtingen

Samstag, 30. April 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Herrenberg Bahnhof (nur auf der Hinfahrt)

Preis: DM 59,-

17

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes in Blaubeuren

Samstag, 7. Mai, bis Sonntag, 8. Mai 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten entlang der Fahrtstrecke Stuttgart – Blaubeuren

Treffpunkt für Selbstfahrer: 9.30 Uhr, Heinrich-Fabrizius-Institut in Blaubeuren

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Führungen):

Anreise mit dem Bus:

DM 180,- inkl. Vollpension im Doppelzimmer

DM 200,- inkl. Vollpension im Einzelzimmer

Für Selbstfahrer:

DM 140,- inkl. Vollpension im Doppelzimmer

DM 160,- inkl. Vollpension im Einzelzimmer

18

Wanderungen entlang der jungen Donau

Führung: Lothar Zier, Oberförster a. D.

Samstag, 14. Mai, bis Sonntag, 15. Mai 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Reutlingen, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 249,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 259,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

19

Die ladinischen Täler in Südtirol

Führung: Dr. Uwe Kraus, Historiker

Sonntag, 15. Mai, bis Samstag, 21. Mai 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Ulm, Biberach, Ravensburg

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 1179,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 1279,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

20

Märkische Schweiz – Oderbruch – Spreewald

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Dienstag, 24. Mai, bis Sonntag, 29. Mai 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: BAB-Rasthof Wunnenstein

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 1382,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 1542,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

21

Glas in Oberschwaben

Führung: Martin Blümcke

Freitag, 27. Mai, bis Samstag, 28. Mai 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Reutlingen, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 259,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 269,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

22

Das Jagsttal zwischen Langenburg und Crailsheim

Führung: Dr. Hans Scheerer und Dr. Hans Mattern

Samstag, 28. Mai 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Waiblingen

Preis: DM 79,-

23

Der Rhein – Von Mannheim bis Koblenz – «Ach das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum»

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler

Mittwoch, 1. Juni, bis Sonntag, 5. Juni 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 788,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 838,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

24

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse VI: Wanderstudienreise Schottland

Führung: Dr. Raimund Waibel, Historiker

Samstag, 4. Juni, bis Sonntag, 19. Juni 1994

Preis (inkl. Linienflüge ab und bis Stuttgart, Flughafensteuern und Sicherheitsgebühren, alle Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 4056,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 4536,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

25

Auf den Spuren des schwäbischen Bildhauers Veit Stoß (1438/47-1533). Über Bamberg, Nürnberg und Prag nach

Krakau

Neue Bücher übers Ländle

▼ **Gunter Haug: Spuk.** Von Geisterburgen und Gespensterschlössern in Baden-Württemberg. 160 Seiten, 54 Abbildungen, fester Einband, DM 29,80. *Schaurige Geschichten um weiße Frauen, Klopfgeister und kopflose Reiter. Die Schauplätze kann man großenteils heute noch sehen und erwandern.* ▼ **Louis Holm: Der**



zeln reizen.

Da weiß man, was man kriegt. Frisch und gesund direkt vom Erzeuger.

Über 600 Adressen –

wie man hinkommt, was es dort gibt, wann geöffnet ist. Württemberg und Hohenzollern. 200 Seiten, DM 16,80. *Der aktuelle Führer sagt, wo man in Württemberg Gemüse, Fleisch und vieles mehr direkt beim Bauern kaufen kann.* ► **Albstadt.** Mit Fotos von Manfred Grohe. 128 S., 246 Farbaufnahmen, fester Einband, Großformat, DM 49,80. *Ein herrlicher Bildband.* ●

Außerdem neu: Bücher über altes Handwerk in Nord-Württemberg, den Umgang mit Natur in der Stadt, über Frauengeschichte, Mundartbände von Thaddäus Troll und Helmut Pfisterer u.v.a. Die Bücher gibt's in jeder Buchhandlung, Prospekte vom Verlag:

Über 600 Adressen – wie man hinkommt, was es dort gibt, wann geöffnet ist. Württemberg und Hohenzollern. 200 Seiten, DM 16,80. *Der aktuelle Führer sagt, wo man in Württemberg Gemüse, Fleisch und vieles mehr direkt beim Bauern kaufen kann.* ► **Albstadt.** Mit Fotos von Manfred Grohe. 128 S., 246 Farbaufnahmen, fester Einband, Großformat, DM 49,80. *Ein herrlicher Bildband.* ●

Außerdem neu: Bücher über altes Handwerk in Nord-Württemberg, den Umgang mit Natur in der Stadt, über Frauengeschichte, Mundartbände von Thaddäus Troll und Helmut Pfisterer u.v.a. Die Bücher gibt's in jeder Buchhandlung, Prospekte vom Verlag:



Silberburg-Verlag Schönbuchstraße 48, 72074 Tübingen.



P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen / Reutlingen
Band 2



Die wunderbare Vielfalt unserer heimischen Natur wird auch in diesem Band in 100 erstaunlichen Farbfotos dargestellt. Der knappe, wissenschaftlich fundierte Text gibt zusätzlich Informationen, die eine präzise Bestimmung erleichtern. Hier wird uns wieder deutlich vor Augen geführt in welcher Fülle von Kostbarkeiten wir leben dürfen, aber auch welche Verpflichtung uns daraus erwächst. Eine sinnvolle Lektüre und ein außergewöhnliches Geschenk.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag, Format 12,5 x 18,5 cm, Umfang 208 Seiten, Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, August-Bebel-Str. 9, 72072 Tübingen, und beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen, an der Neckarbrücke.



**Verlag
Tübinger
Chronik**

ihm Anreiz waren, durch welche »Lebensschule« er ging, wie er mit seinen (wirklich zahlreichen) privaten und geschäftlichen Rückschlägen und Enttäuschungen fertig wurde. Seine »schwäbische« Geschichte ist ein »bürgerliches« Selbstzeugnis im allerbesten Sinne. (Nicht nur für Schwaben.)

Michael Weiß

Bücher, Buden, Burschenschaften.

Tausend Semester Tübinger Studentenleben.

165 Seiten br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-124-0



Attempto Verlag Tübingen

Gert Ueding (Hrsg.)

Zutrauen zur Wahrheit.

Große Tübinger Reden aus fünf Jahrzehnten.

308 Seiten geb. mit Schutzumschlag 44,- DM
ISBN 3-89308-187-9

Bloch, Bollnow, Jens Jünger, Küng, Schmid, Schulz, Spranger et al.: eine »aufklärerische« Sammlung weit verstreuter Tübinger Reden. Von der Nachkriegszeit bis heute dokumentiert dieser Band auf eindrucksvolle Weise die Rolle der Universität als die eines besonders sensiblen Seismographen für historische, soziale und kulturelle Veränderungen.

»Zutrauen zur Wahrheit«: ein Tübinger Lesebuch – und wirklich ein intellektuelles Vergnügen.

Josef Störzer

Von unten nach oben, vom Notstand zum Wohlstand.

Meine »schwäbische« Geschichte.

252 Seiten br. 29,90 DM
ISBN 3-89308-141-0

Diese Autobiographie ist der sachlich-schnörkellose, gleichwohl bewegende Rückblick eines Mannes, dem seine (scheinbar) so glänzende Laufbahn zum wohlhabend-arrivierten Fabrikanten nicht in die Wiege gelegt worden war. Gewiß, wer das Buch liest, wird am Ende Josef Störzers Lebenswerk, den gewonnenen Lebenslauf »von unten nach oben« gehörig bestaunen. Aber faszinierender noch als der bloße Umstand, daß er sein Ziel geschafft hat, ist seine Entwicklung, ist sein Weg dorthin: wie er sein Ziel erreichte, welche Menschen und Einflüsse ihn prägten,

Führung: Wolfgang Urban, Diözesankonservator Rotenburg

Mittwoch, 8. Juni, bis Sonntag, 12. Juni 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: BAB-Raststätte Wunnenstein

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 1090,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer
DM 1270,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

26

Landschaft und Flora am Keuperstufenrand der Winer Bucht

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 11. Juni 1994

Treffpunkt: S-Bahnhof Nellmersbach (S-Bahn Ankunft 13.34 Uhr). Ende gegen 19.00 Uhr am Bahnhof Nellmersbach

Preis (ohne Fahrt): DM 20,-

27

Wanderungen entlang der Eppinger Linien:

Der Türkenlouis und der pfälzische Erbfolgekrieg am Ende des 17. Jahrhunderts (Teil I)

Führung: Rudolf Ulbrich

Sonntag, 12. Juni 1994

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

28

Der Main: Von Würzburg bis Mainz

Führung: Dr. Uwe Kraus, Historiker

Donnerstag, 16. Juni, bis Sonntag, 19. Juni 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Heilbronn, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 667,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 707,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

29

Wanderungen im Montafon: Landschaft und Pflanzenwelt im Hochgebirge

Führung: Dr. Hans Scheerer

Donnerstag, 23. Juni, bis Montag, 27. Juni 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 790,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 840,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

30

Auf den Spuren von König Friedrich von Württemberg (1797–1816)

Führung: Kurt Sautter

Sonntag, 26. Juni 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: an der Strecke von Stuttgart durch das Remstal

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

31

Führungen und Fahrten zu Glocken in Württemberg V: Alte Glocken in Hohenlohe

Führung: Pfarrer i. R. Gerhard Eiselen,

Glockensachverständiger der Evangelischen Landeskirche

Mittwoch, 29. Juni 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Backnang

Preis: DM 79,-

32

Der Naturpark Stromberg-Heuchelberg

Führung: Gerhard Stummer, Geschäftsführer Naturpark Stromberg-Heuchelberg

Samstag, 2. Juli 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Freudental

Preis (inkl. Klosterführung und Weinbrunnen): DM 59,-

33

Wanderung auf dem Waldenserweg mit Besuch des Henri-Arnaud-Hauses

Führung: Pfarrer Dr. Werner Eiss, Präses der Deutschen Waldenservereinigung

Donnerstag, 7. Juli 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

34

Württembergische Spuren im thüringisch-fränkischen Kulturraum

Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt und Harald Schukraft

Donnerstag, 7. Juli, bis Montag, 11. Juli 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: BAB – Rasthof Wunnenstein

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 760,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer
DM 840,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

35

Heimatkunde auf zwei Rädern: Historisch-naturkundliche Radwanderung im oberschwäbischen Hügelland

Führung: Regina Schmid, Historikerin und Astrid Wai-
bel, Biologin

Freitag, 8. Juli, bis Sonntag, 10. Juli 1994

Preis (ohne Fahrt, inkl. Eintrittsgebühren):

DM 175,- inkl. Übernachtung/Frühstück im Doppelzimmer/Etagendusche, DM 195,- inkl. Übernachtung/Frühstück im Einzelzimmer/Etagendusche

36

Kirchliche und höfische Kultur an der Loire

Führung: Michael Bayer

Samstag, 16. Juli, bis Dienstag, 26. Juli 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 2290,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 2830,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

Stark mit der Stuttgarter



Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.
Zum Beispiel die Absicherung der Familie
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.
Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,
die besondere Lebensversicherung von
der Stuttgarter.
Prüfen Sie die Leistungsstärke der
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter
Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.
Postfach 10 60 05, 70049 Stuttgart

37

Die Kurische Nehrung – eine Landschaft wird wiederentdeckt

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Samstag, 13. August, bis Samstag, 27. August 1994

Abfahrt: ca. 7.00 Uhr vom Hauptbahnhof Stuttgart mit ICE nach Hannover (die genaue Abfahrtszeit wird rechtzeitig bekannt gegeben)

Zusteigemöglichkeiten: An den Haltebahnhöfen des ICE Stuttgart-Hannover

Preis (inkl. Flug Hannover – Memel und zurück, Bahnfahrt Stuttgart – Hannover und zurück, Visagebühren, Eintrittsgebühren):

DM 3580,- inkl. Vollpension im Doppelzimmer

DM 3920,- inkl. Vollpension im Einzelzimmer

38

Die «Fürstenberger-Ausstellung» in Weitra und das österreichische Waldviertel

Führung: Manfred Akermann

Mittwoch, 17. August, bis Sonntag, 21. August 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: BAB-Raststätte Ulm-Ost (Rasthaus Seligweiler)

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 788,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 838,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

39

Aktion Irrenberg 1994

Samstag, 20. August 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg

40

Das Saarland – Idyllen zwischen Lothringen und Pfälzer Wald

Führung: Dr. Raimund Waibel, Historiker

Samstag, 27. August, bis Sonntag, 4. September 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 1360,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 1460,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

41

Heerstraße der Könige und Pilgerweg des Abendlandes. Von San Gimignano über Siena und Viterbo nach Rom

Führung: Sibylle Setzler M. A., Kunsthistorikerin und Dr. Wilfried Setzler, Historiker

Samstag, 27. August, bis Mittwoch, 7. September 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 8.45 Uhr Tübingen, Busbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 2465,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 2965,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

42

Gewässerproblematik in der Großstadt: Vom Mombach-Quellbach zum Neckar und Max-Eyth-See. Eine kritische Wasserschau VIII

Führung: Dipl. Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 3. September 1994

Treffpunkt: 14.00 Uhr in Cannstatt, Straßenbahnhaltestelle «Mühlsteg» (Linie 14)

Preis: DM 10,-

43

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse VII:

Die Heuneburg – ein frühkeltischer Fürstensitz

Führung: Dr. Britta Rabold, Archäologin

Samstag, 10. September 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Reutlingen, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

44

Entlang der Schwäbischen Dichterstraße VII: Auf den Spuren von Agnes Günther

Führung: Dr. Benigna Schönhagen, Historikerin

Sonntag, 11. September 1994

Abfahrt: 9.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Backnang, Murrhardt

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

45

Romanik zwischen Fildern, Schönbuch und Neckar

Führung: Prof. Dr. Hans-Martin Maurer, Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Mittwoch, 14. September 1994

Abfahrt: 14.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 45,-

46

Romanische Kirchen im Oberelsaß

Führung: Siegfried Albert

Samstag, 17. September, bis Sonntag, 18. September 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 292,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 312,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

47

Wanderungen entlang der Eppinger Linien: Der Türkenlouis und der pfälzische Erbfolgekrieg am Ende des 17. Jahrhunderts (Teil II)

Führung: Rudolf Ulbrich

Sonntag, 18. September 1994

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

48

Breslau

Führung: Sibylle Setzler M. A., Kunsthistorikerin

Mittwoch, 21. September, bis Sonntag, 25. September 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 980,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 1080,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

49

Spätgotische Schnitzaltäre im Unterland

Führung: Reinhard L. Auer, Kunstsachverständiger der Evang. Landeskirche

Samstag, 24. September 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Heilbronn

Preis: DM 59,-

50

Der Osten Sachsens: Oberlausitz und Sächsische Schweiz mit Bautzen, Görlitz, Bad Muskau und Königsstein

Führung: Sven Gormsen, Historiker

Samstag, 24. September, bis Montag, 3. Oktober 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 1940,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer DM 2060,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

51

Das Zentralmassiv – Frankreichs geheimnisvolle Mitte

Führung: Dr. Benigna Schönhagen, Historikerin

Freitag, 30. September, bis Sonntag, 9. Oktober 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Tübingen, Rottenburg

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 2325,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer DM 2695,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

52

Unbekanntes Allgäu: Kunstwanderungen an der Iller bei Memmingen

Führung: Thomas Becker M. A., Kunst- und Prähistoriker
Samstag, 1. Oktober, bis Montag, 3. Oktober 1994 (Feiertag)

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Ulm, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 389,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer DM 409,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

53

Romanik und Gotik in Burgund

Führung: Dr. Uwe Kraus, Historiker

Freitag, 7. Oktober, bis Sonntag, 16. Oktober 1994

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Horb, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 2265,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer DM 2465,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

54

Wie Perlen an einer Schnur: Frauenkultur und Frömmigkeit in den Dominikanerinnenklöstern zwischen Hechingen und Sulz

Führung: Wolfgang Urban, Diözesankonservator Rottenburg

Samstag, 15. Oktober 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 8.45 Uhr in Tübingen, Omnibusbahnhof

Preis: DM 79,-

55

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 19. Oktober 1994

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 25,-

56

Der Stuttgarter Wald: Der Lembergwald zwischen Weilimdorf und Zuffenhausen

Führung: Fritz Oechßler, Forstdirektor

Samstag, 22. Oktober 1994

Treffpunkt: 14.30 Uhr, Straßenbahnhaltestelle «Schützenhaus», Weilimdorf

Preis: DM 10,-

57

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 23. Oktober 1994

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 25,-

58

Celle

Führung: Sibylle Setzler M. A., Historikerin

Freitag, 28. Oktober, bis Sonntag, 30. Oktober 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 490,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer DM 520,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

59

Entlang der Schwäbischen Dichterstraße VIII:

Auf den Spuren von Friedrich Hölderlin

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler

Freitag, 4. November, bis Sonntag, 6. November 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung): DM 460,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer DM 490,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

60

Adventsfahrt: Marburg

Führung: Harald Schukraft, Historiker

Freitag, 2. Dezember, bis Sonntag, 4. Dezember 1994

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: BAB – Rasthof Wunnenstein

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 430,- inkl. Halbpension im Doppelzimmer

DM 460,- inkl. Halbpension im Einzelzimmer

In diesem Heft der «Schwäbischen Heimat» sind nur die wichtigsten Daten der Reisen 1994 abgedruckt. Gerne schicken wir Ihnen die Broschüre zu, die darüber hinaus Angaben zu Reiseroute, Übernachtungs-orten und Sehenswürdigkeiten enthält. Schreiben Sie bitte, oder rufen Sie bei der Geschäftsstelle, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, Telefon 0711/221638 an. Gäste sind jederzeit willkommen.

Neue Schneise durch den Rosensteinpark?

(STN) Die Bahn will eine 300 Meter lange, 15 Meter breite Schneise in den Stuttgarter Rosensteinpark graben. Sie plant dort einen Rangiertunnel für eine Waggon-Waschanlage. Der Tunnel soll später zugedeckt und bepflanzt werden. Gegen das Vorhaben hat jetzt der Landesnaturschutzverband vehement protestiert.

In Stuttgart werden Züge bis jetzt noch überwiegend von Hand geputzt. Das Schmutzwasser versickere «meist unkontrolliert» in den Untergrund, sagt die Bahn. Deshalb bestehe dringender Sanierungsbedarf. Seit zehn Jahren sucht die Bundesbahndirektion nach einem geeigneten Standort für eine moderne, automatische, umweltschonende Waschanlage. Jetzt ist vorgesehen, den bestehenden Abstellbahnhof beim Rosensteinpark umzubauen. Ein Planfeststellungsverfahren ist eingeleitet. Zur Zeit werden die Träger öffentlicher Belange gehört, unter anderem der Landesnaturschutzverband, stellvertretend für 40 Öko-Organisationen in Baden-Württemberg.

Für die geplante neue Waschanlage brauche die Bahn ein zusätzliches Rangiergleis, erklärt Karl-Heinz Böttcher, der Abteilungsleiter für Infrastrukturplanung bei der Stuttgarter Bundesbahndirektion. Dieses Gleis soll in einem Tunnel verlaufen, der weit in den Rosensteinpark hineinreicht. Der Tunnel liegt nur acht Meter unter dem Erdniveau und könne deshalb nicht bergmännisch gebohrt werden, sagt Böttcher. Im Klartext: vorgesehen ist, die Strecke mitten durch den Park auszubaggern, den Tunnel zu betonieren und den Graben hinterher wieder zuzuschütten. Baubeginn soll 1994 sein.

Dauer der Arbeiten: etwa ein Jahr. Das Projekt wird nach Berechnungen der Bahn 70 Millionen Mark kosten.

Der Landesnaturschutzverband verwahrt sich gegen weitere Eingriffe in den Rosensteinpark. Dieser erfülle «eine Vielzahl herausragender und lebenswichtiger Funktionen für die Landeshauptstadt», er müsse deshalb «absoluten Schutz genießen». Der Park habe seit Kriegsende wegen wiederholter «unverantwortlicher Eingriffe» einen «gewaltigen Aderlaß» verkraften müssen. Weiter heißt es in einer Stellungnahme, die geplanten Tunnelarbeiten würden zu einer «Beeinträchtigung und Gefährdung des Grundwassers und des Einzugsbereichs der Cannstatter Mineralquellen» führen.

Die Modernisierung, sagen die Naturschützer, «ließe sich auch mit weitaus geringeren Folgen für Natur, Landschaft und Grundwasser durchführen». Sie verweisen auf andere Standorte: etwa den Güterbahnhof in Untertürkheim. Kritisiert wird, daß die Bahn eine «auf die rasche Realisierung von Verkaufserlösen ausgerichtete Flächenpolitik» betreibe, andererseits aber bei Neubauvorhaben Grundstücke beanspruche, «die nicht selten in landschaftlich hochempfindlichen Bereichen liegen».

Ozonkiller nehmen langsamer zu

(dpa) Für die Ozonschicht der Erde gibt es amerikanischen Wissenschaftlern zufolge erste hoffnungsvolle Entwicklungen. Zwar steigt die Konzentration der ozonzerstörenden Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) in der Luft weiterhin an, doch dieser

Anstieg hat sich erstmals verlangsamt, berichtet die britische Wissenschaftszeitschrift «Nature» in ihrer Ausgabe (Vol. 364, No. 6440). Die Forscher hatten seit 1977 an mehreren Orten der Erde die Konzentration der FCKW in bodennahen Luftschichten gemessen. Ihre Ergebnisse seien in guter Übereinstimmung mit den Angaben der FCKW-Produzenten hinsichtlich der Menge der freigesetzten Stoffe, schreiben sie.

James W. Elkins und seine Kollegen von der amerikanischen «National Oceanic and Atmospheric Administration» in Boulder (US-Staat Colorado) maßen unter anderem in Alaska, auf Hawaii, in Samoa und in der Antarktis die Konzentration der beiden wichtigsten Ozonkiller in der Luft. Diese sogenannten FCKW 11 und FCKW 12 wurden und werden unter anderem in Spraydosen, als Kältemittel und zum Aufschäumen von Kunststoffen verwendet. Ihre Konzentration war zwischen 1977 und 1984 jährlich im Schnitt um neun – bei FCKW 11 – beziehungsweise 17 – bei FCKW 12 – Teilchen pro eine Billion Teilchen Luft (ppb) angestiegen. Dieser Zuwachs steigerte sich zwischen 1985 und 1988 wegen des damaligen enormen Verbrauchs auf elf beziehungsweise 20 ppb. Nach 1988 flachte die Kurve ab. 1993 lag der Zuwachs nur noch bei 2,7 ppb (FCKW 11) und 10,5 ppb (FCKW 12), wie die Experten feststellten. Wenn dieser Trend anhält, könnte bis zum Jahr 2000 der höchste Punkt der Kurve erreicht sein, von dem ab die Menge der Ozonkiller tatsächlich geringer wird. Eine Entwarnung für die Ozonschicht ist das aber noch lange nicht. Die FCKW brauchen nämlich viele Jahre, bis sie von der Erde in die Stratosphäre aufgestiegen sind und dort ihr zerstörerisches Werk fortsetzen können.

Wernauer Baggerseen werden Lehrbeispiel

(STZ) Die Wernauer Baggerseen sollen als anschauliches Beispiel für ein erlebbares Naturschutzgebiet weiter ausgebaut werden. Es entstand ein Lehrpfad mit 19 handkolorierten Emailletafeln, der die Besucher entlang des Neckardamms führen und über Fauna und Flora informieren soll. Dem Esslinger Kreisverband des Naturschutzbundes war vor zehn Jahren vom Stuttgarter Regierungspräsidium offiziell die Betreuung des 60 Hektar großen Feuchtgebiets zwischen Neckar und Bundesstraße 313 übertragen worden. 45 Hektar davon stehen inzwischen unter Naturschutz.

Die Wernauer Baggerseen gelten als bedeutendes Refugium für Brut- und Zugvögel im dichtbesiedelten Neckarland. 200 verschiedene Vogelarten wurden gezählt. Der Graureiher ist hier schon immer zu Hause gewesen, in jüngster Zeit haben vermehrt Kormorane die Seen als Rastplatz entdeckt. Erstmals haben 1993 zwei junge Kormorane sogar übersommert. Die Vogelschützer fragen sich deswegen schon hoffnungsvoll: Steht 1994 ein Brutversuch bevor?

Während die Teststrecke der Mercedes Benz AG wohl noch auf längere Zeit im Bereich der Baggerseen bestehen bleiben wird, haben die Naturschützer erreicht, daß die durchhängenden Leiterseile der Hochspannungsleitungen, die zur Todesfalle für zahlreiche Großvögel geworden waren, um 25 Meter erhöht worden sind. Seither seien keine Vogelverluste mehr festgestellt worden, heißt es in dem Bericht des Naturschutzbunds nach zehnjähriger Betreuungsarbeit.

Als nächstes soll noch ein Besucher- und Informationszentrum mit Ausstellungs- und Vortragsraum folgen. Als Standort für diese Einrichtung hat der Esslinger Kreisverband des Naturschutzbunds Deutschland das Gelände bei den Wernauer Tennisanlagen im Auge. Die dortige Lage, so Naturschutzbund-Kreisvorsitzender Roland Appl, hätte eine «gewisse Torfunktion» und ermöglichte dadurch eine direkte Kontaktaufnahme

mit den Besuchern. Die Verhandlungen mit der Stadt Wernau seien schon so weit fortgeschritten, daß der Bau des Informationszentrums «in greifbare Nähe gerückt sei».

Immerhin sollen es inzwischen jährlich 40 000 bis 50 000 Personen sein, die die Wernauer Baggerseen aufsuchen. Auch die Schulen haben immer mehr Interesse daran bekundet, seit ein Lerngang zu den Wernauer Baggerseen als Unterrichtseinheit des Staatlichen Schulamts Nürtingen ausgewiesen worden ist. Im letzten Jahr sind mehr als tausend Schüler von Mitarbeitern des Wendlinger Naturschutzzentrums durch das Gebiet geführt worden. Regen Zuspruch erfreuen sich darüber hinaus die sogenannten «Sonntagsführungen».

Wie die Betreuungsorganisation in einer Zehnjahresbilanz feststellt, sei es durch die Schutzgebietsbesucher nicht zu nennenswerten Beeinträchtigungen gekommen. Konflikträchtig seien demgegenüber die Begegnungen zwischen Vogelschützern und Anglern. Der Naturschutzbund spricht gar von «erheblichen Störungen», die von den Fischern ausgingen, weil sie sich nicht an «zeitliche, räumliche und zahlenmäßige Beschränkungen» hielten. Bereits vor einem halben Jahr hatte sich deswegen der Kreisverband an die Untere Naturschutzbehörde beim Landratsamt Esslingen gewandt, weil die Naturschutzverordnung für dieses Gebiet, wonach nur «unabdingbare fischereiliche Hegemaßnahmen zulässig» seien, von den Petrijüngern ignoriert würden. «Es wird weitergeangelt, als gäbe es überhaupt kein Naturschutzgebiet», beklagt Kreisvorsitzender Appl die Situation. Die Naturschützer fordern deshalb, daß ein «unabhängiger Fachmann» die rechtliche und tatsächliche Lage an den Wernauer Baggerseen bewerten soll.

Gedenkstätte für die Juden von Buttenhausen

(epd) Die Stadt Münsingen richtet in ihrem Ortsteil Buttenhausen eine als Gedenkstätte konzipierte Dauerausstellung über die Geschichte der jüdischen Gemeinde des Alb-Dorfes ein. Dazu sind zwei Räume in der nach ihrem Stifter Lehmann Bernheimer genannten früheren Realschule des Ortes vorgesehen. Von den Kosten in Höhe von rund 60 000 Mark übernimmt ein privater Spender, der nicht genannt werden will, fast ein Drittel.

Damit erhält die von dem Buttenhauser Landwirt und Gemeinderatsmitglied Walter Ott erarbeitete Ausstellung ihren festen und würdigen Platz. Ott hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Geschichte Buttenhausens und insbesondere seiner jüdischen Bürger vor dem Vergessen bewahrt. Dafür wurde er sowohl von der Bundesrepublik als auch vom Staat Israel und verschiedenen Organisationen ausgezeichnet. Ott hatte die Akten der Gemeinde entdeckt, gesäubert, gesichtet und gesichert, pflegt den jüdischen Friedhof in Buttenhausen und hält in vielfältiger Weise den Kontakt zu früheren jüdischen Bürgern und deren Nachkommen in den USA, Israel, der Schweiz und anderen Ländern.

Lehmann Bernheimer, der in Buttenhausen als Sohn einer jüdischen Familie zur Welt gekommen war und es in München zum Kommerzienrat und Wohlstand brachte, hatte um die Jahrhundertwende die Schule seiner Heimatgemeinde gestiftet. Eine der Bedingungen: christliche und jüdische Kinder sollten hier unterrichtet werden. Die Bernheimersche Realschule ist ein Symbol für den immer wieder beschriebenen «Geist Buttenhausens», der sich durch Toleranz und das friedliche Zusammenleben von einer christlichen und einer jüdischen Gemeinde in einem Dorf auszeichnet.

Ozonversuch abgesagt Grüne fordern Maßnahmen

(lsw) Der bundesweit erste Ozongroßversuch, der in Heilbronn und Neckarsulm geplant war, wird in diesem Jahr nicht mehr stattfinden. Das baden-württembergische Umweltministerium sagte auch den letzten geplanten Ausweichtermin vom 26. bis zum 29. August ab. Damit platzte das fünfte Datum, um festzustellen, ob durch lokale Eingriffe in Verkehr, Industrie und Gewerbe Ozonkonzentrationen kurzfristig gesenkt werden können.

Im Rahmen des Großversuchs sollten 60 Prozent der in Heilbronn zugelassenen Fahrzeuge von der Straße verbannt werden. Die fünf Großbetriebe, die zusammen mehr als 90 Prozent der industriellen Kohlenwasserstoffe und Stickoxyde der Versuchsregion verursachen, hätten während der Versuchstage ihre Produktion gedrosselt.

Die Stadtverwaltung Heilbronn stellte schon vor der letzten Absage fest, sie werde auch im kommenden Jahr bei dem Ozonversuch mitziehen. Die Großbetriebe äußerten sich vorsichtiger: Für 1994 müsse noch mal diskutiert werden. Den Heilbronner Kaufleuten und der Industrie- und Handelskammer kam die Entscheidung des Ministeriums und eine Verschiebung des Versuchs auf 1994 offenbar gelegen.

Kohlenwasserstoffe und Stickoxyde gelten als die «Vorläufersubstanzen» von Ozon. Ozon ist ein Reizgas. Hohe Konzentrationen können bei empfindlichen Menschen (Asthmatikern, Herz- und Kreislaufkranken sowie Allergikern) zu Kopfweh, Husten und Atemnot führen. Die Behörden empfehlen, bei Konzentrationen von 180 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft auf Ausdauerleistungen zu verzichten. Bei Konzentrationen von mehr als 360 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft sollten körperliche Anstrengungen im Freien überhaupt vermieden werden. Im vergangenen Sommer hat es an aufeinanderfolgenden trockenen und sonnigen Tagen nach Angaben der Gesellschaft für Umweltmessungen in weiten Teilen Baden-Württem-

bergs stets am frühen Nachmittag Werte von mehr als 180 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft gegeben. Die Grünen im baden-württembergischen Landtag haben die Einführung einer flächendeckenden Geschwindigkeitsbegrenzung bei hoher Ozonbelastung gefordert. Das Land dürfe sich nicht weiter durch leere Versprechungen von Bundesumweltminister Klaus Töpfer vertrösten lassen. Wenn der Bund es nicht schaffe, die Rahmenbedingungen für flächendeckende Sofortmaßnahmen zu beschließen, müsse das Land initiativ werden, erklärte der umweltpolitische Sprecher der Grünen im Landtag, Fritz Kuhn in Stuttgart.

Das Konzept der Grünen sieht vor, daß bei austauscharmen Wetterlagen in den Sommermonaten April bis Oktober und gleichzeitigem Auftreten von Ozonkonzentrationswerten von 180 Mikrogramm pro Kubikmeter Luft an mindestens drei Meßstellen des Landes die zuständige Straßenverkehrsbehörde verpflichtet wird, eine Geschwindigkeitsbegrenzung von 90 Kilometer pro Stunde auf allen baden-württembergischen Straßen anzuordnen.

Nach Kuhn ist es hinreichend bekannt, daß zur Bekämpfung hoher Ozonkonzentrationen lokale Maßnahmen nicht ausreichend greifen würden. Wirksam seien in erster Linie großräumige Temporärmaßnahmen. Er verwies auf Berechnungen des hessischen Umweltministeriums, wonach durch solche Maßnahmen die Abgase um ein Drittel vermindert würden.

Blaubeuren: Fresken aus der Zeit um 1420 entblößt

(swp) Leider hat nicht nur der Zahn der Zeit daran genagt, auch ein paar Maurer sind in der ehemaligen Blaubeurer Spitalkapelle ihrem Handwerk nachgegangen und haben dabei einiges zerstört. Und dennoch sind sie wunderschön: die Fresken, die zur Zeit an den Wänden des Bauwerks aus der Zeit von um 1420 freigelegt wurden. Die Entdeckung kam

nicht ganz unerwartet, wie der Ulmer Restaurator Kurt Kneer sagte. Dennoch ist Kurt Kneer überrascht von der Entdeckung. Als sich die Restauratoren an die Arbeit machten, wußten sie, daß die westliche und die nördliche Innenwand der früheren Spitalkapelle einmal mit Fresken ausgeschmückt gewesen sein müssen. Man hatte vor einigen Jahren probeweise ein paar kleinere Stellen an den Wänden freigelegt und war dabei auf farbige Stellen gestoßen. Zum großen Teil freigelegt wurden bis jetzt eine Judaskuß-Szene, eine Dornenkrönung und das Bild, das nach Kneers Vermutung ursprünglich einmal die ganze Nordwand ausgefüllt haben dürfte – eine Kreuztragung.

Dargestellt ist eine Stadt voller Menschen; sie schauen aus allen Fenstern, von Türmen und Dächern. Soldaten und Knechte treten aus einem Gebäude heraus. Ein interessantes Detail: ein Turm ist mit grün glasierten Ziegeln gedeckt.

Kneer ist sicher, daß die Fresken aus der Zeit um 1420 stammen, als die Spitalkapelle errichtet wurde. Wahrscheinlich habe man gleich nach der Reformation die Fresken übertüncht und vergessen. Möglicherweise sei die Spitalkapelle auch nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck entsprechend genutzt worden, denn es wurden mehrere Male Löcher für Fenster ins Mauerwerk geschlagen und zum Teil später wieder zugemauert. An einer Stelle in der Nordwand haben die Restauratoren ein eingemauertes Rundfenster am Fenstergitter freigelegt, von dem bisher keiner etwas gewußt hatte.

Doch bis dahin wird noch einige Zeit vergehen. Kneer und seine Helfer werden jetzt erst einmal den freigelegten Putz dadurch sichern, daß an seinen Rändern eine Mörtelschicht aufgebracht wird. Dann wird mit einer Kanne Kieselsäure-Esther über die Fresken geflutet, um sie zu festigen. «Mindestens vier bis sechs Wochen», so Kneer, müssen die Wände dann in Ruhe gelassen werden. Nur so können die Fresken wirklich fest werden. Dann erst kann man daran gehen, die schadhafte Stellen im Putz zu schließen.



Ulrike Brommer
»... und Wasser trink ich oft dazu«
 Das private Leben der großen
 schwäbischen Dichter.
 368 Seiten, 117 s/w-Abbildungen
 Gebunden, mit Schutzumschlag
 DM 56,-
 ISBN 3-88350-317-7

Nicht nur die Schwäbische Weinstraße, auch die Schwäbische Dichterstraße ist eine Reise wert.

Ulrike Brommer begleitet den Leser durch das private Leben der großen schwäbischen Dichter: Marbach, Ludwigsburg, Stuttgart, Tübingen, Calw ... das sind nur einige Stationen dieser schwäbischen Kultur- und Landesgeschichte wie sie sich in den privaten Lebensumständen seiner Dichter und Denker spiegelt.

Bleicher 
Verlag

Postfach 100123, 70826 Gerlingen

Mucka odr a Braut eifanga,

a Fuier en Platta-hardt oder sell em Hearza löscha – des alles ischt em Schwäbisch a weng anderscht. Ibrhaupt net schenant ond oba-cha luschtig vrzehlat do drvo (ond net bloß do drvo) Martin Lang ond Georg Holzwarth en:

Georg Holzwarth
Das schwäbische Dekameron
 Geschichten vom irdischen Paradies
 181 Seiten
 DM 29,80
 öS 233,-/sFr. 29,80

Martin Lang
Schatzweisheit
 Gedichte in schwäbischer Mundart
 Neuauflage
 68 Seiten
 DM 16,80
 öS 131,-/sFr. 17,80

DVA

SCHWÄBISCHES HANDWÖRTERBUCH



H. Laupp'sche Buchhandlung
 J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

2., verbesserte Auflage 1991.
451 Seiten. ISBN 3-16-145724-2
Pappband DM 58,-

Exclusive Rarität

Aus Privatbesitz zur Verfügung gestellter Original-Siegelabdruck Herzog Karl Eugens, 999/000 Feinsilber im Geschenk-Etui mit Exposé DM 26,90

Sammelbestellung bei der jeweiligen Ortsgruppe.



Staufen Edelmetall und Zinn

Schnaitbergstr. 6, 73457 Essingen
 Telefon (073 65) 50 66
 Telefax (073 65) 55 59

Württemberg und benachbarte Gebiete

Antiquariatskatalog 91

(2000 Nummern)

erschienen.

Bitte kostenlos anfordern.

J. F. STEINKOPF Antiquariat und Buchhandlung
 70178 Stuttgart · Marienstraße 3 · Postfach 1043 54
 Telefon (07 11) 2 26 40 21 · FAX (07 11) 2 26 40 23

Eisenbahnfreunde bitten um Hilfe bei Recherche

(PM) Der in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erbaute Bahnhof Pforzheim-Weissenstein brannte nach etwa einhundert Jahren Betriebsamkeit im Februar 1982 zur Hälfte nieder. Der Bahnhof, der im Jahre 1978 stillgelegt wurde, stand bereits unter Denkmalschutz. Er wurde nicht nur durch den Brand in Mitleidenschaft gezogen, sondern nahm besonders großen Schaden durch das Einwirken von Witterungseinflüssen während der darauffolgenden sechs Jahre. Die Verantwortlichen der Direktion der Deutschen Bundesbahn hatten keine Anstrengungen unternommen, das Gebäude abzudecken und zeigten kein Interesse am Erhalt des alten Bahnhofs.

Der endgültige Abriß wurde nur dadurch verhindert, daß die Stadt Pforzheim mit einer Verwaltungsklage drohte. Zur gleichen Zeit wurde der Verein «Eisenbahnfreunde Pforzheim» gegründet. 1987 erwarb der Verein das Gebäude von der Deutschen Bundesbahn und verpflichtete sich zur Instandsetzung und Restaurierung des Weissensteiner Bahnhofs entsprechend den Auflagen des Landesdenkmalamtes. Erst dadurch konnte der Erhalt dieses historischen Gebäudes gesichert werden.

Die Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten des Bahnhofsgebäudes sind nun so weit fortgeschritten, daß im September nächsten Jahres eine offizielle Einweihung stattfinden soll.

Der künftige Zweck des Bahnhofsgebäudes: In seinen Räumen soll die regionale Verkehrs- und Eisenbahngeschichte dokumentiert werden. Im musealen Charakter soll die Empfangshalle der Öffentlichkeit zugänglich sein für Ausstellungen, Vorträge und andere kulturelle Veranstaltungen. In diesem Sinn ist der Verein als gemeinnütziger Verein in bezug auf Heimat- und Kulturpflege anerkannt.

Im oberen Stockwerk wird eine Modellbahn entstehen, die den Heimatraum um Pforzheim eisenbahngeschichtlich im Charakter der Länderbahnzeit darstellen wird. An der Grenze zwischen den beiden einst eigenständigen Staaten Baden und Württemberg bietet der Raum Pforzheim hierfür einen interessanten Ausgangspunkt: So liegt beispielsweise der Weissensteiner Bahnhof als typisch württembergisches Bauwerk bereits auf badischem Gelände. Da die Eisenbahnfreunde in ihrer Einweihungsschrift die Geschichte der Nagoldtalbahn und des Bahnhofsgebäudes selbst darlegen möchten, richten sie eine herzliche Bitte an alle, die Literaturempfehlungen, Kontaktadressen, Kartenmaterial aus historischer Zeit, Zeichnungen und ältere Photographien ... etc. geben können. Freundliche Angebote erbeten an: Geschäftsstelle: Durlacher Str. 12, 75172 Pforzheim, Tel.: 3 41 44.

Projekt Deponierückbau: Müll wird angebaggert

(lsw) Mit einem bundesweit bislang einmaligen Pilotprojekt «Deponierückbau» will der Landkreis Ludwigsburg seine Müllberge erheblich verringern. Ziel des Projekts ist «die Rückgewinnung von bis zu 50 Prozent der eingelagerten Stoffe innerhalb eines Jahres», teilte die Abfallverwertungsgesellschaft (AVL) Ludwigsburg im August in der Mülldeponie «Burghof» in Vaihingen-Horheim vor Journalisten mit. Die Kosten von rund neun Millionen Mark sollen aus den Müllgebühren finanziert werden.

Künftig werden die Müllberge des Landkreises den weiteren Angaben zufolge systematisch von Baggern aufgewühlt. Mit einer neuen Technik sollen danach Eisen, Holz, Kunststoffe, Papier und Textilien in einer computergesteuerten Aufbereitungsanlage aussortiert und gesäubert werden. Wiederverwertbare Materialien werden dann zunächst auf einer Sonderfläche in der Deponie zwischengelagert, bevor sie zum «Recyclen» weitergegeben werden.

Aus Tabakschuppen werden Museum und Wohnungen

(LK) Neues vom Wohn- und Museumsprojekt im Tabakschuppen Pleidelsheim: Das Stuttgarter Architekten-Team Joachim Helmle und Peter Seger stellten ein Modell vor und erläuterten den neuesten planerischen Stand im Gemeinderat. Eine erfreuliche Nachricht: Die Gemeinde kann rund 100 000 Mark beim Umbau einsparen. Der Statiker hat festgestellt, daß das Dachgeschoß und die Decke über dem zweiten Geschoß erhaltenswürdig sind. Statt eines Neubaus für 280 000 Mark in diesem Bereich, muß die Gemeinde nun lediglich 185 000 Mark veranschlagen. Seit drei Jahren wird das 40 Meter lange Gebäude in der Ludwig-Hofer-Straße nicht mehr benutzt. Auf Wunsch des Gemeinderats soll es eine neue Bestimmung erhalten, nachdem in Pleidelsheim der Tabakanbau eingestellt wurde. Vorgeesehen ist, in einem Teil des Gebäudes ein Tabak- und Spargelmuseum einzurichten. Die Gemeinde habe in dieser Sache erste Kontakte mit der Museumsberatungsstelle in Tübingen geknüpft und einen Fachberater hinzugezogen.

Im Museumsteil soll die vorhandene Konstruktion verstärkt und ansonsten weitgehend erhalten bleiben. Auf vier Stockwerken wird künftig ausgestellt, dabei wurde auch an einen verdunkelbaren Raum gedacht, in dem unter anderem Filme und Dia-Schauen gezeigt werden können. Ausstellungsfläche wird es auch im Dachbereich geben. Als benutzerfreundliches Element haben sich die Architekten als Option einen Lift im Außenbereich einfallen lassen.

In dem anderen Bereich des Tabakschuppens wird voraussichtlich 700 Quadratmeter Wohnfläche entstehen, aufgeteilt in Appartements sowie Maisonette- und Duplex-Wohnungen in der Größenordnung von 37 bis 106 Quadratmeter.

Investoren brauchen Partner mit Erfahrung

TIGGES KOMMUNIKATION



Das gilt besonders bei der Immobilienfinanzierung. Ob Bauträger-, Grundstückankaufs- oder Zwischenkredit, ob kurzfristiges Vorausdarlehen oder langfristige Festzins-hypothek: Wir stehen Ihnen mit unserer umfassenden Erfahrung zur Verfügung und erarbeiten für die unterschiedlichsten Projekte fallgerechte Finanzierungsvorschläge. Rufen Sie uns an.

**Württembergischer
Hypo**



DIE IMMOBILIENBANK

Berlin: 030/8819890; Bielefeld: 0521/69010; Dresden: 0351/4989140; Düsseldorf: 0211/352035; Frankfurt: 069/242626-0;
Freiburg: 0761/35535; Hamburg: 040/336006; Köln: 021/912848-0; Karlsruhe: 07242/5015;
Leipzig: 0341/2114499; Mannheim: 0621/20878; München: 089/221534; Stuttgart: 0711/2096238

VGH-Urteil: Wann ist ein Denkmal ein Denkmal?

(STZ) Nicht jedes alte Haus kommt unter Denkmalschutz. Auf den Antrag eines Miteigentümers hat jetzt der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg (VGH) in Mannheim den Abbruch eines selten gewordenen «giebelständigen» Hauses in der Hauptstraße der Stadt Spaichingen trotz der hohen Integrität und Originalität seiner historischen Substanz gestattet. Die Entscheidung erging gegen die Auffassung der Stadt Spaichingen, die beim Verwaltungsgericht Freiburg zunächst sogar Erfolg gehabt hatte. Bereits früher einmal waren Verkauf und Neubau dieses Hauses am Denkmalschutz gescheitert.

Der VGH wendet sich dagegen, unter einem weit gefaßten neuen Begriff der «Alltagsgeschichte» die im Gesetz abschließend aufgeführten wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründe für die Eigenschaft eines Bauwerks als Kulturdenkmal auszudehnen. Diese Denkmalseigenschaft wird nicht erst durch eine amtliche Feststellung begründet. Sie ergibt sich vielmehr unmittelbar aus der Schutzwürdigkeit. Auf Antrag kann die Stadt Feststellungsbescheide über die Denkmalseigenschaft erlassen. Das umstrittene Haus war 1830 für die Ackerwirtschaft als Wohn- und Nutzhaus errichtet und 1882 zum reinen Wohnhaus umgebaut worden. Nach Ansicht der Stadt und der Denkmalpflege ließ sich hieran der Wandel der Ortschaft von der Landwirtschaft zur Industrialisierung mit den sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen erkennen und daraus die Schutzwürdigkeit als Kulturdenkmal herleiten. Jedoch haben sich die Richter des VGH an Ort und Stelle davon überzeugt, daß sich an der äußeren Bauweise des Gebäudes, der Anordnung von Fenstern, Eingängen und Mauerwerk, nichts Wesentliches unmittelbar ablesen läßt über den ortsgeschichtlichen Wandel von der bäuerlich geprägten zur industriell dominierten Gesellschaft. Zwar können Zeugnisse der «Alltagsgeschichte» unter den Maßstä-

ben des Gesetzes denkmals- und schutzwürdig sein. Hier aber ist das nicht der Fall (AZ1S2426/92).

Schwarze Zukunft für den weißen Storch?

(PM) «Die bisherige Auswilderungspraxis beim Weißstorch-Projekt darf so nicht weitergeführt werden.» Diese kritische Bilanz zieht der Naturschutzbund Deutschland (NABU), Landesverband Baden-Württemberg e. V. zehn Jahre nach dem Beginn des gemeinsamen Projektes zum Schutz des Weißstorchs mit dem Land. In einer jetzt vorgelegten Dokumentation verlangt der NABU eine deutliche Neuorientierung von der Landesregierung. «Sonst werden wir uns aus diesem Artenschutzprojekt verabschieden.»

Kritisiert wird, daß zu wenig zur Verbesserung der Lebensgrundlage dieser gefährdeten Vogelart getan wurde. Die Nahrung für die Tiere ist in der freien Landschaft immer noch knapp. «Die Wiedervernässung von Wiesen sowie die Extensivierung landwirtschaftlicher Nutzflächen wurde kaum in Angriff genommen.» Nach Meinung des NABU-Landesvorsitzenden Siegfried Schuster hat es wenig Sinn, «die Störche einerseits mit Eintagsküken zu füttern, ihnen langfristig jedoch keine Überlebenschance zu lassen. Dies ist auf eine zu intensive Landnutzung zurückzuführen». Die fehlende Nahrungsgrundlage zählen Experten zur wichtigsten Rückgangursache beim Weißstorch.

Bisherige Praxis war, daß die Tiere in einer Station in Schwarzach gezüchtet und in die freie Landschaft entlassen wurden, ohne die Nahrungsgrundlage zu überprüfen. «Diese zootier-ähnliche Storchhaltung», so Schuster, «hat nichts mit Naturschutz zu tun.» Der NABU fordert deshalb die Schließung dieser Auswilderungsstation.

Ulmer Humboldt-Gymnasium sucht ehemalige Schüler

(lsw) Die älteste Schule Ulms, das Humboldt-Gymnasium, sucht Namen und Adressen ehemaliger Schüler und Schülerinnen. Sie sollen zum 700-Jahr-Fest, das die frühere Lateinschule im Jahr 1994 feiert, eingeladen werden. Vor allem aus der Zeit vor 1944 seien keine Unterlagen mehr vorhanden, sagte Rektor Joachim Keller. Sie waren verbrannt, als das Schulgebäude einem Bombenangriff zum Opfer fiel. Auch die Adressenlisten späterer Jahrgänge sind lückenhaft. Keller hofft, daß sich möglichst viele «Ehemalige» melden, vielleicht sogar mit kompletten Jahrgangs- und Klassenlisten, alten Fotos und anderen Dokumenten für eine geplante Festschrift sowie eine Ausstellung. Adresse: Humboldt-Gymnasium, Karl-Schefold-Straße 18, 89073 Ulm.

Ferienwohnungen bewahren historische Bausubstanz

(lsw) Mit Hilfe des Landes Baden-Württemberg sind in den vergangenen sechs Jahren bei einem Pilotprojekt zur Erhaltung wertvoller alter Bausubstanz 22 neue Ferienwohnungen entstanden oder sind im Entstehen begriffen. Wie der Landrat des Neckar-Odenwald-Kreises, Gerhard Pfreundschuh, am 22. September nach Abschluß des Projekts vor Journalisten unterstrich, sei es dabei nicht in erster Linie um die touristische Entwicklung der Region gegangen, sondern darum, leerstehende und oft landschaftsprägende landwirtschaftliche Gebäude in Odenwalddörfern zu erhalten und wieder sinnvoll zu nutzen.

Anlaß sei 1986 eine Erhebung gewesen, die gezeigt habe, daß in manchen Dörfern fast jedes dritte Haus leerstand, betonte der Landrat. Mit staatlichen Zuschüssen zwischen 50 000 und 70 000 Mark hätten die Besitzer die in das Projekt einbezogenen Gebäude saniert und darin Ferienwohnungen geschaffen, die sich am Markt behaupten könnten.

Doch kein Riesen-Damm im Goldersbachtal

(STZ) Der Staudamm im Goldersbachtal wird nicht gebaut. Nach jahrzehntelangen Diskussionen um dieses Großprojekt sucht Tübingen jetzt nach anderen Möglichkeiten, um die hochwassergefährdeten Stadtteile zu schützen. Am 8. Juli 1987, hatte sich über dem Schönbuch ein Jahrhundertunwetter zusammengebraut und westlich von Bebenhausen entladen. Die Waldhügel konnten nach vorangegangenen Regentagen kein Wasser mehr aufnehmen. Den Schaden hatte Lustnau. Selbst vom Regen weitgehend verschont, erlebte Tübingens östlicher Stadtteil das schwerste Hochwasser seiner Geschichte. Die wichtigsten Straßen standen einen Meter unter Wasser. Die Schäden an Gebäuden oder Fahrzeugen betragen Millionen. Personen wurden nicht verletzt.

Mit dem Hochwasser stieg die Bereitschaft der Tübinger Stadträte sprunghaft an, dem stets als hochwassergefährdet eingestuften Lustnau ein für allemal zu helfen. Alle Fraktionen des Gemeinderates stimmten damals für den Hochwasserschutzdamm im Bebenhäuser Tal. Doch mit dem ablaufenden Wasser – nur eben langsamer – sank auch der Wille des Gemeinderates, mit diesem Bauwerk den Stadtteil vor künftigen Fluten zu schützen. Jetzt, im sechsten Jahr nach der Katastrophe, beschloß der Tübinger Gemeinderat mit den Stimmen der SPD, der Alternativen, der Freien Liste, der DKP und Teilen der FDP, die Planungen zu stoppen. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als das Wasserrechtsverfahren eingeleitet werden sollte, an dessen Ende die Genehmigung – oder eben Ablehnung – des Staudammes durch die Untere Wasserbehörde des Landratsamtes gestanden hätte. Erst dann wäre über den Bau des Dammes entschieden worden. Bisher von der Stadt Tübingen ausgegebene Planungskosten: mindestens 700 000 Mark.

Zuletzt war die SPD von dem Mammutprojekt abgerückt und spielte damit das Zünglein an der Waage. SPD-Stadtrat Hans Schreiber begrün-

dete den «langen und qualvollen Entscheidungsprozeß» seiner Fraktion mit einem Lernprozeß im Anblick eines maßstabsgetreuen Lattengerüsts im Goldersbachtal, das ihm die wirklichen Dimensionen des 15,4 Meter hohen Damms «schockartig» habe klar werden lassen. «Bei dem Großdamm handelt es sich um den Umbau einer Landschaft», erklärte Schreiber weiter. Ähnlich betroffen war der SPD-Stadtrat von der Aussage eines Gutachters hinsichtlich der klimatologischen Auswirkungen dieses Projekts für Lustnau. Ein sehr konstant wehender Wind aus nördlicher Richtung, Lustnauer nennen ihn den «Bebenhäuser», frischt vor allem nachts auf. «Die nächtliche Frischluftzufuhr für Lustnau würde sich durch den Damm um ein Viertel verringern», heißt es in der Klimaanalyse. Und auch die Intensität des Nebels würde zunehmen. «Nutzen für wenige, Schaden für viele», sagten daraufhin die Gegner des Staudammes.

Für die Alternativen nannte Adelheid Müller einen weiteren Grund, der gegen den Damm spreche. «Der Riegel im Bebenhäuser Tal ist nicht finanzierbar.» Zwanzig Millionen Mark sollte der Damm aus heutiger Sicht kosten. Zusagen über Zuschüsse, erklärte der Tübinger Tiefbauamtschef Albert Füger, seien erst nach Abschluß des Genehmigungsverfahrens zu erhalten. Die Stadt hatte damit gerechnet, daß der Damm zu zwei Dritteln bezuschußt wird.

Am Ende der hitzig geführten Debatte – CDU-Stadtrat Ulrich Latus rief gleich mehrfach aus, wie «bestürzend» und «beschämend» es sei, daß die SPD einen Rückzieher mache – brachte es OB Eugen Schmid auf den Punkt: «Es geht doch darum, ob wir Lustnau dauerhaft schützen sollen oder eben nicht.» In den vergangenen Monaten wurde die Tübinger Stadtverwaltung geradezu mit Anträgen überhäuft, die dem Schutze Lustnaus dienen. Nach dem Nein zum Damm werden diese nun genau untersucht. Dabei geht es – nicht zum erstenmal – um viele kleine Rückhaltebecken, um Leitdämme von wenigen Metern Höhe, sogar um

quer gelegte Baumstämme zwischen Bebenhausen und Lustnau. Auch Kanäle könnten das Hochwasser schneller abfließen lassen. Ebenso wird über ein Frühwarnsystem inzwischen nachgedacht.

Land honoriert geschonte Umwelt

(Isw) Das Land wird umweltschonende Verfahren in Land- und Forstwirtschaft sowie im Gartenbau durch Forschung, Modelle und Beratung weiterhin fördern. Derartige Verfahren gewannen immer mehr an Bedeutung, betonte Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser bei der Landesfachtagung für Beratungskräfte des Obst- und Gartenbaus sowie der Grünplanung und Landespflege in Pfedelbach.

Eine besondere Zielgruppe stellten hierbei die Klein- und Hobbygärtner dar, sagte Weiser. Von den etwa 3,5 Millionen Haushalten im Lande bewirtschafteten 1,2 Millionen einen eigenen Garten. Mit einem ersten Landespflanzenchutzgesetz habe Baden-Württemberg bundesweit Zeichen für eine ökologisch vorbildliche Bewirtschaftung gesetzt. Allein für Information und Beratung im Zusammenhang mit dem seit 1991 geltenden Gesetz, das beispielsweise den Einsatz von Herbiziden in Klein- und Hobbygärten generell verbiete, habe sein Haus «umfangreiche Leistungen» erbracht, sagte der Minister.

Zwar könne das Land für die Landwirtschaft und den Erwerbsobstbau kein eigenes Gesetz beschließen, weil das Pflanzenschutzgesetz des Bundes dies regle. Durch entsprechende Beratung sei allerdings erreicht worden, daß mittlerweile fast alle baden-württembergischen Flächen im Kernobstbau nach dem integrierten Verfahren mit einem Minimum an Pflanzenschutzmitteln bewirtschaftet würden.

Recycling im Mittelalter: Schiffsplanken zu Latrinen

(lsw) Als eine kleine Sensation bewerten die Archäologen des baden-württembergischen Landesdenkmalamtes einen neuen Fund in Konstanz, der belegt, daß schon im Mittelalter eifrig recycelt wurde: Bei Grabungen in einem Stadtquartier aus dem 13. Jahrhundert wurden große Schiffsplanken entdeckt, die die Wände von Latrinen auskleideten. «Recycling schon im Mittelalter», sagte die Archäologin Marianne Dumitrache zu den Funden. Ihr waren bei den Grabungen zuerst die Dübellöcher aufgefallen, die Hinweise gaben, daß die Hölzer zuvor schon anders genutzt worden waren. Bislang waren in den mittelalterlichen Toiletten, die für Stadtarchäologen wah-re Fundgruben sind, immer frisch geschlagene Hölzer entdeckt worden.

Helmut Preuß, Restaurator und Schiffsspezialist beim Archäologischen Landesmuseum in Konstanz, untersuchte die Planken näher und machte aufsehenerregende Entdeckungen: Es handelt sich um fünf Zentimeter starke Eichenplanken einer Ledine, deren Alter ziemlich exakt auf das Jahr 1250 festgelegt werden konnte. Damit ist dies der bislang älteste Fund dieses für den Bodensee typischen Lastenseglers, der hilfsweise auch gerudert werden konnte. Eine vor einem Jahr bei Immenstaad gehobene 18 Meter lange Ledine – ebenfalls eine archäologische Sensation – stammt aus dem Jahr 1335.

Endlich, so Preuß, hatte man jetzt auch einmal die Decksplanken eines solchen Schiffes gefunden, die ansonsten bei den anderen Funden durch Verwitterung und Erosion fehlten. Auf einer Planke konnten die Archäologen ein eingeritztes Mühlespiel entdecken, mit dem sich die Fischer offensichtlich ihre Zeit vertrieben hatten. Außerdem waren die Dollen für die Riemen deutlich sichtbar, so daß man rekonstruieren kann, in welcher Haltung der mittelalterliche Fischer auf seinem Boot saß und mit welcher Rudertechnik er die Riemen bewegte. Die Bootsplanken aus

der Latrine kommen jetzt für einige Jahre zur Stabilisierung der Holzzellen in ein Zuckerbad, bevor man versuchen wird, zusammen mit dem Fund von Immenstaad eine frühe Ledine aus dem Bodensee originalgetreu zu restaurieren.

Inventur für Wegzeichen im Kreis Ravensburg

(STZ) Wenn Manfred Thierer einen einzelnen Rotdornstrauch, einen Wacholderbusch oder Thujabaum am Wegrand entdeckt, dann schaut sich der Leutkircher Heimatpfleger den Platz am Wegrand genauer an. Oftmals ist so ein Baum der Hinweis auf den Standort eines Feldkreuzes. Mehr als 200 stehen auch heute noch in der Umgebung der Großen Kreisstadt im Allgäu. In Eisenharz bei Wangen sind es 160. Doch manches dieser Zeichen der Frömmigkeit wurde von einem unsicheren Kurvenfahrer umgeworfen. Gelegentlich fielen die Feldkreuze auch der modernen Straßenverbreiterung zum Opfer. Der Heimatpfleger findet sie manchmal vergammelt in einer Scheune.

Manchen dieser vergessenen Plätze finden die Kenner auf den amtlichen Karten. Denn bis 1913 wurden die Flurkreuze von den Landvermessern aufgenommen und später auch in die modernen Karten eingetragen. Nach und nach werden diese Kleindenkmale im Kreis Ravensburg registriert, in 18 Gemeinden und Städten ist das bereits geschehen. Inzwischen sind übrigens auch diese alten Wegzeichen vor Diebstahl nicht mehr sicher, vor allem wenn es sich um die schönen aus Blech geschnittenen und handgeschmiedeten Exemplare aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert handelt. An diesen Passionskreuzen spielt der leidende Jesus fast eine Nebenrolle. Der Blick wird angezogen von Leidenswerkzeugen wie Lanze, Helebarde, Nägel, Hammer und Zange. Aber auch der Geldsack des Judas und der Essigschwamm gehören zu den Attributen, und auf der Kreuzesspitze kräht der Hahn. Der Volksphantasie sind kaum Grenzen gesetzt.

Die Geschichte der Kreuze beginnt im 13. Jahrhundert, erläutert der Heimatpfleger. Etwa 300 Jahre lang wurden beispielsweise Totschläger zu öffentlicher Sühne verurteilt, und dazu gehörte auch die Errichtung eines Gedenkkreuzes am Ort der Tat. Eines dieser Sühnekreuze hat Manfred Thierer mit Erde überdeckt unter einem moderneren Wegkreuz gefunden. Auch Frömmigkeit unterliegt der Mode. Mit Beginn der Industrialisierung wurden der Corpus Christi oder ganze Kreuzzeichen in Gußeisen angeboten. Thierer hat einen Katalog der Gießerei Wasseralfingen entdeckt, in dem für den großen und kleinen Geldbeutel Kreuze feilgeboten wurden. Die Dutzendware überschwemmte das Land und machte mehr als die Hälfte aller Flurzeichen aus.

Thierer haftet nicht sklavisch am Althergebrachten, sei es nun Industrieware oder Handarbeit. In der Umgebung von Leutkirch stehen mehrere moderne Kreuzeszeichen. Eines davon wurde am Stadtrand oberhalb von Balterazhofen aufgestellt. An den eisernen Rahmen sind die Leidenswerkzeuge geheftet, vor dem Alpenpanorama ein eindrucksvolles Zeichen. Es ist das Ergebnis eines Schülerwettbewerbs und wurde ohne viel Aufwand im städtischen Bauhof angefertigt.

Innenstadt von Isny wird vom Verkehr entlastet

(lsw) Die Innenstadt von Isny im Allgäu wird durch eine Ortsumgehung künftig wesentlich vom Verkehr entlastet. Der baden-württembergische Verkehrsminister Hermann Schauffler machte im September nach Angaben seines Ministeriums den ersten Spatenstich für die Verlegung der L 318. Zur Zeit fahren täglich rund 12 000 Autos durch den Kurort. Mit der ortsnahen Umgehung, deren Bau rund acht Millionen Mark kosten wird, sollen es 40 bis 50 Prozent weniger Fahrzeuge im Ortskern werden. Ein erstes Teilstück der Straße soll bereits Ende des Jahres in Betrieb genommen werden, hieß es weiter.

Forstamt schafft Abfalleimer im Wald ab

(STN) Auch das Staatliche Forstamt spart. 1992 gaben die Waldpfleger 48 000 Mark für die Müllbeseitigung aus. Immer mehr Menschen besuchen den Wald in und um Stuttgart – und hinterlassen immer mehr Müll. Das Forstamt zog die Notbremse. Direktor Fritz Oechßler: «Seit 1. September sind die 300 Mülleimer, die bisher zur Verfügung standen, weg. Die Waldbesucher müssen ab sofort ihren Müll wieder nach Hause mitnehmen.»

Oechßler glaubt, daß die neue Regelung «den Waldbesuchern weh tut, trotzdem müssen wir sie bitten, sich daran zu halten und ihre Abfälle nicht im Wald zu lassen». Die Müllbeseitigung im Wald, die von der «Neuen Arbeit» übernommen wurde, kostete das Forstamt Jahr für Jahr mehr Geld. Weil immer mehr Menschen Ruhe im Wald suchen, bleibt ein wachsender Müllberg zurück. Vierzig Kubikmeter, das entspricht etwa zehn großen Containern, fallen im Monat an. Rund 60 Langzeitarbeitslose und Schwer-Vermittelbare werden von der «Neuen Arbeit» im Stuttgarter Forst eingesetzt. Sie waren 1991 rund 3600 Stunden lang mit der Müllbeseitigung beschäftigt, 1992 stieg die Zahl der Stunden auf 4400. So konnte das nicht weitergehen. Außerdem machen die Mitarbeiter der «Neuen Arbeit» ihre Sache so gut, daß sie von Oechßler lieber für die Pflege von Wald und Wegen eingesetzt werden. «Das ist wichtiger als die Müllbeseitigung», sagt Oechßler. Dem Forstamt fehlt es nicht nur an Geld, sondern auch an Arbeitskräften. «Hätten wir beides in ausreichender Zahl, würden wir die Müllbeseitigung wie bisher weitermachen.»

Erfahrungen mit der neuen Müllregelung gibt es bisher nur im Schönbuch, dort sind die Mülleimer schon länger verschwunden. Im Schönbuch sei, so Oechßler, kein «grundsätzliches Müllproblem entstanden, mit der Zeit hat sich das eingespielt». Dem Forstdirektor ist klar, daß die neue Regelung «eine Provokation ist», und bedauert, was er den Wald-

besuchern zumuten muß. Oechßler fürchtet, «daß der Müll zunächst irgendwo liegen gelassen wird».

Das wilde Müllabladen hat generell zugenommen, vor allem in der Nähe von Parkplätzen. Waschmaschinen, Autoreifen, Kühlschränke werden zurückgelassen. Oechßler hofft, daß «die Bürger umweltbewußt genug sind, dies mit ihrem Vesperrüll nicht zu machen». Die neue Regelung kann nur klappen, «wenn sich die Waldbesucher gegenseitig kontrollieren», glaubt Oechßler. Wird jemand im Wald beim Müllfrevel entdeckt, gibt es einen Bußgeldbescheid. Statt der Mülleimer stehen jetzt 80 Schilder im Wald. Dazu Aufkleber, auf denen die Waldbesucher zum Mitnehmen des Mülls aufgefordert werden.

Herrenberg bekam Altar als Mini-Kopie zurück

(epd) Der weltberühmte Jerg-Rathgeb-Altar kehrte in die Herrenberger Stiftskirche zurück – allerdings nur als verkleinerte Kopie. Sie soll an den «Herrenberger Altar» erinnern, der einst in dieser Kirche stand und sich jetzt in der Staatsgalerie Stuttgart befindet. Farbfoto-Aufnahmen davon sind verkleinert, auf Holztafeln aufgezogen und in einen einfachen Rahmen eingefügt worden. Diese etwa zwei mal zwei Meter große Altar-Mini-Ausgabe des Originals (es mißt aufgeklappt 2,70 mal 5,80 Meter) wurde der Gemeinde vorgestellt. Das nach neueren Erkenntnissen etwa 1517 bis 1521 geschaffene Kunstwerk stand bis 1890 in der Stiftskirche Herrenberg und hat von daher seinen Namen. Dann wurde es um 5000 Mark an die damalige «Königliche Altertümersammlung» in Stuttgart verkauft, mit dem Erlös wurde die Sanierung der seinerzeit wieder einmal einsturzgefährdeten ältesten Hallenkirche Schwabens mit finanziert. Mehrere Herrenberger Versuche, den damals rechtskräftig verkauften Altar wieder zurückzuerhalten, sind gescheitert.

Schloß Achberg vor dem Verfall gerettet

(STZ) Weitgehend restauriert ist inzwischen das hoch über der Argen zwischen Wangen und Lindau gelegene Deutschordensschloß Achberg, das noch vor wenigen Jahren völlig zu verfallen drohte. Doch nachdem die Stadt Ravensburg, die Gemeinde Achberg und ein privater Förderverein den Kauf des barocken Schlosses sichergestellt hatten, einigten sich dann auch das baden-württembergische Innenministerium, das Landwirtschaftsministerium, die Denkmalstiftung und das Landesdenkmalamt darauf, die Bauunterhaltungskosten von etwa drei Millionen Mark zu übernehmen. Damit war und ist die Zukunft des Schlosses, das zu einem kulturellen Treffpunkt werden und bis Ende nächsten Jahres völlig wiederhergestellt sein soll, gesichert.

EVS bekommt Genehmigung für Iller-Kraftwerk

(lws) Die Energieversorgung Schwaben (EVS) baut an der Iller in Mooshausen im bayerischen Allgäu ein neues Wasserkraftwerk. Den symbolischen ersten Spatenstich machte am 7. September EVS-Vorstandschef Wilfried Steuer. Nach seinen Angaben handelt es sich um die erste Baugenehmigung seit 40 Jahren, die die EVS für ein neues Wasserkraftwerk bekommen hat.

«Mit trauriger Regelmäßigkeit» sei aus EVS-Vorhaben, an Argen, Donau, Jagst und Kocher neue Wasserkraftwerke zu errichten, «nichts geworden», klagte Steuer. «Jeder rede zwar gerne von mehr Kilowattstunden aus erneuerbaren Quellen; aber keiner will das dafür nötige Kraftwerk vor seiner Haustür.» Eine «rühmliche Ausnahme von diesem Sankt-Florians-Prinzip» hätten die Bürger im Illertal und eine Umweltschutzgruppe aus Memmingen gemacht. Man habe den Konflikt «konstruktiv gelöst». Insgesamt erzeugt die EVS derzeit rund 580 Millionen Kilowattstunden in Laufwasserkraftwerken. Dies entspricht einem Anteil von rund drei Prozent.

Gleiter und Biker zerstören «Naturinseln»

(lsw) Modosportarten wie Gleitschirmfliegen und Mountainbiking gefährden zunehmend die Naturlandschaften in Baden-Württemberg. Darauf wies die Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) in Karlsruhe anlässlich einer Pilotstudie hin, in der zahlreiche Konflikte zwischen Erholung und Naturschutz aufgezeigt werden. Die Tendenz, «Naturinseln» in der Freizeit aufzusuchen, mache sich insbesondere entlang der Schwarzwaldhochstraße, in den Hochmooren des Nordschwarzwaldes, im Bereich von Kur- und Heilbädern sowie im Umkreis von Freudenstadt bemerkbar. Belastet würden auch Regionen um Vergnügungsparks.

Mountainbiker tragen demnach zur Zerstörung von Vegetation, zur Bodenerosion, zu verstärktem Flächenverbrauch und zur Störung der Jungtieraufzucht und damit zur Verminderung der Arten bei. Um die Konflikte zwischen Naturschutz und Erholung zu entschärfen, schlägt die LfU eine Reihe von Maßnahmen vor – von der Ausweisung neuer Schutzgebiete bis zur Sperrung und Lenkung des Verkehrs.

Den Anteil der «Erholungsbevölkerung» gibt die LfU mit etwa einem Viertel der Einwohner an. Etwa zehn Prozent seien Ferien- und Kurgäste, 90 Prozent Tages- und Wochenendausflügler. Ins Grüne zieht es am Wochenende mit etwa 40 Prozent vor allem die Städter; der Anteil der ländlichen Bevölkerung ist dagegen nur halb so groß.

Ein Saurier-Wirbel sorgt für Wirbel

(STZ) Unter den Skeletteilen und Knochen, die beim Ausgraben einer Baugrube für den Erweiterungsbau einer Brauerei in Waldhaus, Gemeinde Weilheim gefunden wurden, war ein sensationeller Fund: Wie das Staatliche Museum für Naturkunde in Stuttgart dem Waldshuter Entdecker der Funde mitgeteilt hat, verbarg sich unter den zahlreichen

Überbleibseln von urweltlichen Tieren auch ein Wirbel nebst Zähnen eines Landsauriers. Die Wissenschaftler sind der Meinung, daß dieser Fund der in der Welt älteste Nachweis für diese Reptiliengruppe ist. Die Funde sind von großer Bedeutung, glaubt man doch, das Tier gefunden zu haben, das in vielen Gebieten Europas seine Fußabdrücke im Buntsandstein hinterlassen hat und deshalb Handtier (Chirotherium) genannt wurde. Vor 160 Jahren entdeckten Forscher in Thüringen zum erstenmal Fährten dieses Tieres, doch konnte das Aussehen des Sauriers nicht bestimmt werden. Erst als 1963 Forscher der Universität Zürich in den Tessiner Alpen ein vollständig erhaltenes Skelett fanden, war dies möglich. Der Fund in Waldhaus bestätigt nun, daß die zahlreichen Fährten im Buntsandstein von dieser Reptiliengruppe stammen, die vor 200 Millionen Jahren gelebt haben soll.

Ulmer Münster wird fotogrammetrisch erfaßt

(lsw) Die Erhaltung des Ulmer Münsters wird vom Land Baden-Württemberg gefördert. Für die fotogrammetrische Erfassung eines der bedeutendsten Baudenkmale des Landes seien der evangelischen Kirchengemeinde Ulm weitere 165 000 Mark bewilligt worden, teilte das baden-württembergische Wirtschaftsministerium mit.

Die Förderung sei Teil eines mehrjährigen Programms, das eine vollständige planerische Bestandsaufnahme vorsehe. Die fotogrammetrische Erfassung ermögliche zunächst die Anfertigung maßstabsgetreuer Pläne von der Kirchennordseite. Bislang seien die Arbeiten der Restauratoren dadurch erschwert worden, daß solche Bestandspläne nicht vorlagen. Der Zuschuß bedeute einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung des Münsters, das immer stärker von den fortschreitenden Umweltschäden bedroht ist.

Verwaltungsreform und Naturschutz

(lsw) Die Regierungspräsidien in Baden-Württemberg sollten nach Auffassung der SPD-Landtagsfraktion weiterhin für die Naturschutzgebiete zuständig sein. Der SPD-Abgeordnete Walter Caroli kündigte in einer Mitteilung an, seine Fraktion werde dem Vorschlag der Verwaltungsreformkommission der CDU/SPD-Landesregierung zur Aufgabenverlagerung auf die Stadt- und Landkreise nicht zustimmen. Als Begründung führte Caroli die hohen fachlichen Anforderungen an die Ausweisung von Naturschutzgebieten sowie deren kreisübergreifende Lage an. Der SPD-Politiker meinte ferner, die Umsetzung internationaler Vereinbarungen im Naturschutz sei gefährdet, wenn die Kreise für Naturschutzgebiete zuständig sind. Überdies seien Bürgermeister und Landratsämter stärker als die Regierungspräsidien in lokale Interessenkonflikte zwischen Industrieansiedlung, Wohn- und Straßenbau einerseits und Naturschutz andererseits eingebunden.

Ökologisch wertvoller Steinbruch stillgelegt

(lsw) Der Steinbruch Faisst in Egenhausen liegt jetzt still. Damit sei nach Verhandlungen mit den bisherigen Betreibern ein ökologisch wertvolles Gebiet für den Naturschutz auf Dauer sichergestellt worden, erklärte das Regierungspräsidium Karlsruhe. Der Steinbruch, der sich jetzt in Gemeindebesitz befindet, ist Teil des Natur- und Landschaftsschutzgebietes Egenhäuser Kapf mit Bömbachtal, das schon seit 1991 besteht. Auf dem Gelände leben stark gefährdete und vom Aussterben bedrohte Tierarten wie Kreuz- und Wechselkröte, Kleiner Abendsegler, Wanderfalke, Steinkauz und Bartfledermaus. In dem Steinbruch befindet sich das einzige Laichgewässer der Kreuzkröte im Kreis Calw. Felsen, Abraumhalden und Halbtrockenrasen bieten auch einen idealen Lebensraum für viele Ameisen-, Käfer-, Libellen- und Schmetterlingsarten.



Ihre Ziele verfolgen Sie konsequent und beschreiten dabei neue Wege. Dazu gehören Mut und die Sicherheit einer unternehmerisch denkenden Bank. Eine Bank wie die Baden-Württembergische Bank. Wir begleiten Sie auf Ihrem Weg zum Erfolg und sorgen mit maßgeschneiderten Finanzierungskonzepten dafür, daß die Richtung von Anfang an stimmt. Kommen Sie einfach auf uns zu.

SIE SIND ES GEWOHNT,
EIGENE WEGE ZU GEHEN, UND
IHRE BANK GEHT MIT.



Die Baden-Württembergische Bank

Finanzieller Kraftakt rettet Schloß Filseck

(STN) Ob auf der Schiene oder der Straße: Wer das untere Filstal durchfährt, dessen Blick wird magisch angezogen von der stolzen Schloßanlage. Oben auf der Höhe, an der südlichen Hangkante und auf Markung Ugingen gelegen, thront dieses bauliche Schmuckstück des Kreises Göppingen. Aus dem Jahr 1204 stammend, hat der drei Hektar große Gebäudekomplex eine bewegte Geschichte hinter sich. Nach dem Großbrand 1971 drohte das Schloß endgültig zu verfallen, bis der Kreis Göppingen mit einem finanziellen Kraftakt für die Rettung sorgte.

«Ein Glücksfall für den Landkreis», schwärmt Kreisarchivar Walter Ziegler (46), der als einer der neuen Hausherrn im von Grund auf sanierten Schloß einziehen wird. Und Landrat Franz Weber, der angesichts leerer Kreiskassen sich immer schwerer tut, die 17,4 Millionen Mark Sanierungskosten zu erklären, verteidigt als 17. Eigentümer die «wieder vorzeigbare Landmarke des Unteren Filstales». Als 1986 der Landkreis das Schloß Filseck erwarb, zwei Jahre später mit der Erschließung und 1989 mit dem Umbau begann, konnte ja niemand den rapiden Niedergang der Kreisfinanzen ahnen.

Fast wäre, als im Mai 1971 West- und Südflügel sowie Ökonomiegebäude des viereckigen Schloßkomplexes ein Raub der Flammen wurden, Filseck zum Rummelplatz geworden. Eine riesige Hotelanlage war im Gespräch, ein Freizeitpark nach Disney-Normen geplant, sogar eine europaweite Bildungseinrichtung vorgesehen – alle Pläne scheiterten an Fragen der Wirtschaftlichkeit, obwohl das Schloß schon damals als Baudenkmal gefördert wurde.

Es kam alles ganz anders. Der Landkreis griff zu, nicht nur um «das Wahrzeichen des Filstales» zu erhalten, sondern mehr noch mit dem Ziel, der Kultur des Kreises eine neue Heimstätte zu geben. Der Anfang ist gemacht. Die Volkshochschule, die als Kreiseinrichtung 30 Außenstellen betreibt, ist schon eingezogen. Das Kulturamt des Landratsamtes, mit

Kreisarchiv und Kreisarchäologie bisher nur dürftig in Göppingen untergebracht, bereitet seinen Umzug auf Schloß Filseck vor. Und im Erdgeschoß des Nordflügels, wegen seiner Aussicht ins Tal und auf Göppingen mit den Kaiserbergen gerühmt, entsteht zur Zeit in mehreren Räumen ein Restaurant.

Im Augenblick ist Schloß Filseck, das im Juni nächsten Jahres fertig sein und eingeweiht werden soll, noch eine einzige große Baustelle. Aber schon sind liebevolle Details der Sanierung und Renovierung zu entdecken. Original erneuerte Türen, Wände, Fresken, Tafeln, Böden aus der Barockzeit – überall hatte der Restaurator seine Hände im Spiel. Wunderschön die alten Stuckdecken, für deren Erneuerung die Leonberger Stukkateur-Meisterschule gesorgt hat. Das geplante regionale Museum für kirchliche Kunst, das im sehr gut erhaltenen Dachstuhl eingerichtet werden soll, mußte vorläufig zurückgestellt werden. Denn schon jetzt ist der angespannte Kreishaushalt über fünf Jahre mit der Schloß-Sanierung belastet.

Nun ist auch Thüringen im DHB vertreten

(DHB) Zum Tag der deutschen Einheit, am 3. Oktober, hat der DEUTSCHE HEIMATBUND das «Zentrum für Thüringer Landeskultur» als Vertreter des fünften neuen Bundeslandes aufgenommen. Der DEUTSCHE HEIMATBUND ist damit Dachverband von insgesamt 18 Mitgliedsverbänden und vertritt die Interessen von drei Millionen Mitgliedern in ganz Deutschland, die in über 8000 Vereinen organisiert sind.

Der Bundesverband, die Landesverbände und vor allem die Heimatvereine vor Ort engagieren sich im vereinten Deutschland in den Fragen des Natur- und Umweltschutzes, des Landschaftsschutzes, der Denkmal-, Trachten- und Brauchtumpflege und der Heimatgeschichte. Dabei findet eine intensive Zusammenarbeit zwischen den Verbänden in den alten und neuen Bundesländern statt. Neben Verbändepartnerschaften

konnte der DHB auch dazu beitragen, die Geschäftsstellen in den neuen Bundesländern mit auszustatten, sie beim Aufbau von Kontakten zu entsprechenden Institutionen und Organisationen zu unterstützen und in allen Fragen der Heimatpflege mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Im Bereich des Umwelt- und Naturschutzes konnten für die neuen Landesverbände 30 Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen besorgt werden. Für die Arbeit der acht Fachgruppen und Arbeitskreise des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES konnten weitere Experten aus den neuen Landesverbänden gewonnen werden.

Schliffkopf soll weiter waldfrei bleiben

(epd) Der Schliffkopf soll so bleiben wie er ist. Das ist das Ziel einer auch in diesem Jahr durchgeführten Pflegeaktion, bei der in die landschaftstypischen Latschenbestände hineingewachsene Fichten entfernt wurden. Die Aktion soll dazu beitragen, die Latschenbestände und die landschaftsprägenden Grindenflächen entlang der Schwarzwaldhochstraße zu erhalten. Bei natürlicher Sukzession würde nach Angaben des Landratsamtes die vorhandene Freifläche zuwachsen und die «Bocksergrasfläche» im Waldverband verschwinden.

Direktor Gerhard Römer jetzt im Ruhestand

(lsw) Baden-Württembergs Wissenschaftsminister Klaus von Trotha hat am 21. September in Karlsruhe den langjährigen Direktor der Badischen Landesbibliothek, Gerhard Römer (65), in den Ruhestand verabschiedet. Der Minister würdigte dabei insbesondere Römers Engagement für die Ausbildung der Bibliothekare. Für seine «herausragende Arbeit» auch in Hinblick auf die Ergänzung des Bibliotheksbestandes um wertvolle Sammlungen und Einzelstücke bekam der scheidende Bibliotheksdirektor bei dem Festakt den Verdienstorden der Bundesrepublik.

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten
– Kostenlos und unverbindlich!

Schlüpf 'rein in die Freizeit...

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen,
0407,
für Herren
1007



schuh-verlässig



Ganter

Schuh-Haus

Abele

70178 Stuttgart S · Tübinger Str. 18
Fernsprecher 2908 16

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

Ein wunderschöner Geschenkband –
nicht nur zu Weihnachten



s Wegge'taler Krippe

Zeichnungen von Dieter Groß
Texte von Werner Groß und Dieter Manz

Format 21 x 17 cm; 112 Seiten; mit 32 Vierfarb-Zeichnungen; geb.,
DM 28,-; ISBN 3-7966-0707-1

Dieses Buch über die Weggentaler Krippe ist eine Besonderheit: Nicht Fotografien, sondern die künstlerische Umsetzung ausgewählter Szenen in farbige Zeichnungen bilden das Kernstück. Es ist eingebettet in einen geschichtlichen Abriss über die Entstehung dieser barocken Attraktion und in eine theologische Ausdeutung der weihnachtlichen Evangelientexte. Mit diesem Werk ist eine Gesamtschau entstanden, die zum besseren Verständnis dieser ewig-jungen, volkstümlich und volksnahe geliebten Krippe beiträgt.

Fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesem Werk.

Schwabenverlag

Senefelderstraße 12 · 73760 Ostfildern · Telefon 0711/4406-162



Wenn bei Sonnenuntergang diese fröhliche und dennoch gelassene Stimmung herrscht, gönnt sich Martina neuerdings etwas Besonderes. Man trifft sie dann meist bei einem kleinen, anregenden Flirt mit einem ebenso anregenden Württemberger! Sie liebt sein frisches, natürliches Temperament und findet ganz einfach, daß er gut zu ihr paßt – der frische Sommerwein aus Württemberg.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

Hommage an den Bodensee

Vertraute Ufer

André Ficus / Dino Larese

Dieses neue Bodenseebuch ist ein Loblied auf den See und seine gesegneten Gestade. Ein deutscher Maler und ein schweizer Schriftsteller schufen im Geist der europäischen Begegnung dieses kostbare Buch. Mit seinen zarten, meisterlichen Aquarellen fängt der Maler André Ficus den Zauber dieser Landschaft ein, während Dino Larese mit lebendigen und kundigen Worten die Faszination dieser unverwechselbaren Gegend und ihrer Kultur beschreibt.

96 Seiten, 43 Aquarellreproduktionen, DM 56,-

VERLAG ROBERT GESSLER · FRIEDRICHSHAFEN



Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten –
kostenlos und unverbindlich!

Schwäbischer Heimatbund
Charlottenplatz 17/II
70173 Stuttgart
Telefon (07 11) 22 16 38
Telefax (07 11) 29 34 84

Landschaftsarchitektur: Hans Luz erhielt Preis

(PM) Der Bund Deutscher Landschafts-Architekten (BDLA) verlieh zum erstenmal den Deutschen Landschaftsarchitektur-Preis. Mit dem Preis zeichnet der BDLA qualitätsvolles und verantwortliches Planen bei der Gestaltung lebendiger Freiräume aus. Preisträger in diesem Jahr ist Professor Hans Luz, Stuttgart, einer der bedeutendsten zeitgenössischen Gartengestalter und Landschaftsarchitekten. Gewürdigt werden seine vorbildlichen Leistungen auf dem Gebiet der Landschaftsarchitektur, die Belange des Umwelt- und Naturschutzes in besonderer Weise berücksichtigen. Luz hat in 40 Berufsjahren Gärten und Landschaften erdacht, die von der Natur vollendet wurden. Sein Name ist eng mit der Internationalen Gartenbauausstellung in Stuttgart (IGA) verbunden. Hans Luz hat auch das Berufsbild seiner Kollegen mitbeeinflusst. Er beschreibt die Aufgabenfelder der Landschaftsarchitekten von morgen so: Aus den Hausgärten wird der Grüne Städtebau.

Das Votum einer unabhängigen Jury für Hans Luz war einstimmig. Der Jury unter dem Vorsitz von BDLA-Präsident Prof. Holger Haag, Langenhagen, gehörten an die Fachjournalistin Dr. Ingeborg Flagege, Bonn, der Architekt Prof. Johannes Peter Hölzinger, Bad Nauheim, Landschaftsarchitekt Prof. Arno Sighart Schmid, Leonberg, und Christiane Thalgot, Stadtbaurätin in München. Der Deutsche Landschaftsarchitektur-Preis, bestehend aus einer Skulptur, wurde Hans Luz Anfang September auf dem BDLA-Bundeskongress in Stuttgart überreicht. Der Deutsche Landschaftsarchitektur-Preis wird künftig alle zwei Jahre vorbildliche Leistungen der Landschaftsarchitektur auszeichnen.

Heimattage 1994: Ettlingen lädt ein

(swp) Grenzüberschreitende Gemeinsamkeiten will Ettlingen als Gastgeber der Heimattage Baden-

Württemberg im nächsten Jahr hervorheben.

Einer der Schwerpunkte des Programms wird nach Angaben von Oberbürgermeister Josef Offele die Mundart in der Grenzregion Baden, Pfalz, Elsaß sein. Außerdem soll in der alten Industriestadt bei Karlsruhe der soziale und industrielle Umbruch des 19. Jahrhunderts beleuchtet werden. Ettlingen (38 500 Einwohner), wo sich der Gemeinderat einstimmig für die Ausrichtung der Landesfeier ausgesprochen hat, wird sich die Heimattage voraussichtlich 500 000 Mark kosten lassen: «Wir leben in gesicherter Armut, deshalb können wir uns das leisten», sagte Offele. Durch die Landesgartenschau 1985, zu der damals über eine Million Besucher kamen, habe die Stadt eine Stärkung des bürgerschaftlichen Miteinanders erlebt. Daran sollte bei den Heimattagen angeknüpft werden. Ettlingen will dabei auch die Sanierung vorstellen, in die in den letzten 20 Jahren 66 Millionen Mark an öffentlichen Mitteln und das Sechsfache an privaten Geldern investiert wurden. Gastgeber der Heimattage 1995 ist Sigmaringen.

Landkreistag: Müllbehälter nicht abmontieren

(lsw) Auch künftig sollten Müllbehälter nach Auffassung des Landkreistages Baden-Württemberg an Rast- und Parkplätzen belassen werden. Ihre Entfernung durch Behörden und Kommunen sei kein Beitrag zur Abfallvermeidung und bedeute lediglich eine Verlagerung von Müll, betonte der Hauptgeschäftsführer der Organisation, Eberhard Trumpp, in Stuttgart. Nach seinen Worten lehnen die Landkreise es ab, wilden Müll einzusammeln. Letztlich müssten auch sie dafür Steuergelder aufwenden. Trumpp forderte die Forstbehörde und die Straßenbaubehörde auf, auch künftig eine ausreichende Zahl von Abfallbehältern an frequentierten Plätzen beizubehalten. Er fügte hinzu, wer um Tagesgäste und Urlauber werbe, müsse auch für eine Beseitigung zurückgelassener Abfälle sorgen.

Turm von Weingut Wildeck wartet auf neue Nutzer

(HT) Für den landschaftsprägenden, über 500 Jahre alten Turm des staatlichen Weingutes Burg Wildeck bei Abstatt im Kreis Heilbronn gibt es zwar seit Jahrzehnten schon viele Pläne für eine sinnvolle Nutzung. Doch sie scheiterten bisher alle an Geldmangel. Das massige Gebäude steht seit 1945 leer. Damals, als Teil des Forsthauses des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, diente es als militärischer Beobachtungsposten und wurde bei einem Bombenangriff schwer beschädigt. Mitsamt diesem Rohbau übernahm das Land das Anwesen 1953. Heute ist es ein 13 Hektar großes ökologisches Mustergut der Weinsberger Weinbauschule.

In den drei Etagen des Turms, jeweils 121 Quadratmeter groß, sollte bereits vor 30 Jahren ein «Württembergisches Weinbaumuseum» eingerichtet werden, was sich allerdings als unbezahlbar erwies. Eine Absage wurde auch einem Bildhauer erteilt, der auf der Höhe zwischen den Weinbergen in einem Atelier seiner Kreativität freien Lauf lassen wollte. Zur Sicherung der Bausubstanz mußte bereits zweimal das Dach erneuert werden. Für Gerhard Götz, Direktor der Weinbauschule, ist eine Probierstube hinter den dicken Mauern durchaus denkbar, sogar wünschenswert; doch angesichts des Sparkurses der Landesregierung hat er wenig Hoffnung auf eine Realisierung. Dabei könnte er sich über Besuchermangel sicher nicht beklagen: «Hier herauf kommen viele Leute, wir könnten jede Woche ein Weinfestle machen.» Immerhin wird derzeit die Wohnung des Verwalters im barocken Fachwerkhaus für 500 000 Mark modernisiert. Auf sonntägliche Ruhe kann die Verwalter-Familie Heller nicht hoffen. Wenn sie sich auf ihrem romantischen Freisitz mit wunderbarem Panoramablick den Kuchen schmecken lassen möchte, dann setzen sich regelmäßig forsche Ausflügler dazu, weil sie glauben, es handle sich um ein Wirtshaus: «Die schimpfen dann über die miserable Bedienung und gehen wieder».

Institut in Tübingen für Wildbienenkunde

(PM) In Tübingen wurde ein Institut gegründet, dessen Arbeitsschwerpunkt die Wildbienen sind und das aus der Kenntnis und der weiteren Erforschung ihrer Verbreitung, Biologie und Ökologie Grundlagendaten liefert, Gutachten erstellt und konkrete Anwendungen für die Praxis entwickelt.

Die Wildbienen haben in den vergangenen Jahren wie nie zuvor große Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erlangt. Immer mehr Menschen lassen sich von den faszinierenden Lebensweisen dieser vielgestaltigen Blütenbesucher begeistern. Ihnen wird außerdem bewußt, daß diese Bestäuber eine unersetzliche Rolle im Naturhaushalt spielen, daß viele Arten gefährdet sind und daß die Wildbienen aus diesen Gründen des besonderen Schutzes bedürfen.

Das Thema Wildbienen bereichert zunehmend auch den Schulunterricht und die Jugendarbeit vieler Verbände, weil sich die friedfertigen Hautflügler für Verhaltensbeobachtungen und für die Erziehung zu einem verantwortungsvollen Umgang mit der Natur besonders eignen. Als hervorragende Untersuchungsprojekte der Landschaftsökologie finden Wildbienen auch in der Naturschutzforschung und -planung sowie bei Flächen- und Eingriffsbewertungen eine immer stärkere Berücksichtigung. Außerdem hat sich gezeigt, daß eine wachsende Zahl von Bürgern fundierte Informationen über die Lebensweisen und eine fachkundige Beratung über den Schutz dieser Insekten erwartet.

Die Zeit war reif, auf diese erfreuliche Entwicklung mit einer Initiative zu antworten, die sowohl der Bedeutung als auch der Bandbreite dieses Aufgabengebietes angemessen Rechnung trägt: ein eigenes Institut wird in Zukunft für alle Fragen der Wildbienenkunde mit wissenschaftlicher Kompetenz und weitreichender Erfahrung bundesweit als Ansprechpartner zur Verfügung stehen.

Weitere Informationen zum Thema Wildbienen und zu den Leistungen des Institutes sind einem Faltblatt zu

entnehmen, das beim Institut für Wildbienenkunde, Postfach 1627 in 72006 Tübingen angefordert werden kann.

Naht das Ende des Autoverkehrs?

(lsw) Das Ende des Individualverkehrs kommt automatisch: In absehbarer Zeit, so jedenfalls sieht es der Stuttgarter Verkehrsforscher Gerd Steierwald voraus, wird sich das Auto selbst «ad absurdum» geführt haben. Der Glaube, daß Vermeidung und Verlagerung des motorisierten Verkehrs wesentlich zur Energieeinsparung und zur Reduzierung der Umweltbelastungen beitragen könnten, sei eine «Illusion». Umweltschutz und -planung müßten sich vielmehr mehr als bisher dem Auto zuwenden und es zu einem umweltgerechten und sicheren Verkehrsmittel machen, forderte der Universitätsprofessor in einem Vortrag.

Eine Erhöhung der Mineralölsteuer, Straßennutzungsgebühren oder auch die Parkraumbeschränkung in den Innenstädten trügen viel zu wenig zur Verringerung des Autoverkehrs bei, meinte er. Die jüngste Benzinsteuererhöhung um fast 25 Pfennig habe den Straßenverkehr nur um drei Prozent reduziert. Dies mache gerade eben den Verkehrszuwachs eines Jahres aus. Auch Benutzungsgebühren auf Autobahnen seien wenig hilfreich, zumal sie zu Verdrängungseffekten und zusätzlichen Belastungen sensibler Räume führten. Ebenso werde die Wirkung von Parkplatzbeschränkungen überbewertet, meinte Steierwald.

Auch wenn ein Bündel von Maßnahmen ergriffen würde – von der Attraktivitätssteigerung der öffentlichen Verkehrsmittel bis hin zur drastischen Attraktivitätsminderung des Autos –, ließen sich die Schadstoffe nur unzureichend reduzieren. Die Investitionen im öffentlichen Verkehr seien ohnehin zu spät begonnen worden. 82 Prozent der Verkehrsleistung entfielen auf das Auto, und davon sei mehr als die Hälfte Freizeit- und Urlaubsverkehr. Steierwald erinnerte daran, daß seit fast 20 Jahren der Benzinverbrauch

bei ungefähr zehn Liter je 100 Kilometer nahezu konstant sei und dies, obwohl bei den Autos seither der Verbrauch um mehr als 25 Prozent habe gesenkt werden können. Diese Konstanz erkläre sich damit, daß die Motorleistung zwar ständig zugenommen habe, gleichzeitig aber ordnungspolitische Maßnahmen, etwa eine erhebliche Besteuerung der großvolumigen Motoren, ausgeblieben seien. Die technische Entwicklung habe noch andere Folgen: Die Verbrauchsverringerung der Autos sei durch die Zunahme der Motorverdichtung erreicht worden. Damit aber seien die Stickoxidemissionen wesentlich angestiegen.

Wieder Steinkäuze im Kreis Göppingen

(lsw) Die Flurbereinigung macht es möglich: Vor einem Jahr wurden auf der Hattenhofener Markung im Landkreis Göppingen 13500 Feldgehölze neu gepflanzt. Jetzt brüteten dort in einer seltenen Bestandsdichte an fünf Standorten Steinkäuze. Auch die Aufstockung von Streuobstbeständen habe dazu beigetragen, sagte der Naturschützer Bruno Ullrich, der seit 30 Jahren Steinkäuze und Rotkopfwürger beobachtet. Die Steinkäuze stehen auf der roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tierarten.

Eislingen: Zweierlei Maß bei Streuobstwiesen?

(lsw) Die Stadt Eislingen an der Fils will notfalls gerichtlich durchsetzen, daß bei der Ausweisung eines neuen Landschaftsschutzgebietes durch das Landratsamt Göppingen eine geplante Wohnbaufläche nicht um 1,2 Hektar verkleinert wird.

Die Kreisverwaltung gibt vor, Streuobstbestände zu schützen. Die Stadt wirft dem Landratsamt zweierlei Maßstäbe vor, weil die Kreisverwaltung gleichzeitig eine Erweiterung der Mülldeponie auf der Nachbarmarkung Salach um 29 Hektar anstrebt. Dafür sei sie bereit, Wald und großflächige Streuobstwiesen zu opfern.

Aus den «Stuttgarter
Nachrichten» vom 25. 10. 1993

Bürger wollen Alten Friedhof

KIRCHHEIM unter Teck (bü) – Erneut haben die Kirchheimer mit knapper Mehrheit einen Beschluß von Stadtverwaltung und Gemeinderat korrigiert. Beim gestrigen Bürgerentscheid stimmten 30,9 Prozent der Wahlberechtigten im über 20 Jahre dauernden Friedhofsstreit dafür, daß der Alte Friedhof wieder belegt und der Waldfriedhof nicht erweitert wird.

Damit haben aufmüßige Bürger schon zum zweiten Mal in der Kirchheimer Geschichte eine kommunalpolitische Entscheidung des Gemeinderates gekippt. Vor Jahren war die für die Entlastung des Innenstadtverkehrs so wichtige Nordtrasse bei einem Bürgerentscheid auf der Strecke geblieben. Gestern haben ein «Freundeskreis Alter Friedhof» und der **Schwäbische Heimatbund** erneut bei einer solchen Abstimmung die Oberhand behalten. Obgleich die meisten Kirchheimer den Streit um den Alten Friedhof, der über Jahre Aufsichtsbehörden wie Gerichte beschäftigte, satt haben – was auch beim schlechten Besuch der Bürgerversammlung zu diesem Thema deutlich wurde – haben die Wähler gestern anders entschieden. Von den 25 167 Wahlberechtigten gaben lediglich 8906 (35,4 Prozent) ihre Stimme ab. Davon sagten 7767 (30,9 Prozent) «Ja» zum Alten Friedhof. 30 Prozent der Stimmen waren für die Entscheidung nötig.

Windräder drehen sich auf der Hornisgrinde

(PM) Als unverständlich und nicht nachvollziehbar bezeichnete ein Sprecher des Umweltministeriums

am 10. August 1993 die Kritik, die nach der Entscheidung zur Errichtung einer Windkraftanlage auf der Hornisgrinde laut geworden war. Ein privater Investor, der auf dem Schwarzwaldgipfel in Sasbachwalden (Ortenaukreis) drei Windräder errichten wollte, hatte die vorgesehenen Auflagen des Umweltministeriums kritisiert.

Nach einem Vor-Ort-Termin, an dem alle Beteiligten – Gegner wie Befürworter der Anlage – am geplanten Standort ausführlich zu Wort kamen, gab das Umweltministerium nach einer sorgfältigen Abwägung grünes Licht für den Bau der geplanten Windräder auf dem Gipfel des höchsten Nordschwarzwaldberges. Damit sollte ein Zeichen für den dringend notwendigen stärkeren Einsatz regenerativer Energien gesetzt werden. Allerdings – und dies hatte das Ministerium von Anfang an deutlich gemacht – konnte es keinen «Freibrief» für das Unternehmen geben, denn Bau und Betrieb der Anlage fallen in den unmittelbaren Einzugsbereich des Naturschutzgebietes «Hornisgrinde-Biberkessel».

Der dortige Biotop ist Heimat für seltene und geschützte Tier- und Pflanzenarten und besonders sensibel gegenüber Eingriffen in die Natur. So brütet etwa der seltene Wanderfalke in dem von der letzten Eiszeit geschaffenen Kar des Biberkessels. Nach Meinung der beim Ortstermin anwesenden Fachleute wird von den Windrädern jedoch kein nachhaltig negativer Effekt auf den Biotop erwartet. Trotzdem sollte – so die Auflage des Umweltministeriums – die Landesanstalt für Umweltschutz das Projekt durch wissenschaftliche Untersuchungen begleiten, um etwaige negative Veränderungen der Flora und Fauna zu erfassen. Nur wenn sich dabei – entgegen aller Erwartungen – zeigen sollte, daß der Bestand des Naturschutzgebietes gefährdet sei, könnte die Genehmigung widerrufen werden. Wenn der Antragsteller – wie er immer betont habe – sicher sei, daß die Anlage naturverträglich sei, stehe dem Betrieb der Windräder nichts im Wege.

PERSONALIEN

ULRICH GRÄF, Mitglied des Heimatbund-Vorstands und Vorsitzender der Jury des Denkmalschutzpreises, war seit 1979 als Oberkonservator beim Landesdenkmalamt in Stuttgart tätig. Der 47jährige Baufachmann leitet mit Wirkung vom 1. September 1993 im Oberkirchenrat der Evangelischen Landeskirche das Technische Referat des Dezernats «Bauwesen und Gemeindeaufsicht».

DR. WOLFGANG IRTENKAUF, in Löffingen wohnhaftes Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes, ist am 25. Oktober 1993 von Klaus von Trotha, Minister für Wissenschaft und Forschung, der Titel eines Professors verliehen worden.

Geschäftsstelle zur Jahreswende geschlossen!

Von Donnerstag, 23. Dezember 1993 bis Freitag, 7. Januar 1994 bleibt die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes geschlossen.

Erster Arbeitstag
im neuen Jahr ist
Montag, 10. Januar 1994.

Öffnungszeiten der
Geschäftsstelle:
Montag bis Donnerstag
9.00 bis 12.00 Uhr
14.00 bis 16.00 Uhr
Freitag
9.00 bis 12.00 Uhr
14.00 bis 15.30 Uhr

Der Vorstand und die Mitarbeiter der Geschäftsstelle wünschen allen Mitgliedern und Freunden des Schwäbischen Heimatbundes

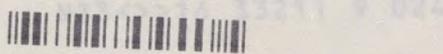
ein frohes Weihnachtsfest
und alles Gute für das neue Jahr!



WÜRTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK

2020

N13<>>30 57923 3 024



WLB Stuttgart

6. Dez. 1995

SELKE OMI
D-56070 Koblenz
Telefon 0261 / 861 41
Fax 0261 / 861 97
RAI RG 405

